This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

PT2388
K83
1843
v.7

Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.

Vorwort.

Die großartigen Geſtalten der Urwelt und der Vorzeit gaben den Stoff der folgenden Schildereien und Gemälde.

Glaube, Gemüth und Fantaſie wandeln Hand in Hand auf dem heiligen Boden. Der Glaube darf und kann nicht Sache des kalten, ſichtenden Verſtandes ſein. Soll ſein Weſen nicht durch jeden Hauch der Zweifelſucht geſtört werden, ſo muß er aus dem Grunde des Herzens hervorkeimen und aufſproſſen wie eine Feldblume, die zu ihrem Gedeihen nur den Thau und die Sonne des Himmels, aber keiner Kunſtpflege bedarf.

Der Glaube, der ſich erſt durch Wiſſenſchaft und theoretiſche Überzeugung ſtählen will, hört auf, Glaube zu ſein. Den Samen des echten Glaubens legt Gott ſelbſt in unſer Herz. Wo aller menſchliche Verſtand unzureichend wird, wo *alles Wiſſen* nicht genügt, — da be-

ginnt unſer Heiligſtes: der Glaube! Diejenigen, die da meinen, der Glaube ſei eine Schranke des Geiſtes, kennen weder Gott, noch ſich ſelbſt. Was zu beweiſen ſie vergebens ihre Denkkraft anſtrengen, das erſchaut der Gläubige hell und ſicher in ſeinem Innern.

Wie einſt der leitende Stern den drei Königen aus dem Morgenlande, ſo ſchwebe uns auf der Wanderung nach dem gelobten Lande, Goethe's ſchöner Vers vor:

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.“

Wer nicht glauben kann, ſei nicht mit uns! Wir entſagen muthig den Brandmalen unſerer Zeit: dem kecken Eigendünkel, der Gemüthloſigkeit und dem Unglauben. Wenn der Menſch alle die unzähligen Wunderwerke Gottes und dann ſich ſelbſt, das größte von allen, betrachtet, ſo ſcheint es unmöglich, daß auch nur ein Einziger an Gott und ſeiner Schöpfung zweifeln könne. Und dennoch zeigt uns die Erfahrung mehr als Ein Beiſpiel des empörendſten Unglaubens, ſo entſetzlich, daß, wer nicht ſelbſt ein Gottesleugner iſt, auch nicht zu begreifen vermag, wie man einer ſein kann. Wie unnatürlich aber der Atheismus, zeigt ſich am auffallendſten dadurch, daß gerade dasjenige Weſen, dem Gott vor allen übrigen das erhabene Geiſtesvermögen verlieh, die Größe des Schö-

pfers und die Herrlichkeit der Schöpfung im Ganzen und bis in ihre kleinſten Theile zu erkennen und zu bewundern, eben dieſe Fähigkeit verleugnen will, wie Petrus ſeinen Herrn und Meiſter.

Wer nicht glauben will, daß dieſe Schöpfung das Werk Gottes ſei, könnte eben ſo wohl behaupten, das Licht ſei kein Ausfluß der Sonne. Seltſamer Widerſpruch! Der Menſch iſt doch im Leben ſtolz darauf, ſeine Abkunft von einem großen, mächtigen oder berühmten Stammvater herzuleiten, und dennoch kann er da ſchwanken, wo der größte und mächtigſte aller Väter ſich als den ſeinigen beurkundet und zwar durch nichts Geringeres als durch eine ganze Welt voll Beweiſen und Wundern, die wir jetzt noch täglich erleben. Nacht brütet über der Erde, ohne Farbe, ohne Geſtalt. Schwarzes Gewölk deckt den Himmel. Aber ſieh! Dämmerung lichtet das Dunkel der Verwirrung. Das Morgenroth lächelt auf die ſich enthüllende Geſtalt des Himmels und der Erde. Schon leuchtet das Gewäſſer mit ſeinen glänzenden Spiegeln auf. Feurig entſprudelt die Quelle dem Fels. Bach und Fluß ſprüh'n Funken, und Glutmaſſen wogt das Meer. Wetteifernd mit dieſer Herrlichkeit, zeigt die grüne Erde, ſich entſchleiernd, den Goldglanz ihrer wogenden Ährenfelder, ihrer blumigen, thauperlten

Wieſen und den Kronenverein rauſchender Wälder. Endlich tritt, ſchön wie an ihrem Schöpfungstage, die Sonne hervor, der Stolz des Himmels, die Wonne der Erde. Und in dieſen herrlichen Tempel voll Schönheit und Jubel tritt der Menſch, in den Armen des todtähnlichen Schlafes erwachend, mitjubelnd und anbetend wie ſein erſter Ahnherr in dem Augenblicke, da er, von Gottes Hauch beſeelt, ſich von der Erde emporhob.

Wir ſtehen auf heiligem Boden. So wie des Regenbogens ſtrahlende Wölbung ihre beiden Lichtpilaſter aus des Äthers Höhe auf den Grund der Erde ſenkt, eine verklärte und verklärende Erſcheinung, eine Annäherung des Überirdiſchen an das Irdiſche ohne materielle Berührung, ein Bild der herrlichen, obſchon uns unbegreiflichen Verbindung des Geiſtigen mit dem Körperlichen: eben ſo ward die Urwelt der Patriarchen und Propheten von den herabgeſenkten Armen der nähern, ſichtbar geoffenbarten Gottheit mit der erbarmungsvollen Vaterliebe zu dem neugebornen Säugling ſchützend umfaßt.

Unter allen Naturſcenen dürfte aber wohl kaum eine unſer Gemüth mehr zur Andacht ſtimmen, als der Gipfel eines vor Sonnenaufgang erſtiegenen Berges. Mit jedem Schritte aufwärts ſcheinen wir dem Himmel ſelbſt näher zu kommen. Iſt endlich die Höhe erſtiegen, welche

fromme Schauer ergreifen dann das ſchlagende Herz und die mächtig erweiterte Bruſt! Die heilige Sabbathsſtille ringsumher, nur vom Geſäuſel der Bäume und vom Flüſtern wandernder Lüfte, wie von Geiſterſtimmen myſtiſch belebt; die bedeutungsvollen Geſtalten vielfärbig verklärter Wolken, eine geheimnißreiche Zeichenſchrift des Himmels, endlich der goldne Aufſchwung der ſegenſpendenden Sonne, die wie ein Prieſter an den Altar des Herrn tritt und unſere Seele auf Feuerflügeln zum Unendlichen emporhebt, — welcher Menſch fühlte ſich hier nicht fähig, das Größte und Schönſte zu vollbringen! Das überirdiſche Schauſpiel läßt uns fühlen, wie klein wir im Irdiſchen und zu welcher Höhe des Geiſtigen wir erkoren ſind. Wir glauben der Erdehülle entnommen zu ſein und ätheriſch in Mitte des Strahlenhimmels zu ſchweben, der wie ein zweiter Himmel in unſerm Innern aufgeht.

Ein ähnliches Gefühl bemächtigte ſich auch meiner, wenn ich die großartigen Geſchichten der heiligen Vorwelt las; es war mir dann, als läge ich in ſtaunendem Schweigen auf dem luſtigen Gipfel eines hohen Gebirges, mit aufwärts ſchauendem Angeſicht, und ein Engel, ſchwebend im unermeßlichen Raume, zeichne mir die verklärten Ge-

ſtalten der heiligen Vorwelt mit Purpurglut auf die Himmelsdecke.

Lodere denn empor, du reine Flamme des gläubigen Gemüthes, zum Himmel, deinem Vaterlande, da Wunder, gegründet auf das tiefe, uns unerforſchliche Geheimniß der ewigen Naturgeſetze, zahllos hervorgehen wie die Sterne am nächtlichen Gewölbe des Firmaments! Jauchze, du Stimme des Herzens! Du wirſt dein Echo finden im Sphärenklang.

Beuge dich, mein Knie! Senke dich, mein Haupt! Bete an, meine Seele! Aufleuchtet das Reich der Wunder. Gottes Wille iſt That, ſein Gedanke eine Welt.

Des Sängers Weihe.

Empor, mein Lied, zu Ihm, zu dem Drei-Einigen
In Macht und Lieb' und Geiſtesheiligkeit,
Zu Ihm, der Welten ſchafft, und Welten heißt vergeh'n,
Zu Ihm, dem Urquell alles Wahren, Guten, Schönen!
Ihm ſei mein Geiſt, mein Leben Ihm geweiht,
Dem Schöpfer, der uns Schöpfungskraft verlieh,
Ein Paradies von Bildern und Gedanken
Und einen Schatz von Farben, Formen, Tönen,
Ein grenzenloſes Wunderreich
Und eines Weltalls Harmonie,
Zu fühlen, wie wir ſelig ſind durch Ihn,
Von ſeiner Gottheit Strahlen zu erglüh'n,
Zu überfliegen engen Daſeins Schranken,
Vom Grabe, Blumen gleich,
Zum Himmel aufzublüh'n.

Zur Nacht des ungeſtalten Chaos ſprach der Herr:
„Es werde Licht!"
Da floß ein Strahlenmeer,
Und aus dem *Strahlenmeer*

Floß neues Leben,
Sich zu erheben
Unendlich zum Unendlichen.
So trauert auch des Sängers Geist in Nacht,
Bis der Begeist'rung Licht in ihm erwacht,
Und er, nachahmend Gottes Schöpferkraft,
Ein Kunstwerk aus sich selbst erschafft,
Wo Wärme mit des Lichtes gold'nem Schein
Sich zeigt in menschlich-göttlichem Verein.

Vor Allem ruf' ich euch, verklärte Geister,
Ihr Seligen in eurem Himmelsfrieden,
Die ihr, der Töne und Gestalten Meister,
Unsterblichkeit errungen schon hienieden,
Ihr frommen Bildner heil'ger Schöne,
Ihr Hohen, deren Schöpfungsglut
In mir des innern Lebens erste Töne
Erweckt — euch ruf' ich an: Erhebet meine Seele,
Daß mit dem Willen sich die Kraft vermähle!

Vor Allem steigt mein heißes Fleh'n
Empor zu Zions Wolkenhöh'n,
Dich rufend, David, Zeder Libanons!
Erhab'ner Sängerfürst!
Gleich mächtig scholl dein Harfenklang
Zu Buß- und Siegsgesang.
O Du, der Fluren Zierde wie des Throns,

Der, wie er einſt als gottgeliebter Knabe
Die Lämmerherde mit dem Hirtenſtabe
Gelenkt, als Mann die Menſchenmillion
Beherrſchte auf dem gold'nen Thron, —
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden,
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Auch Du, o Rafael! dem ſchon im Erdenwallen
Der Himmel aufſchloß ſeiner Schönheit Hallen,
Du Hoher, der, was uns unſichtbar, klar erblickt,
Und dann von Gottes Herrlichkeit entzückt,
Nachbildete die himmliſchen Geſtalten,
Die, da wir noch hienieden walten,
Uns ſchon den off'nen Himmel zeigen,
Aus dem ſich Engel zu uns neigen:
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden,
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Und Du mein Taſſo! golderhab'ne Sonnenblume,
Die in der Morgenröthe Heiligthume
Der Tageskönigin entgegen glüht,
Indeß ein Engelchor vorüberzieht, —
Noch hallt im Schooße ſtiller Nacht,
Von *tauſend Sternen treu* bewacht,

Um des Erlöſers Grab der Echoklang
Von Deinem heiligen Geſang.
O wolle einen Himmelsſtrahl mir ſenden,
Verklärter Geiſt, in meine Nacht,
Daß mir gelinge, würdig zu vollenden
Das hohe Lied von Gottes Wundermacht!

Und nun begrüß' ich Dich, mein Jugendland,
Mein Bertholdsdorf, der Kindheit Wiege!
Dich und des Lebensmorgens Freudenflüge,
Euch ruft am Ziele ſeiner Erdenbahn
Der lebensmüde Pilger an.
Ich grüße dich, du wunderholde Zeit,
Da noch die kaum beſchwingte Fantaſie
Den farbenreichen Regenbogen
Beglückend über mich dahingezogen!
Heil dir, du wunderholde Zeit,
Da ich, vom leichten Schlummer geiſt'ger Nacht
Mit jedem Morgen froh erwacht
Und freudig, gleich den Morgenlüften,
Hinwallte durch ein Meer von Düften
Zur Kirch' in ihrer altergrauen Pracht!
Wie hob dann die Frühmeſſe mir das Herz
In heißer Andacht himmelwärts!

Noch ſteht vor mir das heilige Gebilde
Aus meiner Jugend blühendem Gefilde;

Noch füllt der Morgenröthe Purpurſchimmer
Der Kirche hochgewölbte Bogenhallen,
Und heimlich lauert hinterm Chor das Dunkel;
Nur auf dem Hochaltare wallen
Mit ſchwebendem Gefunkel
Die vielbewegten gold'nen Flimmer
Der erſten Morgenſtrahlen.
Der Andacht tiefes Schweigen glüht
Im Kirchenraum wie im Gemüth;
Der Schwalbe Zwitſchern nur,
Die auf der nahen Pfarrhofflur
Ihr frommes Neſt gebaut,
Schwirrt flüchtigleiſe
Nach altgewohnter Weiſe
In des Meßglöckleins Silberlaut.
Zu Gott ruft mich der feierliche Klang,
Zu Gott erhebe ſich auch mein Geſang!

Die Schöpfung.

Gehüllt in düſt'res Nachtgrau'n, brütet ringsumher
Formloſer Zwietracht Kampf. Obherrſchend tobt die Flut,
Mit ihr und unter ihr durch lichtlos tiefe Räume
Ein feindliches Gedräng', und dennoch wüſt' und leer,
Ein banges Streben wildverworr'ner Keime,
Ein Haßverein von Todesfroſt und Lebensglut.
Gefeſſelt heult der Sturm, durch Flammen ziſcht die Flut;

Luftwellen trauern auf ſchwerlaſtendem Geſtein,
Und grau'nvoll ſprüht aus Sümpfen rother Funken Schein.
Zerſtörung ringt und würgt wie Mord in Fieberträumen,
Und aus dem Daſein ſelbſt will die Vernichtung keimen.
So tobt des Urſtoffs Aufruhr in dem wilden Schooß
Geſetzlos, ordnungslos, und grenzenlos,
Ein unermeßlich grauenvoller Schlund!
Was flüſſig, ohne Fluß, das Feſte ohne Grund;
Ein allgemeiner Krieg in jeder Kluft,
Ein Kampf, von Froſt und Glut, von Laſt und Flug,
Ein Lebensreich in weiter Todesgruft,
Ein Todesreich voll Kraft und Lebenstrug.

Sollſt Erde, du, zur Ewigkeit erkoren,
Ein Säugling, kaum geboren,
Im Mutterarme ſchon vergehen,
In deiner Wiege ſchon dein Grab auch ſehen?
Verzweifle nimmer! Was der Segensruf
Der Allmacht liebevoll erſchuf,
Darf nie vor der Vernichtung zittern.
Gleich einem Adler über den Gewittern,
Schwebt auf den wildverworr'nen Maſſen,
Der Geiſt des Herrn und ſpricht zur Erde
Sein lebensvolles: „Werde!“
Und bei des Wortes heil'gem Schall
Tritt aus dem Nichts — ein Weltenall!
Hinſchwinden Kampf und Nacht;

In freudigſtolzer Jugendpracht
Schwebt hin die wunderſchöne Erde
Und über ſie das goldne Licht. —

So ſtrömt, o Gott, Dein Abglanz von Dir aus
Und füllt die Welt, Dein Haus,
Mit Harmonie und Klarheit,
Als Bild von Dir und Deiner ew'gen Wahrheit!

Des Lichtes Quell biſt Du, o Gott! Das Licht durchwallt
Der Schöpfung Hallen, Licht umſtrahlt
Des Schöpfers Thron. Licht iſt der Erde Kleid,
Licht der Erkenntniß höchſtes Geiſterziel;
Licht iſt des Seelenauges Zauberſpiel,
Licht iſt der Unſchuld eigenſtes Geſchmeid',
Licht iſt des Edelſteines Schmuck und Leben
Licht iſt der große Spiegel, der am Tagesfeſt
Die Wunder Gottes uns erblicken läßt.
Und Du, Menſch, wollteſt, wo dir tauſend Welten funkeln,
Verharren lichtſcheu in des Wahnes dunkeln
Irrgängen, und dem Himmelslicht verſchließen
Dein Herz, ſtarr in des Böſen Finſterniſſen?
Wie Deine Augen ſich zur Sonne freudig heben,
Laß auch den Geiſt zum Lichtquell ew'ger Wahrheit ſtreben!

Und ſieh! Schon hat ſich allumwölbend
Ein glänzend blauer Ätherbogen

Im gränzenloſen Raum des Himmels hingezogen.
Das erſte Morgenroth geht leuchtend auf hienieden,
Und bringt der neugebornen Welt,
Von Purpurglanz erhellt,
Des Schöpfers erſten Gruß,
Der Engel erſten Kuß
Und ihren Himmelsfrieden.
Rings waltet des Entzückens heil'ges Schweigen;
Das Waſſer ſaugt den Roſenſchein
In ſeine Silberſpiegel ein,
Und glanzerfüllte Düfte ſteigen
Auf, zu des Firmament's Gefilden,
Wo ſie, verſchmelzend, Wolken bilden,
Den ſchönſten Freudenkranz
Im Feuerglanz.

Wolken! Ihr des Lebens Bilder,
Des Morgens Feſtgeſchmeid',
Des Abend's Feierkleid!
Euch ſchauen wir als Baldachin
Im Frühgemach der Sonne glüh'n,
Wenn ſie auf ihrem Thron erwacht;
Ein Ruhelager bettet ihr der Nacht,
Geſellig dunkel euch vereinend,
Thautropfen ſchlummertrunken weinend,
Von Luna's Lampe überwacht.
Wenn von des Sommers Flammenmacht
Die weitgeborſt'ne Erd' in Fieberdurſt entbrennt

Und ſich nach einer Labung ſehnt,
Seid ihr des Segens milde Quellen;
Aus euren Urnen träuft des hellen
Erflehten Regens Silberflut.
Aufhebt mit friſcher Lebensglut
Der hingeſunk'ne Halm das Haupt;
Es grünt die Flur, der Baum prangt neu belebt,
Und der entſchlaf'ne Bach
Wird ſpielend wieder wach.
Ihr Wolken, bunt in Farbenglut
Und reich an wechſelnder Geſtalt,
Schön, wenn ihr ſtill und friedlich ruht
Wie eine Lämmerherde ſanft und gut,
Wie Inſeln auf dem Äthermeer;
Schön, wenn ihr majeſtätiſch wallt
Im Zuge wie ein Siegesheer;
Schön, wenn ihr ſegelt gleich den Schwänen
In ihrer Flügel eig'nen Flaumenkähnen;
Schön, wenn ihr, wie des Schützen Pfeile
Hinflieget mit des Sturmes Eile.
Wie wechſelt euer Anblick doch ſo ſchnell!
Jetzt golden und jetzt roſenhell,
Jetzt purpurroth, jetzt dunkelblau,
Dann ſtirbt die Glut in düſterm Grau.
Wie lieblich ſeid ihr anzuſeh'n
Im weißen, ſchwebenden Gewand!
Wie ſchaurig und wie furchtbar ſchön
Wenn ihr euch *rieſengroß*

In's ſchwarze Kleid des Sturmes hüllt,
Hoch wie Gebirge aufgethürmt
Und wie Ruinen einer Welt,
Verheerend durch den Himmel ſtürmt,
Die Erde mit Entſetzen füllt
Daß ſie in's alte Nichts zerfällt,
Wenn jeder Blitz ein Todesloos,
Und Donnerkeile eure Waffen,
Leichen unter Trümmer raffen,
Städte in des Abgrund's Schooß.
Doch wie verändert ſich die Scene ſchnell!
Die Schreckensnacht glänzt plötzlich goldenhell,
Und aus den Wolkenhallen ſieht
Der Gläubige, von Andacht hoch entglüht,
Ein Engelchor herab ſich neigen
Und ſchützend zu ihm niederſteigen.
Thut ſich der Himmel dann im Siegeslauf
Dem Reinen rein und herrlich auf,
Schaut er durch Wolkenmeeres Strahlenhöh'
Der Zukunft volle Glorie
Und Gottes Thron in Herrlichkeit,
Er ſelbſt ein Glaubensheld der Ewigkeit!

Von ſolcher Himmelspracht umfloſſen, ruht,
In Äthers weichem Mutterſchooß gewiegt,
Dem Vaterarme Gottes angeſchmiegt,
Der Säugling Erde froh und wohlgemuth;
Und ſieh! Die Waſſer theilen

Und trennen ſich vom feſten Land,
Denn Gleiches muß bei Gleichem weilen
Zu feſter Eintracht ſchönem Band.

Aus dem Felſen ſpringt der Quell
Luſtig, kühl und ſilberhell,
Und wie er murmelnd gleitet
Und ſpielend ſich verbreitet,
Wird er zum Bach,
Noch kindlich ſanft und ſpiegelflach;
Doch immer drängender geſellen
Sich die gehäuften Wellen,
Vereint mit lautem Gruß;
Und wie ſie rauſchen, wie ſie ſchwellen,
Geſtaltet ſich der Fluß,
Und wogt in ſtiller Majeſtät,
Wo freie Bahn ihm offen ſteht.
Kaum aber ſtellt ſich ſeinem Lauf
Ein trotzendes Geſtein entgegen,
Da hebt er ſich zornſchäumend auf,
Und tobt und kämpft mit Wellenſchlägen,
Und ſtürzet ſich verwegen
Von Höhen herab
Dumpftoſend in's Thal,
Sein ſtilles Grab.
Der erſte Wiederhall
Wird ſtaunend wach,
Und bebt dem Fall

Wehklagend nach.
Er aber eilt nun fort und fort
Von Fall zu Fall, von Ort zu Ort,
Bis er, vereint mit den Genoſſen,
Sich raſtlos hat ergoſſen,
Dann ſich erweitert und verbreitet ringsumher,
Unüberſehbar ausgedehnt, ein Flutenreich, ein Meer.

Zum Himmel ſteigt das Urgebirg empor;
Es bilden ringsumher Granit- und Marmorklippen
Des Rieſenleibes ſtarre Rippen;
Gleich weichen Muskeln ſchmiegt ſich an
Der grünen Hügel froher Chor.
Anmuthig in ſich ſelbſt verſunken,
Von eig'ner Schönheit wonnetrunken,
Ruht zwiſchen ihnen in des Segens Fülle
Ein Thal, das Heiligthum der Ruh' und Stille.

Und ſieh! Es webet nun das feſte Land
Sich ſelbſt ſein buntes Brautgewand.
Ein reichgewirkter Teppich überzieht,
Von Kräutern aller Art durchglüht,
Die Fluren und die Hügel.
Der Blumen vielgeſtalt'ges Farbenſpiel,
Gewieget von der Weſte Ätherflügel,
Beſchaut ſich wonneſtill
Im ſilberblanken Waſſerſpiegel,
Und winkt ſich Grüße,

Und nickt den Wellen Küſſe,
Und ſtrömet dankbar ſeine Düfte
Als Freudenopfer in die Lüfte.
Vor Scham, daß ſie ſo ſchön, erglüht die Roſe;
Die Lilie hüllt ſich in der Unſchuld Schleier,
Die Tulpe prunkt, aufflammt der Nelke Feuer;
Die Veilchen bergen ſich im Mutterſchooße,
Und ringsum wie ein goldenes Gürtelband
Schlingt ſich ein Ährenland,
Die Segensfülle zu vollenden
Mit reichen Spenden,
Indeß die Trauben wie Juwelen glüh'n
Und Funken aus dem Laubgrün ſprüh'n.

Bewegt und friſch
Spielt flüſterndes Gebüſch,
Und hochaufragend ſtrebt empor
Der Bäume kronenreicher Chor,
Hier blütenhell, dort fruchtdurchglüht.
Feſt in die Erde ſtämmen ſich die Eichen
Entſchloſſen, keinem Sturm zu weichen.
Der hohen Zeder Heiligkeit,
Die Palme, die dem Frieden nur ſich weiht,
Der Lorbeer, ſtolz auf ſeine Siegeskränze,
Die Myrthe, froh, daß ſie als Brautſchmuck glänze,
Sie ſteh'n geſellig da, indeß, fern aller Freude,
Mit tiefgeſenkten Zweigen,

Die weinend ſich zum Bache neigen
Verlaſſen ſteht die Thränenweide.

So wölbt ſich wechſelreich, all' überall
Mit grünen Wänden Zelt, Gemach und Saal,
Bald einzeln, bald in traulichem Verein;
Es ſäuſelt lichtſchimmernd der liebliche Hain,
Es brauſet der Forſt, es nachtet und hallt
Der düſtere Wald.

Willkommen, Erd', in deinem Feierkleid!
Willkommen in dem Brautgeſchmeid'!
In deiner Schöne, deiner Herrlichkeit
Hat Gott zu ſeinem Tempel dich geweiht.

Und ſieh! Es theilet ſich der Wolken Baldachin,
Und aus dem Purpur ſprüht
Goldflammendes Leuchten hervor,
Und aus der feurigen Glorie tritt
Der Sonne Strahlenkreis empor
Mit ſeinem heiligen Licht
Wie Gottes Angeſicht.
Heil dir, du glühender Lebensgeiſt,
Den Alles, was da waltet, preist!
Heil dir, des Himmels Heldin du!
Des Ewigen Heroldin du!
Sein Siegesbild,
Sein Flammenſchild!

Vor deinem erſten Blick erwacht
Des Farbenreichs Juwelenpracht.
Der Stunden Pforte öffneſt du,
Und führſt den jungen Tag herauf,
Gebeutſt dem Jahre ſeinen Lauf,
Dringſt in der Erde Tiefen ein,
Reif'ſt Blume, Frucht und Edelſtein,
Und wandelſt deine Jubelbahn,
Mit Heldenſchritt zur Siegeshöh' hinan.
Haſt du des Segens Fülle ausgeſpendet,
Glorreich dein großes Tagewerk vollendet,
Weint eine Blumenwelt dir Trauerperlen nach,
Und wird durch deinen Strahl in Freudenthränen wach.
Du ſinkſt hinab,
Ein Phönix, in dein eignes Flammengrab,
Und wirſt dann neuverjüngt uns wiederkehren,
Unſterblichkeit zu lehren,
Vorbildend, wie, was untergeht,
Zu neuem Leben auferſteht.

Schon hüllt der erſten Dämm'rung grauer Flor
Die Erde ein, und leiſe ſinkt die Nacht,
Ein Schauplatz andrer Wunder nur,
Auf Thal und Hügel, Wald und Flur.
Im ſchwarzen Trauerfeld erwacht
Zahlloſer Himmelsaugen Chor,
Die ſich entzünden demanthell
Am unſichtbaren Sonnenquell.

Der Mond mit ſeinem Heil'genſchein
Tritt in die Sterngemeinde ein.
Du nachtumhüllte Erde, bebe nicht,
Wenn Grau'n dich wie ein böſer Geiſt umflicht!
Anbetend ſteht die fromme Sternenſchar
Gleich Engeln an des Domes Hochaltar.

So ſehen wir Dich ſtets, o Gott!
Im Abendlicht, im Morgenroth,
Im farbenglüh'nden Mittagsfeuer,
Und in der Nacht geheimnißvollem Schleier.
Die allumfaſſende Natur,
Dich zu verkünden ſtets bereit,
Zeigt Deiner Allmacht Spur,
In jedem Raum, zu jeder Zeit.
Es iſt Dein Spiegelbild die Welt,
Die Deine Allmacht ſchuf und Deine Lieb' erhält.

So ſchön, ſo reich, ſo herrlich ausgeſchmückt,
Zum großen Schöpfungs-Feſtgelag,
Steht da der Erde göttlicher Palaſt,
Der alle Schätze, alle Wunder in ſich faßt.
Doch ach! von keinem Auge angeblickt
Und ohne einen freud'gen Herzensſchlag,
Und doch bereit, um Millionen Leben
Gedeih'n und Nahrung, Schutz und Luft zu geben.
Schon ſpielt ein zahlloſes Heer
Von Fiſchen, in Fluß und Meer;

Ihr Glanzgewimmel
Durchſchwelgt die Flut,
Auf der, ein Fels, der Wallfiſch ruht;
Und hinüber, herüber den Waſſerſpiegel
Scherzt ſchimmernd und ſingend ein buntes Geflügel,
Ein luſtentbranntes Getümmel
Von Wand'rern auf Erden, von Gäſten am Himmel,
Bald ruhend, bald hüpfend von Zweigen zu Zweigen
Im duftigen Blütengemach,
Mit zärtlichem Locken und Neigen,
Bald flatternd am Bach
Den Wellen nach,
Bald aufwärts ſich ſchwingend vom Laubendach
Hoch über die Wipfel der wehenden Bäume
Hinauf in die blauen Räume;
Flötend und ſchwirrend,
Schmetternd und girrend,
Schallt der Freude Drang
Die Lüft' und die Thäler entlang,
Der erſte Hymnus, liebeheiß,
Ein einziger langer Jubelgeſang
Dem Schöpfer der Erde zum Preis.
Im erſten Roſenbuſch haucht eine Nachtigall,
Der Liebe Allgewalt mit wechſelreichem Schall.
Schneeweiß und ruhigſtolz durchſchifft der Schwan
In weicher Flügel ſelbſtgewölbtem Kahn,
Der Waſſerfläche ſanftgefurchte Silberbahn,

Indeſſen in verſtummendem Entzücken
Vom Felſenhorſt die Adler in die Sonne blicken.

So will, allmächt'ger Gott! nach allen Weiſen
Dich, was da tönt und ſingt und ſchweiget, preiſen.
Und alſo regt ſich's raſtlos fort und fort.
Belebt von Deinem Geiſt und Wort,
Muß in unendlichen Geſtalten,
Das Thierreich zahllos ſich entfalten.
Stolz prangt im Goldgewande reich,
Den Herrſcherblick im Rieſenhaupte, König Leu;
An ihm vorbei
Eilt lautlos, ſchattengleich,
Der Hirſch mit prangendem Geweih,
Und mächtig brauſt, vom Mähnenſchmuck umwallt,
Einher des Roſſes edle Wohlgeſtalt.
Hoch wie ein Felſenthurm
Mit laſtendem Gewicht
Ragt empor der Elephant;
Zu ſeinen Füßen kriecht
Auf unbewegtem Sand
Der ſchattenloſe Wurm,
Das kaum ſichtbare Ebenbild
Der Rieſenſchlange,
Die mit verſchlungner Kreiſe langgedehntem Zug
Sich ziſchend windet durch das rauſchende Gefild.
Hell ſchimmert im ſummenden Flug
Der Käfer im Blütengebüſche;

Bewaffnet mit Helm und Speer
Schwärmt wählig die Biene umher
Und ſchwelgt am Blumentiſche;
Daneben ſpielt, gaukelnd im Farbentrug,
Der Schmetterlinge buntes Heer.
Weißwollige Herden durchhüpfen
Den blühenden Anger, die blühende Flur,
Indeß, ihnen nahe, das kräftige Wild
Hinbrauſet und brüllt,
Daß Kluft und Wald
Antwortend ſchallt.
So preiſen, Gott, Dich Millionen
Von Mücken und von Sonnen!

Schon prangt die Erd' in Herrlichkeit,
Wo Wunder ſich an Wunder reiht;
Und Alles jauchzt, ein allgemeiner Chor,
Im Feierklang
Den Hallelujah-Feſtgeſang
In ſeines Daſeins höchſter Wonne
Dankbar zu Gott empor;
Doch fehlet noch der Schöpfung Krone,
Ein Weſen, das obherrſche Allen,
Die da in Flut und Luft und auf der Erde wallen.
Und Gott erſchuf nach ſeinem Bild,
Ihm ſelber gleich
Den Menſchen, denkend, fühlend, ſtark und mild,
Schuf Mann und Weib,

An Seel' und Leib
Schön und tugendreich,
Sein Ebenbild!
Und ſegnet ihn, daß er in jeder Zone,
Sich mehrend, wohne,
Der Erde Herr in Allem, was er ſchafft
An Geiſteskraft
Durch Gott ein Gott,
Nichts ohne Gott;
Durch heilige Dreieinigkeit
Von Macht und Lieb' und Geiſt geweiht
Zum Erben der Unendlichkeit.

Und nun, da aller Kräfte reichſte Fülle
In makelreiner Harmonien Hülle,
Ein Werk der Allmacht und der Liebe, ruht,
Und alles Sein vollkommen iſt und gut,
Weilt, allumfaſſend mit den Segensblicken,
Der Schöpfer ſelbſt in heiligem Entzücken
Auf der Vollendung großem Schöpfungsall.
Dankglühend ruht die neugeſchaff'ne Erde,
Dankjubelnd ruht mit freudiger Geberde
Der neugeſchaff'nen Weſen Schar;
Anbetend ruht das erſte Menſchenpaar,
Und alles Daſein feiert in des Glückes Fülle
Das große Sabbathfeſt der Ruh und Stille.
Auf gold'nen Wolken ruh'n der Engel Lichtgeſtalten;

Sie blicken freudig auf der Erde frohes Walten,
Und ihre Wonne glänzt als Morgenroth,
Und Erd' und Himmel ruft:
Gelobt ſei Gott!

Das Paradies der erſten Menſchen.

Im Morgenlicht der reinſten Schönheit ſtrahlt
Das neugeſchaff'ne Paradies,
Und durch das Friedensreich der Schöpfung wallt
Der Geiſt der Wonne hold und ſüß.
Wie mit dem Lamm ein frommes Kind
Frohgeſinnt
In Unſchuld ſpielt,
So ſpielt in ätherleichten Schweben
Noch jedes Weſen mit dem Frühlingsleben.
Noch war kein welkes Blatt von einem Wurm zerwühlt,
Kein Todter in den Schooß der Erde eingehüllt,
Noch ohne Gift war Pflanze, Geiſt und Leib,
Der erſte Mann, das erſte Weib,
Des friſchen Daſeins ſchönſte Zierde,
Von Sorgen frei wie von Begierde;
Noch keine trübe Stunde,
Noch keine Thräne, keine Wunde!

Froh wandelt Eva über Blumen hin,
Sie ſelbſt der Blumen Königin,
Und lächelt mild,

„Entſchwebte die entzückende Geſtalt
„Den Wellen, die vor Wonne zitterten,
„Als ſie durchdrang des Geiſtes Weh'n.
„Der Engel blickte aus der Silberflut
„Nach mir ſo hold, ſo gut;
„Er lächelte ſo lieberell,
„Daß mir die Thrän' in's Auge quell.
„O komm' mit mir hin, wo die Wellen fließen,
„Den Engel nochmal zu begrüßen!" —

Und Adam, er, des Paradieſes Stolz und Luſt,
Ein Paradies auch in der eignen Bruſt,
Er, Gottes Ebenbild,
Blickt ringsum, ſiegeskühn und liebemild,
Und ſchaut von Ihr, die Lieb' und Schönheit iſt,
Empor zu Jenem, deſſen Ruf
Die Gatten für einander ſchuf;
Und aus dem Auge dringt ein Strom von Licht,
Der, was er ſchweigend fühlt,
Hellſtrahlend ſpricht.

So wandeln Beide Hand in Hand
Hin an des Baches Blumenrand;
Und wie ſie vor dem Glanz des Flutenſpiegels ſteh'n,
Läßt ſich die liebliche Erſcheinung wieder ſeh'n.
Ein Freudenruf entklinget Eva's Bruſt,
Die dann verſtummt im Übermaß der Luſt.
Doch Adam blickt jetzt auf der Gattin Angeſicht,

Verklärt vom eig'nen wie vom Morgenlicht,
Jetzt auf die Huldgeſtalt,
Die aus dem Bache ſtrahlt,
Und ſpricht: „Wie Gottes Allmachtruf
„Den Engel und den Menſchen ſchuf
„Nach ſeinem Ebenbild,
„So ſchimmern auch aus Deinem Angeſicht,
„Lieblich, klar und mild,
„Des Engels Mienen und die Engels-Seele,
„Daß ſich das Irdiſche dem Himmliſchen vermähle.
„Du weißt nicht, daß Du ſelbſt der Engel biſt,
„Der aus dem Wellenſpiegel Dich begrüßt.
„Wallt Schönheit an der Unſchuld Hand,
„Sich ſelber unbekannt,
„Dann glänzt das Leben hold und rein
„Wie dieſer Bach im Himmels-Widerſchein;
„Dann wohnt ein Engel in des Menſchen Bruſt,
„Ihm ſelber unbewußt,
„Verſchönert jede Freud' und macht die Schmerzen ſüß,
„Das Weib zum Engel und die Welt zum Paradies!" —

Eva horcht und ſenkt die Augen nieder,
Erhebt ſie dann zum Himmel wieder,
In Thränen lächelnd, und es glüht
Ihr Antlitz, das wie Morgenroth entbrennt,
Da ſie das Bild im Bache nochmal ſieht,
Und in dem Engel nun ſich ſelbſt erkennt.

„Entſchwebte die entzückende Geſtalt
„Den Wellen, die vor Wonne zitterten,
„Als ſie durchdrang des Geiſtes Weh'n.
„Der Engel blickte aus der Silberflut
„Nach mir ſo hold, ſo gut;
„Er lächelte ſo liebevoll,
„Daß mir die Thrän' in's Auge quoll.
„O komm' mit mir hin, wo die Wellen fließen,
„Den Engel nochmal zu begrüßen!" —

Und Adam, er, des Paradieſes Stolz und Luſt,
Ein Paradies auch in der eignen Bruſt,
Er, Gottes Ebenbild,
Blickt ringsum, ſiegeskühn und liebemild,
Und ſchaut von Ihr, die Lieb' und Schönheit iſt,
Empor zu Jenem, deſſen Ruf
Die Gatten für einander ſchuf;
Und aus dem Auge dringt ein Strom von Licht,
Der, was er ſchweigend fühlt,
Hellſtrahlend ſpricht.

So wandeln Beide Hand in Hand
Hin an des Baches Blumenrand;
Und wie ſie vor dem Glanz des Flutenſpiegels ſteh'n,
Läßt ſich die liebliche Erſcheinung wieder ſeh'n.
Ein Freudenruf entklinget Eva's Bruſt,
Die dann verſtummt im Übermaß der Luſt.
Doch Adam blickt jetzt auf der Gattin Angeſicht,

Verklärt vom eig'nen wie vom Morgenlicht,
Jetzt auf die Huldgeſtalt,
Die aus dem Bache ſtrahlt,
Und ſpricht: „Wie Gottes Allmachtruf
„Den Engel und den Menſchen ſchuf
„Nach ſeinem Ebenbild,
„So ſchimmern auch aus Deinem Angeſicht,
„Lieblich, klar und mild,
„Des Engels Mienen und die Engels-Seele,
„Daß ſich das Irdiſche dem Himmliſchen vermähle.
„Du weißt nicht, daß Du ſelbſt der Engel biſt,
„Der aus dem Wellenſpiegel Dich begrüßt.
„Wallt Schönheit an der Unſchuld Hand,
„Sich ſelber unbekannt,
„Dann glänzt das Leben hold und rein
„Wie dieſer Bach im Himmels-Widerſchein;
„Dann wohnt ein Engel in des Menſchen Bruſt,
„Ihm ſelber unbewußt,
„Verſchönert jede Freud' und macht die Schmerzen ſüß,
„Das Weib zum Engel und die Welt zum Paradies!" —

Eva horcht und ſenkt die Augen nieder,
Erhebt ſie dann zum Himmel wieder,
In Thränen lächelnd, und es glüht
Ihr Antlitz, das wie Morgenroth entbrennt,
Da ſie das Bild im Bache nochmal ſieht,
Und in dem Engel nun ſich ſelbſt erkennt.

Doch bald ſoll ſich auch in der Wirklichkeit
Dies ſchöne Engelsbild erneuern;
Das erſte Menſchenpaar, dem Glück geweiht,
Soll die Geburt des erſten Kindes feiern.
Und wie ſich an denſelben Zweigen
Bei Früchten auch die Blüten zeigen,
Geſellet ſich dem Erſtling, froh gepaart,
Gar bald ein Weſen gleicher Art,
Und Bruderliebe ſoll die Kleinen
In Luſt und Schmerz vereinen.
Doch aus dem Roſenſtrauche dringen
Bei reiner Schönheit Liebesblumen, auch
Des Haſſes Dornen, und die Nattern ſchlingen
Sich giftgeſchwollen um den grünen Strauch.

Wer ſein Gemüth von Gott abwendet,
Hat nimmer gut geendet;
Wer aber aus dem Leben ſcheidet
So makelrein, wie er geboren,
Dem iſt ein ew'ges Paradies erkoren.
Nie klage er, der *hier* erliegt;
Das Gute iſt's, das ewig ſiegt.
Zum Abgrund kann kein Strahl der Sonne dringen,
Doch mag die Seele ſich zum Lichtquell ſchwingen,
Wenn ſie, geläutert durch der Prüfung Leiden,
Sich fähig macht der wandelloſen Freuden.

Kain und Abel.

„Weh Dir, Mutter, erſtgeſchaff'nes Weib,
„So engelrein an Seel' und Leib!
„Weh, Vater, Dir! Wie ſchnell ſchwand Dein Entzücken!
„Wie ſchnell entfloh vor euren Blicken
„Des Paradieſes Himmelsluſt,
„Weil ſie zuerſt entfloh'n aus eurer Bruſt!
„Zu mächtig lockt' euch der Erkenntniß Baum,
„Zu klein ſchien euch des ſtillen Daſeins Raum.
„Ich möcht' euch fluchen, denn mir ward durch euch
„Das Glück verloren in dem Lebensreich.
„Ich möcht' euch fluchen — und ich kann es nicht,
„Seh' ich den Himmelsraum in ſeinem Licht
„Unendlich über meinem Haupte glänzen.
„Was frommt ein Eden in ſo engen Grenzen,
„Wenn unſer Geiſt das Grenzenloſe ahnt,
„Und jeder Schritt an unſ're Schranken mahnt?
„Wer hemmt die Flüge unſerer Gedanken?
„Geſtrebt habt ihr — ich preiſ' es — über niedre Schranken,
„Allein, warum mir zum Verderben?
„Muß ich für eure Schuld nun büßen?
„Muß ich den Fluch, der euch getroffen, erben?
„Die Schlange, die, Verſagtes zu genießen,
„Euch lockte, warum quält ſie mich
„Mit ihres Giftes Höllenbiſſen?
„Durch euch iſt mir das Paradies verloren,
„Und zur *Verzweiflung nur* bin ich geboren.

„Es ſei! Was ihr verwirkt durch eure Schwächen,
„Will ich zu meinem Vortheil rächen.
„Und mußtet ihr in eurer Ohnmacht weichen,
„Will ich nun das Unglaubliche erreichen;
„Ich, den der Vater, ich, den Gott verließ,
„Will ſelbſt erſchaffen mir ein Paradies.“ —

So ſprach auf einer kahlen Klippe Rand
Vortretend, Kain, die geballte Hand
Zum Paradieſe und zum Wolkenſitz
Emporgeſtreckt, frech, doch nicht ohne Grauen.
Zwar ſprüht aus ſeinem Aug des Trotzes Blitz,
Doch ſchreckt ihn ſelbſt des Herzens wilde Glut
Und wirft ihn nieder in ohnmächt'ger Wuth.
Schwer ſinkt indeß die düſt're Nacht herab;
Stumm iſt die Erde wie ein Grab.
Dem Hingeſtreckten naht, ſich bang umſchlingend,
Von Wehmuth voll und ſchuldbewußt,
Der Eltern Paar mit langſam leiſen Schritten.
Die Sehnſucht führt ſie her zum Orte
Des Glückes, das nun, ach! verſchwunden.
Erinnerung an holde Stunden,
In Ruh' und Wonne hier verlebt,
Ergreift das Herz; die Thräne bebt.
Nicht ferne glänzt des Paradieſes Pforte,
Vor ihr des Cherubs leuchtende Geſtalt,
Deß Flammenſchwert ſich aus der Nacht erhebt,
Und wie ein Meteor am Himmel ſtrahlt.

Sie fühlen bang und schuldbewußt
Das Flammenschwert in ihrer eig'nen Brust.
Vergebens streben sie mit innern Grauen
Noch einmal nur zu schauen
Verlorner Seligkeit himmlischen Ort;
Es fasset sie des Schmerzens Glühen.
Sie möchten weilen, ach! und müssen fliehen;
Des Flammenschwertes Anblick treibt sie fort.

Doch nicht Verzweiflung soll vernichten
Die Armen, die Gefall'nen; nicht vergehen
Soll der Unglückliche in seinen Wehen.
Gott ist ein Gott der Gnade!
Horch! Aus der Ferne hallen
Vom nachtumhüllten Paradiese
Himmlische Harmonien
Der Engel, die in heil'gen Weisen
Gottes Macht und Güte preisen.
Und wie die Flüchtlinge betrübt hinwallen
Und immer leiser, immer leiser
Die Lobgesänge hallen,
Flößt, gleich Thautropfen, die
In dunkler Nacht und gold'ner Früh
In Blumenkelche fallen,
Der Himmelsklang in ihre Herzen
Wohlthät'ge Milderung der Schmerzen.
Sie sinken nieder und umschlingen
Sich andachtsvoll *mit brünstigem* Gebet;

Doch immer mehr und mehr verklingen
Die Harmonien in dem Engelchor.
Die Wand'rer heben ihre Händ' empor,
Ergebungsvoll in bangem Sehnen,
Und wo die Worte fehlen, ſprechen Thränen.

Auf der ſchroffen Klippe Rand
Und wie ſeine Felſen kalt,
Liegt Kain, einer Leiche gleich,
Doch tobt in ihm ein wilder Brand.
Vom troſtlos tiefen Höllenreich
Erhebt in grau'nhaft rieſiger Geſtalt,
Ein Flammenberg im Schooß der Nacht,
Der Geiſt der Sünde ſich vor ihm
Voll Schadenfreude mit verhülltem Grimm.
Zu ſchaden fehlt ihm noch die Macht,
Doch ſeine Nähe ſchon übt die Gewalt
Des Schwachen Willen zu verblenden,
Und Neid und Stolz in's Herz zu ſenden.
Schon denket Kain nicht der Eltern Reu' und Schmerz;
Nur ihre Schuld, nur ihr Vergehen,
Nur den durch ſie erlittenen Verluſt
Läßt ihn der böſe Dämon ſehen.
Das Mitleid weicht aus Kains Herzen,
Stein auf dem Steine wird die Bruſt,
Und wie der gift'gen Schlange Stachel ſticht,
Reizt ihn des Bruders fromme Kindespflicht

Zum Bruderhaſſe, und kaum ſeiner ſelbſt bewußt,
Brüllt dumpf ein Fluch wie Donner durch die Nacht.

Als Kain aus dem Todesſchlaf erwacht,
Erhellt das Morgengrau Gefild' und Hain —
Doch ſeine finſt're Stirne nicht.
Er ſpringt empor vom kahlen Felsgeſtein
Und ſtarrt mit wildem Blick zum Tageslicht;
Das Allerfreuende erfreut ihn nicht.
Da ſeine bleichverwilderte Geſtalt
Wie Nachtgewölk vom Felſen niederwallt,
Tritt Abel in dem blumenreichen Thal
Entgegen ihm, hold wie ein Sonnenſtrahl,
Und bietet freundlich ihm den Morgengruß,
Und drückt auf ſeinen Mund den Bruderkuß;
Doch Kain ſtößt mit ſcheuem Blick
Den Grüßenden zurück.

Abel, ſanft wie immer, ſpricht:
„Blick auf zum Himmel! Sieh das Morgenlicht,
„Den Perlenthau, der Blumen Opferduft,
„Der, Bruder, uns zum Morgenopfer ruft!
„Wirf ab, des ſchweren Herzens düſtern Sinn!
„Wer möchte trauern, wenn in heller Freude
„Die Purpurwolken glüh'n
„Und Alles prangt im Feſtgeſchmeide?
„Laß uns zum Opferſteine zieh'n
„Und Arm in Arm, und Bruſt an Bruſt

„Mit neuerwachter Lebensluſt
„Das Opferfeuer zünden, daß die Düfte
„Aufſteigen in die Himmelslüfte!"

Dem Bruder folgt nun Kain ſchweigend,
Das düſt're Haupt zur Erde neigend.
So wandeln ſie langſamen Schrittes fort
Bis zu des Opferſtein's erhab'nem Ort.
Geſchichtet liegen hier des Holzes Scheiter,
Der ſanfte Bruder ſammelt Harz und Kräuter
Und ſtreut ſie betend um den Opferſtein.
Aus dem gerieb'nen Holze lodern Flammen;
Sie lodern wehend am Altar zuſammen
Mit röthlich gold'nem Schein.
Indeß die Flammen lodern, wirft ſich Kain
Mit finſt'rer Miene auf den Raſen nieder,
Auf welchem Bruder Abel kniet,
Dem aus der Bruſt mit heißem Drang
Des Opferliedes heiliger Geſang
Empor zum Morgenhimmel glüht:
„Walle, Du mein Geiſt,
„Wie der Opferduft
„Hoch zum Himmel auf!
„Walle, mein Gebet,
„Wie die Opferglut
„Rein zum Himmel auf!
„Sei, o Gott uns gnädig!
„Und nimm wohlgefällig

„Unſer Opfer an!
„Laß die Tiefgefall'nen
„Sühnen ihr Vergeh'n!
„Laß die Reuigen
„Wieder Gnade finden!
„Und wie die Erd' aus Nacht
„Zum neuen Tag erwacht,
„Laß uns auch neu erſteh'n,
„Daß wir Deinen Willen
„Immer zu erfüllen,
„Daß wir ohne Klagen
„Müh' und Leiden tragen,
„Daß der Eltern Blick
„Wenn ſie von uns ſcheiden,
„Uns noch ſegne, uns" —
Hier unterbrach den reinen Silberton
Des frommen Betenden
Kain mit bitter'm Hohn:
„Du wagſt es, Heuchler, Gottes Huld
„Zu fordern für der Eltern Schuld?
„Wie? für ein Paradies, durch ſie verloren,
„Verlangſt Du, Frevler, Himmelshuld?
„Den Gott, der uns vertrieben,
„Soll ich anbeten, lieben?
„Fluch ihr, die mich geboren!
„Fluch ihm, der mir das Leben
„Zur Qual gegeben!
„Fluch Dir, der gleich der Schlange

„Mit falſcher Worte ſüßem Klange
„Mir Gift in's Herz will ſenden,
„Durch Heuchelei mich will verblenden.“ —

Er ſpricht's, und ſeine Stimme tönt,
Wie eingeſchloſſ'ner Stürme Wuth
Dumpf in dem Schooß der Erde ſtöhnt.
Abel ſchaudert, betet, ſchweigt,
Und ſeines Opfers Flamme ſteigt,
So rein wie ſeine Bitte und ſein Herz,
Gerad' empor und himmelwärts;
Doch Kains Opferrauch,
Ein dicker, ſchwarzer Qualm,
Sinkt, kaum aufwallend, wieder
Zur Erde nieder,
Als ſucht' er, ſeinen böſen Flüchen gleich,
Gefall'ner Geiſter dunkles Reich.
Und nun, da Neid und Haß in ihm erwacht,
Fällt er anheim der Höllenmacht.

Und wie ein Tiger lauernd ruht,
Im Aug' die funkelnd-rothe Glut,
Wenn er die Beute dann erſpäht,
Auffährt, mit einem Sprung voll Wuth
Das zarte Lamm erfaßt
Und im unſchuld'gen Blute praßt:
So ſpringt auch Kain von der Erde
Empor mit wüthiger Geberde,
Ergreift mit wilder Haſt,

Vom Holzſtoß einen glüh'nden Aſt,
Und ſchwinget ihn,
Daß ringsumher die Funken ſprüh'n,
Mit beiden Armen
Ohn' Erbarmen
Um Abels blondes Lockenhaupt,
Und ſchmettert ihn zur Erde nieder.
Der fromme Jüngling liegt erblaßt;
Blut rieſelt über ſeine Glieder.
Mit des Gebetes letztem Worte
Schwebt ſeine Seele zu des Himmels Pforte.

Den Arm gehoben wie zum Todesſtreiche,
Die Keule krampfhaft haltend in der Hand,
Das Auge ſtarr geheftet auf die Leiche,
So ſteht der Brudermörder, ein Koloß,
Lautlos und regungslos und athemlos.
Selbſt die mittrauernde Natur
Zeigt, ſtarr von Schrecken, keine Lebensſpur.
Kein Lüftchen haucht im weiten Raum,
Es regt kein Blättchen ſich am Baum;
Die Blume ſenkt ihr Haupt zur Erde,
Und jedes Thier, mit ängſtlicher Geberde
Stumm in die Nacht des Waldes ſchleichend,
Verbirgt ſich matt und keuchend.
Geheimer Schauder wühlt
Durch die Natur; die weite Erde fühlt,
Dem todten Jüngling gleich,

Den erſten Todesſtreich,
Und durch die Wolken aufwärts dringt
Der erſte Todesſchrei, vom Schmerz beſchwingt.

Die Schöpfung ſchweigt in Trauerſtille;
In dunkler Morgenwolken Hülle
Verbirgt der Engel Schar
Das ſchmerzenvolle Angeſicht,
Und es verdüſtert ſich des Tages Licht.
Aufjauchzt der Schreckengeiſter Höllenbund,
Und aus der Erde tiefſtem Schlund
Dröhnt dumpf ein Donnerſchlag empor;
Und eine Feuerſchlange
Ziſcht neben Kain wild hervor,
Und ſchwindet wieder in der Erde Grund.
Da wacht des Brudermörders ſtarres Herz
Aus der Betäubung auf — zu wildem Schmerz;
Er ſieht die Bruderleiche, ſchön im Tod,
Er ſieht das dunkle Himmelszelt
Wie von des Blutes Purpurroth
Graunhaft erhellt,
Brüllt vor Entſetzen, ſchäumt vor Zorn,
Sinkt nieder, rafft ſich wieder auf,
Flieht fort und fort, mit immer raſcherm Lauf
Durch Buſch und Dorn,
Stürzt über nacktes Felsgeſtein,
Stürzt in des Waldes tiefſte Nacht hinein,
Stürzt hin, als hätt' ihn ſelbſt von Mörderhand

Getroffen jetzt der Todesſtreich,
Und liegt zerriſſen, blutend, todesbleich
An eines Abgrunds jähem Rand,
Unſeliger Verzweiflung Bild,
Deß Anblick mit Entſetzen füllt.
Der Geier fährt mit Angſtgeſchrei
An ihm vorbei,
Und Wolf und Tiger
Bangt vor dem Schrecklichen.
In jedem Flüſtern der bewegten Luft
Hört er des Bruders Todesächzen;
Zur Zunge wird ihm jedes grüne Blatt und ruft:
„Flieh, Mörder, unſern Labeduft!"
Die Quelle weicht zurück vor ſeines Mundes Glut;
Im Wolkenſchatten, der vorüber wallt,
Erblickt er bebend eine Schreckgeſtalt,
In jeder Morgenröthe Purpurflut
Des Bruders himmelan gefloh'nes Blut!
Doch aus den Wolken mild und leiſe
Tönt himmliſchen Geſanges Weiſe:

„Weh ihm, aus deſſen haßentweihter Bruſt
„Die Liebe floh, des Lebens Morgenglut,
„Des Daſeins höchſtes Ziel und Gut,
„Des Menſchen Heil, der Engel Luſt!
„Laß, o Gott, uns ſchuldlos ſein,
„Ewig gut und ewig rein!
„Rein, wie Du uns ſchufſt zum Leben,
„Laß uns einſt zu Deinem Thron aufſchweben!"

Der erſte Tod.

Aus einem dichten Nebelſchleier
Blickt matt der Sonne düſtres Bild hervor,
Umflammt von dunkelrothem Feuer.
Wie Flammenpfeile fallen
Zur Erde ihre Strahlen
Ohne Lichtgefunkel,
Matt und dunkel.
Grauenhaft und trauerbleich
Starrt, der Lampe gleich
In einer Todtengruft,
Die Tageskönigin.
Es weht kein Hauch von Lebensluft;
Die Blume ſinkt zur Erde hin.
Es ſchmachtet Baum und Strauch,
Es ſchweigt der Vögel Luſtgelag;
Gehemmt iſt Puls- und Herzensſchlag.

Auf einem duftig-grünen Bett
Von Moos und Kräutern lag
Der erſtgeſchaff'ne Menſch in bitt'rer Qual,
Zu ſcheiden von dem Lebenslicht;
Es folgt der Tod dem Sündenfall!
Um ihn ſteh'n ſeine Söhn': Enoch und Seth.
Von gleichem Todesſchmerz durchdrungen,
Hält Eva den Geliebten feſt umſchlungen,
Und ihre Thränen gleiten auf ſein Angeſicht.
In Adam's Adern brennet Fieberglut;

Nur mit Zerſtörung endet ihre Wuth.
Doch Eva lüftet mit ſorgſamen Händen
Die Kräuter, die dem Haupt zum Kiſſen dienen;
Sie ſucht durch Rütteln und durch Wenden
Ihm Duft und Kühlung zu gewinnen;
Sie müht ſich, mit dem blonden Haar
Den Schweiß der Stirne ihm zu trocknen,
Sie drückt auf ſeine Lippen heiß und wund
Mit kühlem Lebenshauch den weichen Mund,
Sie flüſtert bang und leiſe
Mit zarter Liebesweiſe:
„Verlaſſe mich, Geliebter, nicht hienieden!
„Laß mich mit Dir hinzieh'n zu Gottes Frieden!"

Doch Adam kämpft mit nimmerruh'nden Schmerzen;
Dumpf dringt die Klag' aus ſchwerbeklomm'nem Herzen:
„Lüfte! weht mir Kühlung zu!
„Haucht mich an und bringt mir Ruh'!
„Tiefer Quellen kalte Flut,
„Löſche mir die wilde Glut!
„Streut auf meine todeswunden Glieder
„Euern Schatten, hohe Zedern, nieder!
„Netzt mich mit dem Thau der Mitternacht,
„Wie die Blume, eh' der Tag erwacht!
„Flüſtert holde Troſtesworte!
„Labet mich mit Liebesblicken,
„Daß ſie an der Todespforte
„Nur noch einmal *mich* erquicken!

„Euer kummervolles Angeſicht
„Trübt der letzten Stunde Licht;
„Dieſes Schweigen — es iſt Grabesſtille,
„Die mir zeigt, wie nah' ich bin dem Ziele.
„Stärkt mich betend auf dem dunklen Pfade!
„Erbittet für mich unſers Schöpfers Gnade!" —

All' die Umſteh'nden, Kinder, Gattin,
Sie ſeufzten tief, ſie ſangen.
Ihre Lieder klangen
Hoffnungslos;
Ihr Gebet erſcholl
Wehmuthsvoll,
Zu preiſen Gott in ſeinen Werken;
Doch nicht gelang's, den Geiſt zu ſtärken
Des unausſprechlich Leidenden.
Vergebens preſſen ſie der edlen Pflanzen Saft,
Die ſonſt dem Schmerze Linderung verſchafft.
Nicht aller Kräuter Balſamfülle
Gibt Lebensgeiſt der morſchen Hülle;
Allein, je mehr die herbe Qual
Den Leidenden durchglüht,
Um deſto ruhiger wird ſein Gemüth.
Er fühlt der Sünde Strafe,
Die Folgen eig'ner Schuld,
Und leidet voll Geduld,
Und hofft, je mehr das Leben flieht,
Auf Gottes Vaterhuld.

Doch immer düſtrer flammt der Sonne Glut,
Wie ſie auf blutigrothem Wolkenpfad
Dem Untergange naht.
Sie ſinkt, und plötzlich ſtürzt die Nacht
Vom Himmel nieder;
Der Sturm erwacht
Mit ſauſendem Gefieder.
Die ſchwarzen Wolken hüllen Berg und Thal;
Der Blitze feuertrunk'nes Schlangenheer
Tobt, ſich durchkreuzend, wild umher;
Es dröhnt der Bäume und der Klippen Fall;
In Strömen ſtürzt der Regen
Dem Sturmgeheul entgegen;
Zum Himmel ſteigt das Meer,
Es ſchäumt die Flut,
Und ſelbſt am Wogenſchaum
Entbrennt der Blitze Glut.
Auch in der Erde innerm Raum
Erhebt ein Kampf ſich von Gewittern;
Der Berge Gipfel zittern
In Waſſer jetzt, in Feuer dann gehüllt.
Rings der Zerſtörung und des Unterganges Bild,
Als ſollte mit des erſten Menſchen letztem Hauch
Vergeh'n die Erde, ſeine Heimat, auch!

Endlich ſchweigt der Elemente Wuth,
Der Stürme heulendes Getümmel;
Des Blitzes Flamm' *erliſcht*, es ſinkt die wilde Flut.

Im blauen Kleid erſcheint der lichte Himmel;
Die Erde ſtrahlt in neuverjüngter Fülle,
Und friedlich walten Ruh' und Stille.
Jetzt, nahe ſchon der dunklen Todespforte,
Hebt Adam ſich empor und haucht die leiſen Worte:
„Nicht zürnend wendet Gott ſich von mir ab;
„Verworfen nicht ſink' ich in's dunkle Grab.
„Kein Wölkchen hat den Sonnenglanz umzogen;
„Am Himmel ſtrahlt der helle Friedensbogen.
„Seht! meine Ketten fallen;
„Frei ſoll der Geiſt aufwallen
„Zu dem Allmächt'gen, deſſen Ruf
„Mich und die Erde ſchuf.
„Verloren ward des Paradieſes Licht
„Durch mein Vergehen, meine Schuld;
„Verloren ſei uns Gottes Himmel nicht
„Und ſeiner Gnaden Huld!
„Die Sünde flieht, mit ihr mein Leiden,
„Und liebend darf ich von den Lieben ſcheiden."

Er ſprach es, ſchwieg, und ſchloß die Augenlieder;
Es ſchien, er bete noch im Traum.
Die Seinen ſanken auf die Knie nieder.
Da plötzlich füllt den weiten Raum
Verklärungshelles Himmelslicht,
Und in dem Strahlenglanz enthüllt
Sich eines Seraphs Bild.
Es gleicht ſein ſchimmerndes Gewand

Dem Schnee im Morgenſonnengold;
Ein Palmzweig ruht ihm in der rechten Hand;
Vom Antlitz ſtrahlt ein Lächeln hold,
Und von den Lippen bebt es tröſtend mild:
„Der Friede ſei mit euch
„Und Gottes Reich!“ —
Auf Adam's Antlitz ſtrahlt des Engels Licht;
Der Sterbende, ſich hoch aufrichtend, ſpricht:
„Gott, der mich ſchuf,
„Ich folge Deinem Ruf!
„Geleit', o Himmelsbote,
„Des Staubes nicht'gen Sohn
„Empor zu Gottes Thron!“ —

Ein Lichtſtrahl dringt aus den verklärten Blicken, —
Des Frommen Tod iſt ein Entzücken.
Auf den Entſchlafenen ſinkt Eva hin,
Und ihre heißen Thränen ſchmücken
Der Leiche ſtarres Lebensbild.
Wohl ihr! Mit ihm, den ſie beweint,
Iſt, kaum getrennt, ſie ſchon vereint.
Sie trugen einſt gemeinſam Luſt und Leiden;
Es durfte nur auf wenig Augenblicke
Der Tod ſie ſcheiden.

Des ſündigen Geſchlechtes Untergang.

Gefallen war durch Kain's Hand der Bruder;
Der Mörder floh; vor ihm floh Ruh' und Glück.
Er floh; ſich ſelbſt entfliehen konnt' er nicht;
Ein böſer Geiſt folgt' ihm auf jedem Schritt,
Und alles Leben ſchauderte vor ihm,
Wie eine Blume vor dem Nordhauch bebt.
Verwünſchung ſäuſelt ihm die Luft,
Und Fluch rauſcht ihm der klare Bach.
Er flieht; die Sünde flieht mit ihm. Der Frevler
Ward Vater eines Menſchenſtammes,
Mit dem ſich Laſter und Verbrechen häuften.
So mußte untergehen ein Geſchlecht,
Das, tiefbefleckt, unrein an Leib und Seele,
Den Sündenfall durch Sünden überbot;
Doch mußt' auch, nach des Ewigen Beſchluß,
Aus der Vernichtung Grau'n ein neues
Geſchlecht hervorgeh'n, gut und rein und fromm,
Denn auch im Todten lebt des Schöpfers Geiſt,
Und nimmer kann, was je geweſen, je vergehen.

Doch jene Frevler, jene Kühnen,
Fortlebend durch Jahrhunderte,
Sie waren Rieſen an Geſtalt und Kraft.
Fern von der Wiege ſtand der Sarg,
Wie eine Wolk' am fernen Horizont.

Im Dunkel der Jahrhunderte verlor
Das Grab ſich, das nur uns ſo nahe liegt,
Nur uns ſo ernſt mahnt an des Lebens Kürze.
Wo war ein Ziel, Furcht Jenen einzuflößen?
Kein Ende ahnend, tobten ſie ohn' Ende.
Es ſchwärmten die Begierden zügellos,
Und Frevel zeugte Frevel,
Wie das Gezücht der Schlangen
Im Höhlendunkel wächſt.
Der Vollkraft ſtachelndes Bewußtſein riß
Zum Mißbrauch hin. Das rieſige Geſchlecht
Setzt ſeinen Brüdern frech das Recht der Stärke
Entgegen, Gott verweg'nen Trotz.
Sie fordern Alles, leiſten nichts. Sie leugnen
Den Schöpfer, haſſen die Geſchöpfe,
Und ſeh'n im Weltall ſich allein.
Der Engel Fall heißt ihnen Heldenthat,
Die Tugend Schwäche, Andacht Kinderſpiel.
So tobten Streit und Zwietracht ohne Ende.
Was Einem eigen, eignete ſich Jeder,
Was Jeden lockte, wollte Keiner miſſen.
So mußten Tauſende vergehen,
Um Raum zu geben Tauſenden;
Denn Böſes iſt des Guten Saat,
Und Ein Jahrhundert zeugt das andere.
Auflöſen muß ſich jede Diſſonanz
Im Jubel allgemeiner Harmonie;

So gründet ſich die Weltenhalle
Der Ewigkeit!

Nie ſtürzt das Unglück auf des Menſchen Haupt
Urplötzlich wie ein Blitz aus heitrer Luft.
Gleich Todeswolken vor dem Ungewitter
Zieh'n warnende Vorzeichen ihm voran.
Sie rücken immer näher, drohender
Heran. Die Sonne flieht; das Schreckbild ſteht
In banger Himmelsmitte düſterm Raum.
Es ſieht der Menſch das Todesheer
Hoch über ſeinem Scheitel ſteh'n,
Und achtet's nicht. Des Leichtſinns Taumel raubt
Ihm Zeit und Ernſt, zu ſchauen die Gefahr,
Und der Vernichtung trotzt ſein Übermuth.

Dem Menſchen gleicht die Völkerſchar.
Vergebens warnt Erfahrung ihn, vergebens
Warnt ihn der Anblick der Natur, vergebens
Warnt ihn ſein Schutzgeiſt, warnt ihn Gott,
Und kommen muß das Strafgericht!
Ja, Gottes Weisheit, Gottes Gnade muß
Ein ſündiges Geſchlecht vertilgen,
Das immer tiefer in den Abgrund ſänke,
Und noch den Adern von Jahrhunderten
Einflößte ſeiner Sünden Gift.
Aufgehen, wie die Sonne aus der Nacht,
Muß ein ſich ſelbſt verjüngendes Geſchlecht,

Das Gottes Ebenbild in ſich
Und ſeinen Brüdern liebt und ehrt,
Der Tugend hold, der Ewigkeit gewiß.

Zu jener Zeit des Frevels lebt' auf Erden
Nur Ein gerechter Mann mit Weib und Kindern,
Noah, von Gottes Geiſt beſeelt, erkoren
Zum Vater eines neuen Menſchenſtammes.
Ihm ward geheißen, eine Rieſenarche
Zu bau'n, die allen Elementen trotze,
Und in das Schiff des Lebens all' die Seinen
Zu führen, auch von jeder Art
Der reinen Thiere ſieben Paare,
Doch der unreinen Ein Paar nur.
Und Noah that, wie Gott befahl.
Gehoben ward die Arche von der Flut
Hoch über der Gebirge höchſte Gipfel.
Dreihundert ſechzig und fünf Tage ſtand
Das Flutenheer auf unſichtbarer Erde;
Da wehte Gottes Odem — und es ſchwand
Das Flutenheer, und neuverjüngt
Trat wie aus einem zweiten Nichts
Die Erde wieder in den Himmelsraum.

Im Land Armenia, wo die Fruchtbarkeit
Auf grünem Raſen in dem Schatten
Unzähliger Ölbäume ruht
Und Segensfülle auf die Fluren ſtrömt:

Ragt hoch empor vor den Gebirgesrieſen
Das Haupt des Berges Ararat.
Hier fand die Arche, durch ſo lange Zeit
Der Fluten und der Stürme Spiel,
Endlich den erſten Ruhepunkt.
Auf des Gebirges Gipfel ſtanden jetzt
Drei Jünglinge: Sem, Cham und Japhet,
Des greiſen Vaters Noah edle Söhne.
Die Strahlen der aufgeh'nden Sonn' umgaben
Die ſchönen kräftigen Geſtalten
Mit blendendem Verklärungsglanz.
Das Aug' voll Wehmuth, blickten ſie zuerſt
Hinab zur Erde, einſt mit Millionen
Lebend'ger Weſen aller Art erfüllt,
Und überall voll lauten Jubelſchalls,
Doch jetzt einſam und ſtill vor ihnen liegend,
Ein ſchwacher Säugling, deſſen Athem
Kaum Spuren ſeines Lebens zeigt:
Dann aber ward ihr Geiſt mit Allgewalt
Ergriffen von der Pracht und Schönheit
Und Herrlichkeit der neuverjüngten Schöpfung,
Jetzt für ein edleres Geſchlecht der Menſchen
Geſchmückt zum Tempel ſeines Glück's.
So iſt Jehova's Gnade grenzenlos!
Selbſt wenn Millionen untergehen,
Läßt er Millionen neu erſtehen.

Begeiſtert von des Anblick's Glorie,
Erwacht in den entflammten Herzen
Der Jünglinge das innigſte Gefühl
Von Dankbarkeit und feuriger Anbetung.
Sem ſchilderte den Untergang
Des ſündigen Geſchlechtes, Japhet
Das Wonneleben der Verjüngung;
Und Sem begann:
„Es regt kein Lüftchen ſich, die Erde ſchweigt.
Am Rand des fernen Horizontes ſteigt
Ein düſteres Gewölk herauf,
Und immer ſchwärzer, immer dichter,
Zieht mit kampfgierig wildem Drang
Von Sonnen-Aufgang bis zum Untergang
Das Rieſenheer auf grenzenloſer Bahn,
Zur Todesſchlacht heran.
Nacht deckt des Himmels Sternenlichter.
Ein Herold, der in böſer Stunde
Der Welt bringt eine Schreckenskunde:
So bricht mit wilder Haſt
Der Sturm hervor und heult und raſt,
Und ſtürzt herab vom Himmelsraum,
Zerreißt die Eiche und den Zederbaum,
Zerſpaltet Felsgeſtein
In tauſend Riſſe,
Zermalmt das Wolkenheer
In Regengüſſe,
Und facht der Blitze Glut.

Bach, Strom und See entweicht
Vor ſeiner Wuth,
Und wird zur Todesflut.
Die Blumenflur, den Dom der Wälder,
Der Wieſen Grün, die gold'nen Ährenfelder,
Des Sommers mit dem Herbſt vereinte Pracht
Verſchlingt des Waſſers wilde Macht.
So weit das Auge reicht
Bedeckt ein grauer Spiegel
Einförmig, unabſehbar Thal und Hügel!"

„So ſchwanden Tage hin, ſchwarz wie die Nacht,
Da weder Mond noch Stern am Himmel wacht.
Der Morgen kam, doch ohne Strahlen;
Fort heult der Sturm, und Regenſtröme fallen.
Fort braust anſchwellenden Gewäſſers Menge;
Drein ächzen der Troſtloſen Klaggeſänge.
Und immer ſchwärzer zieht in Todesnacht
Der Wolken blitzbelad'nes Heer.
Der Himmel ſenkt ſich in den Meeresgrund,
Und aus dem tiefſten Schlund
Steigt himmelan das Meer.
Nirgend ein Ufer, nirgend eine Küſte;
Entvölkert iſt der Erde Waſſerwüſte.
Nur auf der Berge Gipfeln wallt
Noch lebende Geſtalt.
Geſtachelt von des Hungers Qualen
Und ihrem Ende nahe, fallen

Raubthier und Menſch ſich an, beim Todesfeſte
Kämpfend um ekler Nahrung letzte Reſte.
Die Schlange ringelt ſcheu und zahm
Sich um der höchſten Zedern Stamm,
Indeß der Adler, aus der Höhe ſtürzend,
Mit blut'ger Krallen Rieſenkraft
Raubthier' und Menſchen zu den Wolken rafft.
Verwildert und verzweifelnd ſteht der Mann
Und ſtarrt, ſelbſt leichenſtarr, die Leichen an;
Die Weiber flehen,
Bleich, mit gerung'nen Armen
Um Hilfe, um Erbarmen
Den Himmel an, den ſie nicht ſehen,
Indeß der Säugling weint und ächzt,
An nahrungsloſer Bruſt nach Nahrung lechzt
Mit kläglichem Gewimmer.
Die Mutter klimmt wie ein gejagtes Reh
Von Fels zu Fels mit ihrem Kind, mit ihrem Weh;
Sie eilen; ſchneller eilt des Waſſers Wuth.
Es ſinken Kind und Mutter in die Flut.
Von Zeit zu Zeit erſcheint ein kühner Schwimmer
Auf einer Felſentrümmer,
Doch bald wird er dahingerafft
Mit ſeiner letzten Kraft;
Das falſche Klippenſchiff
Zerſchmettert ihn am Felſenriff,
Und ſpurlos ſinkt er in den tiefen Schlund.
Vergebens mild, reicht nun

Der Feind dem Feind' zum Bund
Am Grabesrand
Die Retterhand;
Nicht frommt's, wenn bitterm Haß im Leben,
Der Tod erſt muß Verſöhnung geben!
Verzweifelnd halten ſich
Auf höchſter Felſenſpitze
Zwei Liebende umſchlungen;
Es ſtürzt, zermalmt vom Blitze,
Der Fels, die Liebenden mit ihm.
So enden Schmerz und Glück
Im letzten Kuß, im gleichen Augenblick!"

„Verſtummt iſt Klag' und Wehgeſchrei,
Die Erd' ein weites Todtenmeer.
Leichname ſchiffen ringsumher,
Umflammt von Donnerkeulen,
Und über ihnen heulen
Die Stürme ihren Grabgeſang
Zum allgemeinen Untergang.
Nun weicht der felſenfeſte Grund;
Es öffnet ſich der Erde Schlund,
Und Berge ſtürzen, Städte fallen
Mit ihren Laſtern und mit ihrer Pracht
In die lichtloſen Hallen
Der ew'gen Nacht.
Hoch über der Vernichtung ſchwebt,

In Schrecken eingehüllt,
Des Todesengels Flammenbild!" —

Sem ſchwieg. Die Arme kreuzend auf der Bruſt,
Hob Japhet das geſenkte Lockenhaupt,
Und ſanft entſchwebten ſeinem Mund' die Worte:
„Geendet war das Strafgericht.
Der Regen ſtürzt nicht mehr in Strömen nieder;
Erloſchen iſt der Blitze Glut,
Entfloh'n die Waſſerflut.
Am ſchwarzen Flor der Nacht glänzt wieder
Der Sterne und des Mondes Licht;
Lau weht der Lüfte ſanfter Flügel
Und kräuſelt kaum den Waſſerſpiegel.
Am dämmernd ſtillen Himmel zeigt
Im goldbeſäumten Wolkenraum
Das purpurhelle Morgenroth
Sich ſchön wie eines Engels Traum,
Und kündet Gnade, kündet Gott.
Auftauchen nun der Berge Gipfel,
Der Fluren Schmuck, der Wälder Wipfel,
Mit friſchem Grün belaubt,
Und Silberbächlein ſpielen klar und mild
In ihren alten Betten durch's Gefild.
Nach einer langen Todesnacht
Erhebt ſich über des Gebirges Haupt
Der gold'ne Sonnenſtrahl
Zum erſten Mal

In ſeiner Pracht;
Er ſenkt ſich nieder,
Um endlich wieder
Die Erde zu begrüßen
Mit ſeinen Feuerküſſen.
Im Schöpfungsraum herrſcht heil'ge Stille,
Die nur ein leiſes Säuſeln unterbricht.
Und ſieh! Wie eine Botin Gottes
Schwebt glänzend eine weiße Taube;
Beſtrahlt von Gold und Purpurlicht,
Trägt ſie den Ölzweig mit dem jungen Laube.
„Geendet iſt, o Gott, Dein Strafgericht,
Und wir ſind Deine Kinder wieder!
O nimm uns gnädig auf zu neuem Bunde!"
So tönt's aus Vater Noah's Munde.
Alle ſinken auf die Knie nieder;
Durch die feierliche Stille ſchallen
Schüchtern leiſe Dankeslieder,
Und Alles, was da lebt und fühlt,
Entflieht der Arche, eilt hinaus
In Gottes unermeßlich ſchönes Haus.
Und aus des Raſens friſchem Grün
Steigt plötzlich ein Altar empor;
Ihn würdig auszuſchmücken blüh'n
Der Blumen Tauſende hervor,
Und ringsumher in weiten Kreiſen
Steh'n die Geſchöpfe aller Art,
Sie ſtehen liebehold gepaart,

Ein glücklicher, ein lebensfroher Chor,
Um Gott den Herrn zu preiſen
In mannigfalt'gen Weiſen.
Und plötzlich hat ein Regenbogen
Sich durch den Äther hingezogen.
Des farbenglüh'nden Doms Pilaſter reichen,
Der Gnade und des Friedens Zeichen,
Verklärend und verklärt,
Aus des verſöhnten Himmels Reichen
Hernieder zu dem Opferherd.
Mit dem Geſchöpf, Ihm lieb und werth,
Vereint in dieſer ſchönen Stunde
Der Schöpfer ſich zum neuen Bunde.

Nachwort.

Das Andenken an die Schreckniſſe einer vertilgenden Sündflut hat ſich in den Sagen vieler Völker erhalten. Hieher gehört jene der Inſel Samothrake, jene zur Zeit des Königs Ogyges in Attika, die Deukalioniſche, eine babyloniſche, welche Berosus erzählt, eine ſyriſche, von Luzian beſchrieben, eine indiſche, und eine chineſiſche. Selbſt die Kamtſchadalen und Grönländer ſprechen von einer ſolchen Todesflut; eben ſo in Amerika die Braſilianer und die Einwohner von Florida. Die Oronokeſen, deren Sage der griechiſchen von Deukalion und Pyrrha ſehr ähnlich lautet, hegen noch jetzt vor einer neuen Sündflut eine ſo ungeheuere Furcht, daß ſie ſich bei heftigen Regengüſſen, des nahen Unterganges gewärtig, in ihre Hütten verbergen.

Abraham und Isaak.

Schon hatten sich die Nachkommen des Noah auf der neuverjüngten Erde verbreitet. Von Sem, Noah's ältesten Sohne, stammte in der achten Generazion Abraham, geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zwei tausend Jahre vor Christi Geburt, er, von Gott bestimmt, der Stammvater des hebräischen Volkes zu werden.

Als nun die Bewohner von Chaldäa dem Götzendienste sich ergaben, verließ Abraham, der Stimme des Herrn folgend, das entheiligte Land. Ihm zur Seite wandelte sein Weib Sara, auch Lot, der Bruderſohn. Ihnen folgten viele Knechte und Mägde mit den zahlreichen Heerden.

So zog das fromme Hirtenvolk durch das, vom Euphrat und Tigris umflossene Mesopotanien, nach dem gesegneten Lande Kanaan, wo Abraham einen Altar errichtete und Gott den Einigen, Ewigen, Allmächtigen verkündete. Aber wie die Schlange unter den Blumen, so wohnt die Zwietracht, das Kind des Hochmuths und der Habsucht, unter den Menschen. Unter den Hirten Abrahams und Lot's erhob sich mancher Streit um den Besitz der besten Weideplätze. Der menschenfreundliche Patriarch sah in einer Tren-

nung das ſicherſte Mittel zur Vermeidung des Unfriedens, und er ſprach zu Lot: „Laß nicht Zank ſein zwiſchen Deinen Hirten und meinen! Offen ſteht Dir das ganze Land. Ich bitte, trenne Dich von mir! Zieh' hin zur linken oder zur rechten Seite; mir bleibe die andere!“ —

Da zog Lot, ein Freund des Weltgetümmels, in die Stadt Sodom, in der Gegend am Fluße Jordan. Das Land glich einem Garten Gottes, die Bewohner waren aber böſe und ſündig. Abraham wählte den Hain Mamre in der Landſchaft Hebron zu ſeinem Wohnſitze, in deſſen heiliger Stille er abermals die Stimme des Herrn vernahm, die Stimme der Verheißung: „Ihn herrlich und groß zu machen in ſeinen zahlreichen Nachkommen.“ —

Lot aber fühlte bald die Folgen des im Schooße der verderbten Stadt erſtickten Sinnes für das Beſſere und Höhere. Kedor Laomor, ein mächtiger König von Elam (Perſien) überfiel, von Raubſucht getrieben, das reiche Land des Königs von Sodom und ſchleppte Schätze und Menſchen als Beute weg. Auch Lot mit all' den Seinigen, mußte dem Sieger als Sclave folgen; aber kaum hatte der fromme Patriarch den Frevel vernommen, als er, den frühern Zwiſt und die Trennung vergeſſend, ſeine Knechte bewaffnete, den Feinden nachſetzte, ſie ſchlug, die Beute ihnen wieder abnahm und Lot ſammt den Übrigen befreite. Solcher Muth ward hochgeprieſen. Die Könige von Sodom und Salem zogen dem Zurückkehrenden begrüßend und dankend entgegen. Der Erſtere bot ihm ſogar den ganzen Theil der ihm gehörigen Beute und Sclaven an; allein Abrahams Edel-

muth war noch größer als sein Heldenmuth. Er schlug das Geschenk aus, und verlangte nur den Segen Melchisedechs, des Priester-Königs von Salem.

Noch ein höherer Segen wurde Abrahams edler Frömmigkeit bald zu Theil. Gottes Verheißung, daß seine Nachkommenschaft zahlreich wie die Sterne am Himmel werden sollte, war noch nicht in Erfüllung gegangen. Sara blieb unfruchtbar. Großmüthig nach orientalischer Sitte, und gebeugt von dem Schmerze, kinderlos zu sein, gesellte sie selbst dem Gatten die egyptische Magd Hagar, bereitwillig, die von derselben gebornen Kinder an Kindesstatt anzunehmen. Hagar, sich schwanger fühlend, ward hochmüthig und vergaß, unterthänig zu sein der Frau. Sara bat nun den Gatten, die Hochmüthige aus dem Hause zu entfernen. Abraham erwiederte der klagenden Gattin: „Deine Magd ist in Deiner Gewalt; thue mit ihr, wie es Dir gefällt!" — Da floh Hagar in die Wüste. Der Verzweifelnden erschien ihr guter Engel — der Geist der Demuth. Sie kehrte zurück in Abrahams Hütte und gebar ihm einen Sohn, Ismael, den Stammvater, der wild umherschweifenden Araber.

Einst, als des Mittags Sonnenglut die Erde
Wie einen Brandaltar entzündete,
Saß in des Mamre lüftekühlem Hain
Des Patriarchen kräftige Gestalt.
Die Lüfte scherzten mit den Silberlocken,

Die wie ein Kranz um das erhab'ne Haupt
Sich wanden, und sein Geist versank in eines
Halbwachen Schlummers Fantasienspiel.
Ein Lichtgemisch von Gold und Purpurschmelz
Schien in Verklärung vor ihm aufzugeh'n,
Und als das Auge in der Außenwelt
Erspähen wollt', was er im Innern sah,
Erblickt er drei Gestalten vor sich steh'n,
So menschlich traut, so himmlisch hold.
Erhaben, liebreich, groß und würdevoll,
Stand eine männliche Gestalt, und ihr
Zu beiden Seiten standen blühend schön
Zwei Jünglinge, in deren Augen das
Entzücken mit dem heiligen Ernst verschmolz,
Und Abraham, erfüllt mit Ehrfurcht, und
In der Erscheinung höh're Wesen ahnend,
Sprach: „Ruhet aus, ihr hehren Wanderer,
Hier unterm Laubdach dieses Baumes,
Der Schutz und Schatten meiner Hütte gibt,
Und labet euch an Milch und Brot und Frucht!
Die Erde nährt den Leib, die Seele Gott." —
Die hehren Wand'rer setzten sich und ruhten,
Erquickten sich an Milch und Brot und Frucht,
Und sprachen holde Worte mit dem Wirth,
Der ohne Scheu sich des Gesprächs erfreute,
Denn Himmlisches war ja nicht fremd dem Mann,
Der noch den Himmel trug in seiner Brust,
Den Gott dem Menschen gab, als er sie schuf.

Ihm sprach die Stimme Gottes aus dem Herzen,
Und Engel nannt' er Brüder seines Glücks.

Als nun die Himmelspilger ausgeruht
Und sich erlabt, verließen segnend sie
Den Mann, der gastlich sie willkommen hieß;
Dann schwanden sie, von Baum und Hütte fern,
Wie sich der Abendsonne Glanz
Im purpurlichten Meer verliert.
Des Patriarchen Seele aber füllte
Ein himmlisches Entzücken, und er sank
Im schweigenden Gebet auf's Angesicht.
Als nun die Dunkelheit der Nacht
Die Hütte und den Hain umgab
Und Schlummerruhe leise athmend
Still waltete, vernahm der Patriarch
Des Todesengels Schreckensworte:
„Beschlossen hat der Herr den Untergang
Der Städte Sodom und Gomorrha,
Die frevelnd Sünd' und Missethaten häufen,
Zum Hohn des Menschen gleich dem Thiere leben." —
Und Abraham erhebt, von Schreck ergriffen,
Da fremdes Unglück ihn wie eig'nes trifft,
Sein Haupt, und schreitet vor die Hütte.
Und sieh! Getroffen von furchtbarem Glanz,
Schließt sich sein Aug', geblendet und durchbohrt.
Die Erde bebt; in ihren Tiefen tost
Des Sturms Geheul mit dumpfem Donnerbrüllen;

Der Boden birſt; Abgründe öffnen ſich;
Ein rothes Flammenheer ſteigt praſſelnd auf,
Und aus der Höhe ſtürzt ein Feuerregen
In blau und ſchwefelgelber Leuchtung nieder.
Die Giebel der Paläſte ſtürzen krachend ein,
Und wo der Stolz der beiden Städte ſonſt
Geprangt in ſeiner Sünden Übermuth,
Da brauſet nun in düſterrother Glut
Ein wildbewegtes Flammenmeer.
Geheul ſteigt auf zum nachtverhüllten Himmel,
Dann tiefes Schweigen ringsumher, —
Die ſtolzen Laſterſtädte ſind nicht mehr!

Wir kehren zu Abraham zurück, dem Sara, nach der Verheißung Gottes, den Sohn Iſaak gebar. Aber es geſchah bald, daß Iſaak und Ismael ſich ſo wenig vertrugen, als Sara und Hagar. Nur durch Verſtoßung der Letztern ward die häusliche Eintracht und Ruhe wieder hergeſtellt. Sie verließ zum zweiten Male Abrahams Hütte und verirrte ſich mit ihrem Sohne Ismael in der Wüſte bei Berſaba, wo ſie nicht einmal Waſſer fanden, um die Qual des brennenden Durſtes zu mildern und ihr Leben nothdürftig zu friſten. Die Kräfte weichen; ſie ſinken zu Boden.

So weit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch!
Des Samums giftig glüh'nder Hauch,
Gleich einem böſen Geiſte, zieht
Betäubend, athemhemmend,

Alle Glieder lähmend,
Hin durch der Wüste unermeßliches Gebiet;
Er treibt des Sandes heiße Wellen
Nach allen Seiten, allen Stellen.
Der Knabe, mit dem Tode ringend,
An einem Felsgerippe hingestreckt,
Hält, bleich, die bleiche Mutter, bang umschlingend.
Nacht hat seiner Augen Licht bedeckt;
Nur sein Ächzen zeigt noch Lebensspur.
Doch der Unschuld Fleh'n, zum Himmel dringend,
Hat des Himmels Hilf' erweckt.
Und sieh! Wie kaum vorher die hellen
Thränen aus der Mutter Augen quellen,
Also plötzlich aus dem Schooß der Erde bricht
Eine Quelle, frisch und silberlicht,
Und jeder Tropfen spricht:
„An Gottes Gnade zweifle nicht!" —

So zog denn Hagar mit dem geretteten Sohne nach Egypten, ihrem Heimatlande. Nicht minder dem Tode nahe befand sich der kleine Isaak, denn Gott, der in die Herzen der Menschen sieht und Prüfungen über sie verhängt, damit die Tugend sich läutere, wie das Gold im Feuer, — Gott, der Herr, forderte von Abraham sein Liebstes, seinen Sohn Isaak, zum Brandopfer. Der Patriarch, stets bereit, das Gebot des Höchsten zu vollziehen, säumte nicht, und bestieg mit dem holden Knaben in der heiligen Feier des Morgens den Gipfel des Berges Moria.

Das Haupt geſenkt in Demuth,
Die Augen feucht vor Wehmuth,
Klimmt Abraham die ſteile Bergesbahn
Still und ernſt hinan;
Er führt an ſeiner Hand
Den Liebling, den ihm Gottes Huld geſandt,
Und den er nun dem Geber opfern ſoll.
Schon hat er von weißglänzendem Geſtein
Hoch auf dem Gipfel den Altar erbaut;
Auflodert ſchon der Flammen rother Schein,
Und manche Vaterthräne thaut
Vom Angeſicht und ſtirbt ſchnell in der Glut.
Der Knabe ſieht's und ſpricht:
„Mein Vater, ſieh! Ich weine nicht.
Biſt Du bei mir, iſt Alles gut.“ —
Und Abraham: „Ja, holder Knabe! Gott
Iſt Vater von uns Allen
Und ſeinen Kindern immer nah.
Drum darf der Muth uns nie entfallen,
Verlangt er auch all' unſer Habe,
Verlangt er ſelbſt des Lebens Gabe;
Gott iſt gerecht, allweiſe ſein Gebot;
Sein Wink gibt Nacht, gibt Morgenroth.
Wer nicht in Leid und Freud ihm kann vertrauen,
Wird ſich nie ſelig, Ihn nie herrlich ſchauen.
Sohn, einſt zur Freude mir geboren!
Es hat der Herr zum Opfer Dich erkoren,
Am Brandaltar muß Dich der Vater tödten,

Muß dieſen Stahl mit Deinem Blute röthen.
Die Thräne fällt zur Erde nieder,
Doch aufwärts muß die Flamme wallen:
So ſinken in das Grab des Leibes Glieder,
Der Geiſt ſchwebt zu des Himmels Hallen.
Entkleide Dich der leichten Hülle,
Und küße mich, und ſchließ die Augen zu!
So iſt es Gottes Wille:
Ich muß gehorchen, — bluten Du!" —

Leiſe ſchluchzend ſinkt,
Lilienblaß in ſeinem Harm,
Der Knabe in des Vaters linken Arm.
Das Antlitz abgewandt,
Hebt der Greis die rechte Hand
Zum Himmel auf; —
Es blinkt der Stahl, — und ſieh!
Der Himmel thut ſich auf,
Da, wo der Menſch auf Gott vertraut,
Und aus den Höhen tönt wie Engellaut
Die Segenskunde:
„Laß ab vom Stoß der Todeswunde!
Du haſt des Herrn Gebot geehrt,
Und Dein Vertrauen iſt bewährt.
So finde denn in Deinem Sohn,
In welchem Du mehr als Dein eignes Leben,
Dem Wink des Herrn gehorſam, wollteſt geben,
Beſtand'ner Prüfung Lohn!" —

Da hob Abraham (sagt die heilige Urkunde) — seine Augen auf, und er sah hinter sich einen Widder mit den Hörnern in die Zweige des Gesträuches verwickelt hangen, und er zog den Widder hervor, und trug ihn zum Altar, und schlachtete ihn zum Brandopfer an des Sohnes Statt. Gott hatte dem Patriarchen Mesopotamien als das Land bezeichnet, aus welchem er ein Weib für seinen Sohn Isaak wählen solle, Abraham gab dem redlichen Hausvogt Elieser den Auftrag, um eine Gattin für den Jüngling zu werben.

Schon zog der treue Diener dahin mit zehn Kamehlen, alle reich beladen mit Brautgeschenken. So kam er zur Stadt des Nachor, Abrahams Bruder, der nicht mehr am Leben war. Vor der Stadt lagerte er sich an einem Brunnen, wohin, nach der einfachen Sitte und Lebensweise jener Zeit, die Jungfrauen aus der Stadt zu kommen pflegten, um Wasser zu holen.

Elieser, überzeugt, daß alles menschliche Beginnen nur durch Gottes Beistand gedeihen könne, flehte nun zu dem Allmächtigen und schloß sein Gebet mit den Worten: Wenn nun eine Jungfrau kommt, zu der ich spreche: „Neige Deinen Krug und laß mich trinken!" und sie wird sprechen: „Trinke! Ich will auch Deine Kamehle tränken;" o dann laß sie Diejenige sein, die Du selbst Deinem Diener Isaak bestimmt hast, und laß mich daran erkennen, daß der Strahl Deiner Gnade meinen geliebten Herrn traf!" —

Kaum ſchwieg der treue Knecht, als ſchon
Erhörung kam von Gottes Thron.
Ein Mägdlein, roſig, ſchlank und mild,
An Blick und Miene himmelrein,
Der zarten Sitte ſchönſtes Bild,
Tritt ſchwebend leicht zum Quellgeſtein.
Auf ſanftgewölbter Schulter trug
Sie zierlich einen Waſſerkrug;
Sie füllt ihn aus dem Silberquell,
Gleich ihren Augen leuchtendhell.
Mit freudigraſchen Herzensſchlägen
Geht Elieſer ihr entgegen:
„Vergönne, holder Jungfrau'n Zier,
Des Trunkes ſüße Labung mir!"
Rebekka neigt ſich, ſchwenket leicht
Den Krug auf ihre Hand, und reicht
Dem Frohen freundlich ihn zur Labe.
Und als er danket für die Gabe,
Spricht ſie: „Auch den Kamehlen
Soll nicht Erquickung fehlen!" —
Und rührig eilt ſie, ſchöpft vom Neuen,
Daß Menſch und Thiere ſich erfreuen.
Elieſer ſieht im lieblichen Bemühen
Des Mädchens Herzensgüte glühen,
Und danket Gott, der ſolchen Lohn
Verleihen wolle Abraham's Sohn.
Und einer Spange gold'nen Kranz,
Armringe, reich an hellem Glanz,

Kleinodien von selt'ner Art
Und Kleiderstoffe schön und zart,
Nimmt er von der Kamehle Rücken,
Die holde Jungfrau hold zu schmücken.
Rebekka fühlt ob solcher Pracht
Mit Lust zugleich die Scham erwacht,
Und freudig scheu und leuchtendhell
Fliegt sie zur strengen Mutter schnell,
Die, froh erstaunt, als eine Braut
Geschmückt das bange Mädchen schaut.
D'rauf schreitet Vater Bethuel
Mit Bruder Laban aus der Hütte,
Den Werber freundlich zu begrüßen.
Da spricht der treue Knecht die Bitte,
Und wie sein Flehen um die Braut
Zuerst er Gott dem Herrn vertraut,
Und wie der Höchste ihn erhört
Und selbst das Zeichen ihm gewährt. —
Da eilen Alle, Gottes Willen
In Freud' und Demuth zu erfüllen.
Rebekka fühlt ihr Herz entzündet
Wie von des Himmels eig'nem Strahl,
Und ehrt der höhern Fügung Wahl,
Die selbst das Glück der Liebe gründet.
Schon ruht sie, liebreich zum Entzücken
Auf des Kamehls gewölbtem Rücken,
Und viele Dienerinnen zieh'n
Mit ihr zum fernen Gatten hin,

Den auch ihr frommes Herz erkennt,
Weil ihn des Himmels Stimme nennt.
Verſchwindend ſchon auf fernen Wegen
Vernimmt ſie noch der Eltern Segen.

Schon brennen Wieſe, Wald und Flut
In abendlicher Purpurglut,
Und Duft umhüllt
Mit blauem Schleier
Der Dämm'rung heilig ſtille Feier.
Mit himmliſchem Entzücken
Die Bruſt erfüllt
Und Andacht in den milden Blicken,
Schreitet aus dem Vaterhaus
Iſaak auf die Flur hinaus;
Da beugt er mit demüthiger Geberde
Das Knie zur Erde,
Das aufwärts ſchau'nde Angeſicht
Verklärt vom Himmelslicht.
Sein Gebet ſteigt auf zu Gott,
Glühend wie das Abendroth,
Und von den lichten Höhen kehrt ſein Blick
Zur dunkeln Erde ſpät zurück.
Da ſieh! im letzten hellen Schimmer —
Es wallen mit gemeſſ'nem Schritte
Kamehle nach des Vaters Hütte,
Und viele Männer, viele Frauen
Erſcheinen, herrlich anzuſchauen;

Doch herrlicher als Alle ſtrahlt
Rebekka's liebliche Geſtalt.
Dem frommen Jüngling deucht, was er erblickt,
Ein Himmelsbild,
Das ihn im Traum entzückt,
Die Seele mit Erſtaunen füllt.
Verſtummend und zurückgebeugt,
So kniet er, ohne ſich zu regen;
Nur in den raſchen Herzensſchlägen
Des Innern Sturm und Drang ſich zeigt.
Und auch Rebekka, wie ſie ihn erblickt
Im lichtumfloſſenen Gefild,
Glaubt, hoch entzückt,
Zu ſchauen himmliſcher Erſcheinung Bild.
Und als der treue Knecht ihn ſchnell erkennt,
Und ihr des Gatten Namen nennt,
Rebekka vom Kamehle fliegt,
Verhüllend ſchamhaft in den Schleier
Der Blicke und der Wangen Feuer.
Im Glanz des Himmels und der Liebe nah'n
Die freundlichen Geſtalten ſich, und blicken
In frommer Schönheit voll Entzücken
Sich ſchweigend an,
Und reichen ſich die Hand zum Gruß;
Die Lippe glüht — und träumt ſich nur den Kuß.
Der Abend webt mit ſeinem ſchönſten Glanz
Um ihre Häupter den Verklärungskranz,

Und wie vereint ſie nach der Hütte wallen,
Läßt Abraham den Segensruf erſchallen.

Jakob.

Die erſte Frucht der Ehe Iſaaks war,
Vereinend Leid und Freud', ein Zwillingspaar:
Jakob und Eſau, Brüder durch Geburt,
Doch weder an Gemüth, noch an Geſtalt.
An Leib und Seele rauh, an Worten karg,
Das Herz der Liebe fremd, den Mund dem Lächeln,
Das Auge ſtechend, Liſt und Trotz im Blick,
Zur Erde ſtarrend oder ſeitwärts ſtreifend,
Doch nie in einem andern Aug' ſich ſpiegelnd,
Noch minder je dem Himmel zugewandt:
So irrte Eſau ſtets durch düſtrer Wälder Nacht,
Umfaßte manchen Baum und brach den Stamm,
Als wär's der Stengel einer zarten Blume.
Horch! Er vernimmt des Löwen dumpfes Brüllen,
Da ſtrahlt das düſt're Aug' von wilder Freude;
Noch ſchrecklicher erſchallt die eig'ne Stimme.
Er tobt durch das Geſträuch, zertritt, zerreißt,
Was in den Weg ſich ſtellt. Schon ſteht er keuchend
Dem Könige des Waldes gegenüber.
Der Leu entſetzt ſich vor dem Schrecklichen;
Er flieht; der wilde Jäger ſtürzt ihm nach,
Ereilt den Flüchtigen, faßt ihm die Mähne

Und ringt mit ihm. Zu Boden ſinken Beide,
Umfaſſen ſich und kämpfen, drücken, würgen.
Nach einer Stunde ſpringt der Jäger auf,
Vor ihm liegt zuckend der gewürgte Leu.
Die Hände und das Kleid mit Blut befleckt,
Kehrt Abends er zurück zur Vaterhütte,
Verſchlingt einſam, was ihm die Mutter reicht,
Vermeidet jedes trauliche Geſpräch,
Und ſinkt zu ſchwerem Schlaf auf's Lager hin,
Wo wilde Träume ihn noch mehr
Zur Wildheit ſtacheln. Der Unglückliche!
Er kennt nicht Kindeslieb', nicht Bruderliebe.
Wohl hallt ein ſanfter Laut vom Fels zurück,
Doch findet Mutterbitte nie
Ein Echo in der Bruſt von Stein;
Wohl ſaugt die Blum' den Abendthau in ſich,
Doch Mutterthränen blieb ſein Herz verſchloſſen.

Wie Tag ſich unterſcheidet von der Nacht
Und Frühlingsmilde von dem Winterfroſt,
So unterſchied ſich auch der Brüder Weſen.
Ein Morgenroth von holder Freundlichkeit
Lag auf dem Angeſicht des jüngern Jakob,
Der, Liebe ſuchend, Liebe fand.
Hold klang ſein Wort, noch holder ſprach ſein Aug'.
Der Mutter Wunſch zu ahnen war ſein Streben,
Dem Wink des Vaters folgte er,
Mit Luſt, wie eine Sonnenblume
Sich gerne nach der Sonne wendet,

Und beider Eltern Zärtlichkeit
Vereint im holden Jüngling ſich.
Den wilden Eſau freute Nacht und Sturm,
Des Bergſtroms jäher Sturz zum Höllenſchlund,
Gebrüll des Donners, Blitzes Feuerſchlangen,
Der Wolken Todesheer in ew'ger Flucht.
Des ſanften Jakob's heiteres Gemüth
Erfreute ſich am ſtillen Morgenhimmel,
Am Mondeslicht in milder Sternennacht.
Bewundernd und entzückt ſah er die Blume;
Der Bach, der murmelnd über Kieſeln ſpielt,
Der Bäume Flüſtern und der Vögel Lied,
Sie tönten ſeiner Seele Harmonie;
Mit Stolz erfüllte ihn des Vaters Lob,
Und wenn ein Lächeln auf der Mutter Antlitz
Sich hold ergoß, ſchien ihm der Himmel offen.
Ertrotzen wollte Eſau, was er wünſchte;
So fliegt ein Stein, wie ihn die Schleuder ſchnellt,
Und weichen mußte Alles ſeinem Sinn,
Wie Schlag der Axt Holz ſpaltet, Steine trennt:
Doch Jakob's Seele mit den ſanften Wünſchen
Und des liebvollen Herzens Luſt und Leid,
Sie ſpiegelten ſich in der fremden Seele
Wie Blume, Baum und Himmelsblau im Bach,
Sie ſpielten über fremde Herzen hin
Wie Lüfte über Saiten, deren Klang
Den Geiſterküſſen leiſ' entgegen haucht.

Esau, der Zwilling' Erstgeborner,
Ein Sklave nied'rer Leidenschaft
Und ungezügelt den Begierden fröhnend,
Nahm sich den Augenblick zu seinem Gott,
Und nichts war ihm zu theuer, das er nicht
Entbrannter Lust zum Opfer brachte.
Einst labte Jakob sich an einem Lieblings-
Gerichte. Esau sieht's; des Gaumens Gierde
Erwacht mit wildem Ungestüm,
Und hastig spricht er zu dem Bruder: „Gib
„Mir das Gericht und ford're, was Du willst!" —
Und Jakob: „Ist so mächtig Dein Gelüst,
„Daß Du dafür verzichten wolltest auf
„Das Recht der Erstgeburt?" — Und Esau höhnt:
„Das Recht der Erstgeburt? was frommt es mir?
„Macht es mich froh? gibt's mir Unsterblichkeit?
„Dein sei es für das köstlichste Gericht.
„Genießen muß ich's, kann nicht widerstehen.
„Ein solcher Augenblick wiegt Jahre auf.
„Sei, Schwächling, Dein das Recht der Erstgeburt!
„Mir ward die Kraft; in ihr liegt alles Recht,
„Und nichts ist alles Recht, fehlt ihm die Kraft zum Schutz.
„Nimm hin, Du Armer, meinen Überfluß!
„Ich könnte, was mich lüstet, mit Gewalt
„Dir nehmen, könnte Leibgericht und Leben
„Dir nehmen. Zitt're nicht! Hab' Muth, Muthloser!
„Es bleibe Dein — ich schwör' es Dir —
„Das Leben und die Erstgeburt!" —

Er faßte nun den vollen Topf,
Verſchlang mit gierig wilder Haſt
Das dampfende Gericht, warf ſich
Zur Erd' und fiel in tiefen Schlaf.
Als Iſaak nun, der blinde Greis,
Des Sohnes Schmach vernahm, trat Glut
Des Zornes ihm in's Aug' und auf die Wange.
Er ſprach: „Nicht biſt Du würdig, Eſau, daß
„Das Recht der Erſtgeburt Dich ſchmücke!
„Verloren ſei es Dir für nun und immer!"
D'rauf wandt' er ſich zu Jakob hin, und legte
Die Hände ſegnend ihm auf's Haupt, und ſprach:
„Sei Du nun Deiner Brüder Herr!
„Verflucht ſei, wer Dir fluchet!
„Geſegnet, wer Dich ſegnet!" —
Als die Beſonnenheit in Eſau wieder
Erwachte, ward er ſeines Bruders Feind
Und ſtrebte, mit dem Leben ihm das Recht
Der Erſtgeburt zu rauben. Jakob floh
Das Haus des Vaters und des Bruders Rache.

Erloſchen iſt der Sonne Feuer,
Schon kommt die Nacht, gehüllt in Trauer;
Sie blickt mit ihrem Geiſterſchauer
Hervor aus Wald und Kluft;
Sie legt den thaubenetzten Schleier
Auf Berg und Flur,
Und birgt dem Wand'rer jedes Pfades Spur.
Jakob, den Dunkelheit und Furcht verwirren,

Steht bebend ſtill nach langem Irren,
Dann ſinkt er, muth- und kraftberaubt
Zur Erde nieder, legt das Haupt
Auf einen Stein,
Und ſchlummert ein.
Da ſieht er in dem Dunkel
Plötzlich ein Glanzgefunkel,
Das bildet eine Strahlenleiter,
Die auf der Erde ſteht, doch immer weiter
Mit ihren Sproſſen ohne End'
Emporragt bis an's Firmament;
Wie auf des Lebensbaumes gold'nen Zweigen
Hell leuchtend auf- und niederſteigen
Der Engel Huldgeſtalten
Mit frohem, eifrig leiſem Walten.
Da ſchloß ſich auf ſein inn'rer Sinn
Für höhern Lebens himmliſchen Gewinn;
Sein Geiſt entbrannte
Und er erkannte:
Des Erden-Daſeins Stufenleiter,
Sie führ' uns aufwärts immer weiter,
Sie führ' uns himmelan,
Dem Ewigen zu nah'n,
Bis wir in Klarheit ſeh'n,
Wie mit dem menſchlichen Geſchlechte
Im Bunde ſteh'n
Die Himmels mächte.

Schah-Kuli,

oder:

Liebe, die Seele der Kunst.

Historische Novelle.

Im Jahre 1638 geſchah es, daß der Turkomanen Herrſcher, Sultan Morad der Vierte, genannt der Tapfere, mit einem großen Heere in das Reich des Perſerfürſten, Schah Abbas, einfiel. Das Glück begleitete Jenen, er ſchlug die Perſer, und hielt die ſchöne, reiche Stadt Bagdad mit einem Theile ſeiner Heeresmacht eingeſchloſſen. Schon hatte der Mond viermal gewechſelt, ſeitdem die Belagerung begonnen. Vergebens war die Stadt zweimal aufgefordert worden, ihre Thore zu öffnen und ſich dem Sieger zu ergeben. Die ſchwerbedrängten Inwohner beſchloßen ſich bis auf das Äußerſte zu vertheidigen, ihr Alles auf das Spiel zu ſetzen, und einen ehrenvollen Untergang der Sklaverei und der Schmach des türkiſchen Joches vorzuziehen.

Trüb und traurig ging die Morgendämmerung über Bagdad auf. Tiefe Stille herrſchte in der bangen Stadt, wildes Getümmel im Lager der Osmanen.

Wir treten in das Haus des Emirs Oglan; ein großes, ſchönes Gemach empfängt uns. Der Fußboden iſt mit

prächtigen Teppichen belegt; die Wände ſind mit reichen Kiſſen und glänzenden Spiegeln geſchmückt. Wohlgerüche dufteten. Durch die farbigen Fenſtergläſer ſchimmern die erſten Streiflichter des Tages; ſie fallen, als hätten ſie ſich den ſchönſten Gegenſtand im Gemache zur Verklärung erwählt, auf Fatime, die Tochter des Emirs Oglan. Sie ruht, Schmerz und Trauer in jeder Miene des blaſſen Geſichtes, auf ſchwellenden Kiſſen, die thränenfeuchten Augen auf den Fußboden geſenkt. Ihr zur Seite ſteht Tais, ihre Geſpielin, eine frohſinnige Griechin. Im Hintergrunde ſitzen auf Polſtern einige, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigte Sklavinnen und ſingen.

Geſang.

Friede, Liebe, Freud' und Ruh'!
Ach, wo ſeid ihr hingeflohen?
Ringsum hallt der Krieger Drohen,
Und es wälzt den bangen Ufern
Tigris ſeine Leichen zu.

*

Blaſſe Mädchen trauern nun
Klage ſeufzt von Roſenbäumen,
Schlachtgetöſe weckt aus Träumen.
Allah! Sei uns wieder gnädig!
Laß das Schwert des Todes ruh'n!

*

Als die letzten Töne des Liedes verklungen waren, winkte Fatime den Sklavinnen, ſich zu entfernen. Tais, voll inniger Theilnahme an dem Seelenleiden der ſchweigen-

den Freundin, umarmte die Weinende, und es entspann sich zwischen ihnen das folgende Gespräch:

Tais. Groß ist die Seligkeit der Liebe, doch ist — ich fürchte — ihr Leid, ihr Schmerz noch größer. Nach Allem, was ich je von der Liebe hörte, las und sah, erbebt mein Innerstes vor einem Glücke, dessen Pfad so nahe an das Unglück gränzt. Mir ist dieses schauerliche Wonnegefühl noch fremd geblieben, und selbst die Fantasie vermag es nicht, mir ein klares Bild vor die Seele zu malen, was die Liebe ist, diese wunderbare Liebe, die Dich entzückt und in Verzweiflung bringt.

Fatime. Noch hüpfest Du, Glückliche, leicht wie die Gazelle durch's Leben, erfreuest Dich an den Blumen, an den Sternen, kennst keine Thränen als die Perlen des Abendthaues, keinen Seufzer als den Hauch des balsamischen Lüftchens. Die stille Nacht bringt Dir nur ruhigen Schlummer und heitere Träume, der frische Morgen nur neue Freuden. Genieße, Glückliche, die Welt, genieße Dich selbst! Doch wisse, nahen wird auch Dir die Stunde, die unausbleiblich schicksalvolle Stunde, die dem sorglos stillen Herzen das ungetrübte Glück des Selbstgenusses plötzlich entreißt und, wie ein mächtiger Zauberer, das bange Herz in einen Kerker einschließt, durch dessen dunkeln Raum Dir aus einer einzigen Öffnung des Lichtes Glorie entgegenströmt, die Dich dann stets heller, stets blendender umstrahlt, bis endlich verzehrendes Feuer den ganzen Kerker erfüllt. Diese Lichtglorie, dieses Flammenmeer ist — die Liebe, die Dich verwandelt.

Dann biſt Du ein anderes Weſen, als Du warſt, und eine neue Welt geht vor Dir auf.

Tais. Geheimer Schauer ergreift mich bei dieſem Bilde. O möge mir nie dieſe Stunde nahen! Nur Dich, Gebieterin, will ich lieben, für Dich nur leiden, nur Deines Glückes mich freuen, will nur Deine Sklavin ſein, nie die Sklavin eines Mannes!

Tais nahm die Theorbe und ſang:

Noch ſchwebt in tauſend Nachtgeſtalten
Der Tod durch die entflammte Luft;
Der Freund muß auf dem Freund erkalten;
Die Liebe klagt und Achmed eilt
Hin, wo Gefahr und Ehre ruft;
Doch froh und freundlich rettend wallen
Die Geiſter um des Helden Haupt.
Schön unter lautem Jubelſchallen
Wird er der Liebe wiederkehren,
Vom holden Palmenkranz umlaubt.

*

Fatime dankte der Sängerin mit einem holden Lächeln für ihre Bemühung, ſie zu erheitern, und ſagte: „Warum ſchweigt der Mund des Rufes noch immer von meinem Achmed? Denk' ich alle die Gefahren, die ihn umgeben, ſo faßt Glut und Froſt wechſelnd mein Herz, daß es bald in wilder Empörung tobt, bald ſtockt und ſtarrt. Noch ſchmerzlicher aber bewegt der Stolz meines Vaters mir die Seele, mit Furcht und Sorge ſie erfüllend. Der Stolze haßt den ſtolzen Achmed, und Achmed wird nie

ſchmeichelnd ſich vor ihm beugen. Sie ſtehen einander gegenüber wie zwei Felſen, bis des einen Sturz den andern zertrümmert. Soll Bagdads Fall die Entſcheidung meines Schickſals werden? Glaubſt Du, mein Vater ahne unſere Liebe, die wir vor ihm und aller Welt verbergen?

Tais. Schlau iſt die Liebe, noch ſchlauer die Welt. Die Liebe träumt gerne, doch nimmer ſchließt der Argwohn ſeine tauſend Augen. Zweifle nicht, daß Dein Vater um Deine Liebe weiß, obſchon er den Unwiſſenden ſpielt!

Fatime. Weh mir! Dann muß ich das Ärgſte befürchten. Sein Zorn —

Tais. Ihn zu zeigen, dazu iſt's jetzt nicht an der Zeit. Der kluge Mann berechnet wohl, wann Zürnen oder Verſtellung beſſer ziemt. Dein Vater fühlt, wie nöthig Achmed's Arm jetzt für Bagdad iſt und für das Wohl der Perſer. Der allgemeine Ruf nennt den Emir Oglan ſtolz und ſtreng, doch nicht hart und gefühllos. Die rauhe Außenſeite birgt ein edles Herz und einen hohen Geiſt.

Fatime. Schweigt auch mein Vater jetzt; ſo iſt er doch nur das Ungewitter in der grauen Wolke; die Erde ſchmachtet, dem Himmel bangt. Sie ſchweigt und brütet Tod. Die Freundlichkeit, die er mir zeigt, gleicht dem Blitz, der noch im Schooße der grauen Wolke ſchläft. Er wird mir nun jeden Weg verſchließen, und ich werde kein Wort der Liebe weder erhalten, noch ſenden können. Achmed wird mich meineidig glauben, indeß die Glut der Sehnſucht mich verzehrt.

Tais. Träume von der Liebe nicht zu schön! Baue nicht zu sehr auf Männerliebe! Dich wird kein Mann verstehen und beglücken. Der Perser liebt Behaglichkeit und Ruhe; verhaßt ist dem Bequemen jedes starke Gefühl, das ihn mächtig bewegen und begeisternd heben will. Er liebt die Anmuth und das Zierliche nur in Formen und Worten. Er prunkt gerne mit Weisheit, sie hat aber ihren Thron nur auf seinen Lippen. Die Liebe kennt er nicht, denn er liebt zu sehr sich selbst, und das Vergnügen ist sein Gott. Mit unserm lebenslangen Kerker erkauft seine Eifersucht sich die Freuden, die er Liebe nennt. Damit ja kein Anderer uns Todten sich nähere, baut er, wenn der Tod uns seiner Macht entzog, noch eine Scheidewand um unsern Sarg. Wer selbst nicht liebt, weiß auch den Werth der Gegenliebe nicht zu schätzen.

✲

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch eine Sklavin, welche meldete: Schah Kuli, der Sängerfürst, bitte die Königin des Morgenlandes, die Sonne der Schönheit, vor ihr erscheinen zu dürfen. Fatime legte ihr Haupt auf die Schulter der Freundin und flüsterte: „Er, der Lust dem Herzen, Licht dem Leben gibt, er sei willkommen wie ein Tag der Freude!"

Eintrat Schah Kuli, Dichter und Tonkünstler. Begeisterung strahlte aus seinem Blick, Edelsinn aus jeder Miene. Idealisch gekleidet, mehr im griechischen als im Perserkostüm, stand er da wie eine Erscheinung aus höherer

Welt. Auf ſeinem rechten Arme ruhte das Scheſchdar, die kleine Harfe der perſiſchen Sänger. Die Finger ſeiner rechten Hand flogen über die kaum berührten Saiten wie Lufthauch dahin, daß himmliſch ſanfte Töne ihnen entquollen.

Fatime begrüßte ihn mit den Worten: „Des Himmels Tochter iſt die Kunſt. Dem Genius, ihrem Liebling, öffnet ſich, wo er wandelt, Thür und Thor, und jedes Herz erklingt bei ſeinem Lied, wie Memnon's Säule beim erſten Strahl der Morgenſonne. Wo Du erſcheineſt, waltet Harmonie, und Dein Geſang erweckt alle Blüten des Lebens. Als Schutzgeiſt ſtehſt Du in unſerm Familienkreis, und Bagdad rühmt ſich Deiner. Verſöhnung ſtreitender Gefühle, Erhebung der verzagten Seele, der Sieg der Tugend und der Liebe, ſie ſind Dein Werk. Dich ſendet Gott mir in dieſer trüben Stunde. Sohn des Himmels! ſei auch mein Genius!"

Schah Kuli. O daß es mir gelingen möge, Herz und Seele Dir in Licht zu kleiden! O daß mein Saitenſpiel ſanft wie Ton der Liebe Dich anſprechen möge! Du weißt es; freudenlos war meine Jugend, Trauer mein Leben. Nur im Schooße der Einſamkeit erhob ſich der Strahl meines Geiſtes, ſprang mit der Quelle über Felsgeſtein, verſenkte ſich in den Schattenhain, flog mit dem Adler zur Morgenſonne empor, ſchwärmte in ſtiller Mondnacht mit der klagenden Nachtigall, ſprach mit den Geiſtern der Sterne. Verlaſſen und vergeſſen von der Welt, ſchuf ich ſelbſt mir meine eigene Welt, und war's auch nur eine Traumwelt, es war doch eine ſchöne Welt, eine Welt ohne

Menſchen, aber voll von Engeln, und was ich dort verlor, fand ich hier. Erſt als der Strahl der Schönheit im Kreiſe der Frauen meine Seele traf, erſt da erwachte der Träumer — in einem Feenreich. Ein neuer Sinn erſchloß ſich mir. Die Saiten meiner Seele, bis dahin nur leiſe athmend wie die Harfe, wenn der Geiſterhauch der Abendlüfte ſie berührt, — ſie klangen jetzt in voller Harmonie; — ein Strom von Bildern und Empfindungen rauſchte dahin, und was bis jetzt in mir als Morgenröthe glomm, ward nun eines Sonnenaufgangs reiche Pracht. Die Kunſt ſchloß mit dem Leben einen Bund, und Begeiſterung pflückte die Blüten des Daſeins zu dem ſchönſten Freudenkranz. Ich hatte mich gefunden und die Welt; der Träumer ward ein Menſch und bald der Menſch Gott, weil ſein Gott ihn hoch über ſie erhob. Die Frauen ſind des Lebens Prieſterinnen im Heiligthum der Schönheit und der Liebe. Sie ſind es, die das heilige Feuer der Tugend und der edleren Sitte nähren; ſie ſind es, die menſchlich hold in uns das Göttliche, durch ihre Zartheit unſere Kraft, durch ihre Hingebung unſere Größe wecken. Von ihren Händen ward in mir die Blume des Ideals gepflegt. Was ich durch euch, was ich durch Dich geworden bin, die Du ſelbſt eine Blume des Ideals biſt, es ſei auch euer, ſei Dein Eigenthum! Fatime lächelt und Geſang entglüht; Fatime trauert, und jedes Lied verſtummt.

Fatime. So willſt Du Achmed's Heldenruhm durch Dein Saitenſpiel erhöhen?

Schah Kuli. Verherrlichung des Großen und des Schönen iſt des Sängers heiliger Beruf. Ich will für Dich Achmed's Thaten preiſen, (für ſich) ſelbſt wenn das Herz im Jubellaut mir bricht.

*

Schah Kuli zog nun einen friſchen Blumenſtrauß aus dem Kleide hervor, und überreichte ihn, mit thränenfeuchtem Auge, doch mit freundlich lächelnder Miene Fatimen mit den Worten: „Ein Herold der Liebe! Achmed ſandte ihn mir, daß meine Hand Dir ſelbſt ihn überreiche!“ — Dazu flüſterte er kaum hörbar: „Dir Lebensblüten, Todesblumen mir!“ —

Fatime, in dieſem Augenblicke den edlen Überbringer und die ganze Welt vergeſſend, drückte den Strauß an den hoch aufwogenden Buſen und rief: „O ihr holden Blumen der Liebe und der Freude! Wie leuchtet euer Glanz mir in die Seele! Wie dringen eure Gluten mir in's Herz! Schah Kuli! Enthülle mir das Geheimniß der holden Bilder der Liebe! Der Blumen vielerlei ſind hier vereint.“

Schah Kuli. Um mich von Dir zu trennen.

Fatime. Wie leuchtet das ſchimmernde Farbenſpiel

Schah Kuli. Mir bringt es düſtre Nacht.

Fatime. Sie verkünden mir Hoffnung.

Schah Kuli. Sie gebieten mir Entſagung.

Fatime. Ein Flor von Freuden blüht mir auf.

Schah Kuli. Der Leiden Übermaß! —

*

Schah Kuli schien jetzt wie aus einem schweren Traume zu erwachen und plötzlich gewahr zu werden, daß er Worte gesprochen habe, die sein Inneres, dessen Ausbruch er sonst sorgfältig beherrschte, im unbewachten Augenblicke gegen seinen Willen verriethen. Fassung gewinnend, sagte er nun: „Laß denn, Du Blume der Schönheit, den blauen Himmel Deiner Augen auf diesen Blumen der Liebe ruhen! Vernimm die Deutung! Aus dem Hellgrün des nimmerwelkenden Amaranths erhebt sich, von Veilchen umgeben, der Rose sanfte Glut; sie sprechen: „Blume der Schönheit! Eine glückliche Zukunft wird die Leiden der Gegenwart lohnen." — Die liebliche Orangenblüte, welche das düstere Gelb der Ringelblume verdeckt, kündet Dir, daß die Verzweiflung erliegen, die Hoffnung siegen muß, da sein Muth kein Hinderniß scheut. Hoch über die Tulpe ragt der Sonnenblume Gold, strahlend wie die Sonne selbst, empor, Dir zurufend: „Befürchte keinen Wankelmuth! Unwandelbar ist meine Treue!"

Fatime. O mache sie unsterblich, diese Blumen!

Schah Kuli. Noch aus der Asche meines Herzens möge Dir ein Flor von allen Freudenblumen blühen!

*

Überwältigt von seinen Gefühlen, die er kaum länger zu beherrschen vermochte, neigte der Leidende sein Haupt und verließ das Gemach. Das Bild des Unglücklichen erfüllte Fatimens Herz mit Wehmuth. Sie sank in die Arme der Freundin, und ihren Lippen entquoll die Klage:

„Entzückend tönt des Sängers Saitenspiel. Ein Strah-

lenkranz umgibt ſein Haupt, doch er ſchwebt zu hoch über mir. Verehren kann ich ihn, lieben nicht. Ich bin auch nicht jenes Götterbild, das ſeine Fantaſie ſich von mir erſchafft, und bald würde jener Zauberglanz erlöſchen, in dem er jetzt mich erblickt. Lieben kann ich ihn nicht, täuſchen darf ich ihn nicht. Das Kind des Staubes ſcheut den Sohn des Himmels. Im irdiſchen Paradieſe wohnt die Leidenſchaft; ſeine Heimat iſt die Sternenwelt, und ſeinen höchſten Lohn findet er in ſich ſelbſt, ein Lohn, den keine Liebe ihm gewähren kann. Edler Sänger! Je mehr ich Dich in Deiner Höh' erblicke, um deſto mehr ergreift ein Schauer mich, denk' ich an meine Nichtigkeit. Unfähig wäre ich, Dich zu beglücken; doch mögen dieſe ungeſehenen Thränen als eine Geiſterſtimme Dir verkünden, daß ich, ohne Gegenliebe zu fühlen, Dich verſtehen, Dich verehren kann! Weh mir, daß der Geopferte den Kranz des Opfernden mir bringen mußte! Ein bitterer Tropfe vergällt den Becher der Freude, aber das Schickſal will es, daß ich den Genius fliehen, den Helden lieben, daß ich der Gegenwart trotzen und doch vor der Zukunft zittern ſoll!" —

✲

Schah Kuli hatte ſich indeß mit ſeinem Schmerz in eine einſame Gegend des Gartens geflüchtet. Die rauſchenden Waſſerfälle, die duftenden Blumenbeete, die ſäuſelnden Lauben, — ihm rauſchten, ihm dufteten, ihm ſäuſelten ſie nicht. Spurlos zogen die Erſcheinungen der Außenwelt an ihm vorüber, der ganz in ſich verſunken war. Plötzlich aber wurde er aus ſeinen düſtern Träumen aufgeſchreckt durch

eine kriegeriſche Muſik, welche vom Jubel begleitet, aus der Ferne, immer näher kommend, zu ihm herüber ſcholl. Erſt nun vermochte er ſeinen Schmerz auszuſprechen:

„Achmed, mit Sieg und Ruhm gekrönt, kehrt zurück vom kühn gewagten Ausfall. Heil, Achmed, Dir!“ So ſchallen tauſend Stimmen durch alle Straßen der Stadt! Nur meine Stimme ruft: „Weh Dir! weh mir!“ —

„Das Schlachtgetümmel ſchweigt, allein in meinem Innern beginnt ein fürchterlicher Kampf. Wohin ich blicke, glühen ſchon erblaßte Bilder vor meiner Seele wieder auf. Hier lag ſie ſchlummernd in der Roſenlaube; die goldenen Locken wiegten ſich ſpielend im Hauch der dufterfüllten Abendlüfte. Im Himmelslicht der Schönheit lag ſie, träumend in der ſüßen Fülle ihrer Reize. Da entfloh, wie der Klang einer leiſe bebenden Harfenſaite, mein Name ihren Lippen, die, in Glut entbrannt über dieſen Selbſtverrath, die unſchuldigen Wangen mit Purpur übergoßen, wie eine Feuersbrunſt den Himmel röthet! Oh! Die Geiſter der Geſtirne verweilten bei dieſem Anblick ſtaunend in ihren goldnen Sphären. Fatime! Du erwachteſt. Da ſchwebte der Engel der ſeligſten Stunde im Strahl des Entzückens über uns dahin! Der herzendurchdringende Blick des in Thränen ſchwimmenden Auges verkündete Liebe, die, unausſprechlich ſelbſt, den leiſen Seufzer erweckte, weil ſie im verſtummenden Worte hinſtarb. Entweihte Szenen! Fliehet von meiner ſchmerzgefolterten Seele! Entflohen iſt des Lebens Geiſt, erloſchen hinter düſterem Nachtgewölk der Liebe Sonnenlicht und Sonnenglut! Nicht Erdenglück iſt mir beſchieden; nur Men-

ſchenwohl und Menſchenweh ſoll mich an Menſchenſchickſal feſſeln. Zu den Sternen hinauf ſoll ich blicken, dort die Geheimniſſe höherer Welten ahnen; als Nachtigall ſoll ich in Nächten meine Klagen zum Monde ſenden, als Lerche betend der Frühſonne entgegen fliegen, als Adler, hoch auf Felſen horſtend, herabſchauen auf der Erde nichtiges Treiben und des Daſeins flüchtige Erſcheinungen als Traumgeſichte an mir vorüberziehen laſſen. So wandle denn mit leiſer Spur, wie Lufthauch auf dem Wellenſpiegel, des Lebens Luſt und Laſt an mir vorüber, und kümmert die Welt ſich nicht, daß ich bin, ſo wiſſe ſie einſt ehrend, daß ich war."—

Verſtummend ſank der Klagende auf eine von Thränenweiden beſchattete Raſenbank. Von ihm unbemerkt, näherte ſich Emir Oglan, mit ihm Molla Bahadin, der Aſtrolog, im Geſpräche vertieft. Mit inniger Gemüthsbewegung ſagte Oglan: „Als ich den Sieg vernommen hatte, den Achmed errungen, erſtieg ich den heiligen Berg im Oſten, um mein Gebet dem nähern Gott zu ſenden. Unendlich lag der Horizont vor mir im Lichtgewande der lächelnden Natur. Der hellblaue Äther, vom Purpurduft des Abends beleuchtet, bog ſich über die ſtille Erde, wie eine fromme Mutter über ihr ſchlummerndes Kind. Mein Blick verlor ſich in des Himmels Ferne; Wonne, wie aus dem Reiche des Lichtes durchſtrömte mich, und meine Seele ruhte an der Bruſt des Friedens. War mir's doch in dieſer Stunde, als wäre nie Krieg geweſen auf Erden! Sanft zu meinen Füßen lagen die Wohnungen der Menſchen, wie Roſenbüſche im ſichern Thale freudeglühend ruhen. O Gott! tief

ich: Es hat ja Deine Hand selbst den lebensfrohen Perser für das Glück des Friedens gebildet. Laß ihn ungestört genießen sein irdisches Paradies!" —

Molla Bahadin unterbrach die Herzensergießung des greisen Emirs, indem er ihn aufmerksam machte, daß Achmed, umgeben von einer Schar der Krieger, auf sie zukomme. Der Emir, dadurch plötzlich in hohem Grade aufgeregt, rief zürnend: „Von einer Kriegerschar umgeben? Will er schon den Heerführer spielen, wohl den künftigen Großvezier? Sein Stolz verschmäht den Rath der Klugheit. Mir gleich will er sich stellen; nur deshalb erscheint er mit einem glänzenden Gefolge vor mir. Es sei! Je prahlender der Hochmüthige mir naht, desto schlichter und einfacher finde er mich! Mein gegründeter Haß nehme jetzt das bescheidene Lächeln der Bewunderung an! Für jede Jahreszeit reift eine eigene Frucht." — —

Indeß war Achmed herangekommen. Er trat mit leichter Verbeugung vor den Emir und sagte mit festem Blick und stolzem Ton: „Willkommen hoff' ich Dir zu sein, o Herr! weil ich im Siegesglanze zu Dir komme."

Oglan. Das Glück war Deinem Unternehmen hold.

Achmed. Die Sonne bringt den Tag, der Muth das Glück.

Oglan. Möge Dein erster Sieg, junger Held! ein Funke sein, der bald in helle Flammen auflodert.

Achmed. Ich will mir einen Flammenkranz winden, dessen Glanz seine Strahlen durch das ganze Perserreich verbreiten soll.

Oglan. Und der Schach ſoll aus meinem Munde Dein Lob vernehmen. Dein Lohn wird Dir nicht entgehen. Huld und Gnade —

Achmed. Bedarf ich nicht, doch der Schach bedarf meines Armes. Mein Blut, mein Leben trag' ich zu Markte; ſie heiſchen nicht geringen Preis. Den Kranz des Ruhmes ſetz' ich mir ſelbſt auf das Haupt; der Kriegerwürden Ehre muß mir werden. So ausgerüſtet und einer ſchönen Zukunft ſicher, darf ich im Gefühle meines Werthes ſchon jetzt anſprechen, was ein Schwächerer erſt am Ziele ſeiner Laufbahn zu bitten wagt. Und ſieh, o Herr! ich ſprech' es an, in dieſem Augenblicke ſprech' ich's an. Vom Schlachtfeld kommend, mein Schwert von Feindesblut geröthet, ſprech' ich vor Dir das Wort der Liebe aus, den heißen Wunſch, daß ich Dein Eidam ſei. Ich bin Fatimens werth, bin Deiner, bin des Perſerreiches werth. Gewähre denn, was ich anſpreche!" —

Emir Oglan hatte beſchloſſen, eh' er ſich in eine nähere Erklärung einlaſſe, zuerſt beſchwichtigende Worte zu reden, um den Ungeſtümen in eine ſanftere Stimmung zu bringen. Der brauſende Jüngling aber, der da forderte, wo er bitten ſollte, erregte im Gemüthe des edelſtolzen Greiſes einen ſo bittern Unwillen, daß er über die Weiſe, wie er ihn nun behandeln ſollte, mit ſich nicht einig werden konnte, daher auch keine Worte fand, um das zu ſagen, was er ohne Nachtheil für ſich und für ihn ſagen möchte und durfte. Achmed aber deutete dieſes Schweigen ganz anders, als es zu deuten war, er ſah darin nur den verweigernden Hoch-

muth. Achmed, noch heiß von der Schlacht, ſtolz auf ſeinen nicht unbedeutenden Sieg und in ſich feſt überzeugt, daß er das Höchſte bereits verdient habe und daß kein Lohn für ihn zu groß ſei, ward dadurch noch mehr entflammt, und er erhöhte ſich ſelbſt nun in eben dem Grade, als Oglan ihn herabzuſtimmen für nöthig hielt. Entrüſtet über das ſchroffe Benehmen des unlieben, zudringlichen Brautwerbers, der alle feine, dem Perſer ſo werthe Formen des Anſtandes verletzte, bediente ſich der Emir nun mit aller Umſicht und Beſonnenheit nur ſolcher Äußerungen, welche dem Jüngling aus Klugheit nichts verweigerten, aber noch weniger ihm etwas beſtimmt zuſagten. Alles, was er ſagte, war darauf berechnet, den Ungeduldigen ausweichend hinzuhalten.

Eben dieſes Gemeſſene und kalte in Oglans Benehmen und Reden that nun gerade das Gegentheil von der beabſichtigten Wirkung, indem Achmed darin nur ſtolzen Spott erblickte, der mit ihm ein beleidigendes böſes Spiel treiben wolle. Er wurde immer heftiger und ging dem Ausbeugenden immer gerader an den Leib. Oglan legte nun gezwungen die Maske ab, und die beiden Gegner ſprachen ſich hart. Achmed ging ſo weit, ſich Drohungen zu erlauben; ſie wurden mit ähnlichen Drohungen erwiedert. So kam es denn, daß Achmed mit einem Schwur betheuerte, er werde das, was der Emir ihm verweigere, zu ertrotzen, ja mit Gewalt zu erringen, wo nicht, die ihm zugefügte Schmach zu rächen wiſſen. Oglan verließ ihn mit den Worten: „Jetzt ſchweige jeder Zwiſt der Einzelnen! Das Wohl des Staates nimmt uns Beide in Anſpruch. Dieſer

heiligen Pflicht muß alles Andere weichen. Sind die Feinde beſiegt, dann laß uns Feinde ſein!" —

Wuth flammte in Achmeds Innern. Er ſchritt heftig auf und nieder, er riß den Säbel aus der Scheide und ſtieß ihn funkenſtiebend wieder hinein. Er wußte nicht, was er that, nicht, was er thun ſollte. Erſt als ſich der Sturm etwas zu legen anfing, fiel es ihm ein, daß er nun vor Allem auf Mittel und Wege ſinnen müſſe, Fatime zu ſehen und zu ſprechen. Indem er eben den Entſchluß gefaßt hatte, das Äußerſte zu wagen, brachte ihm ein Krieger die Schreckenskunde, daß ein zweiter Ausfall der Perſer von einer Schar der Turkomanen, Sultan Morad ſelbſt, wie ein gemeiner Soldat an ihrer Spitze kämpfend, mit bedeutendem Verluſte bis unter die Thore von Bagdad zurückgeſchlagen worden ſei, und daß Morad mit lauter Stimme geſchworen habe, die alte Stadt der Kalifen müſſe, eh' die Sonne dreimal über ihr untergehe, entweder in ſeiner Gewalt ſein oder in Schutt und Trümmern vor ihm liegen. Den tapfern Achmed ergriff bei dieſer Nachricht ein Entſetzen, welches ihn erſtarren machte, als ob der düſtere Todesengel ſelbſt vor ihm ſtände. Aus ſeiner Betäubung erwachend, wußte er ſich im erſten Augenblicke nicht zu rathen noch zu helfen. Soll er in's Schlachtgetümmel ſtürzen, ohne ſie geſehen zu haben? Nimmer! Sehen muß er ſie, und kann es auf keine Weiſe geſchehen, beſchließt er, das Äußerſte zu wagen und mit dem Säbel in der Hand ſich den Weg zu ihr zu bahnen. Sogleich ruft er ſeine Krieger zu ſich und befiehlt ihnen, ihm zum Hauſe des Emirs zu folgen, dann ſeiner Zurückkunft

und ſeiner ferneren Befehle zu harren. Die ihm Ergebenen erklären ſich bereit, jedem ſeiner Winke zu gehorchen, Blut und Leben für ihn zu opfern.

Indeß hatte Fatime durch ihre getreue Tais die Anweſenheit des Geliebten und das feindliche Ende ſeines Geſpräches mit dem Vater vernommen. Sie ſoll ihn jetzt nicht ſehen, ſie ſoll ihn vielleicht nie wiederſehen. Die Schrecken ewiger Trennung ergreifen ſie: Die Verzweiflung der Hoffnungsloſigkeit reißt ſie blindlings dahin. Sie fühlt nur den Wahnſinn der Liebe, ſie denkt nur den Geliebten, ſie vergißt Welt und Anſtand, ſie enteilt dem Palaſte und fliegt gegen alle Sitte des Morgenlandes, ohne Schleier durch die Straßen Bagdads, um ihn zu finden. Achmed erblickt eine weibliche Geſtalt. Darf er ſeinen Augen trauen? Er ruft den Namen Fatime, und ihm entgegen ſchallt es: „Mein Achmed!“ Sie liegt in ſeinen Armen; er überſtrömt ſie mit Liebesworten und Liebkoſungen. Sie vermag, ihrer ſelbſt nicht mächtig, weder dieſe noch jene zu erwiedern. Nur einmal öffnet ſie die Augen, aber dieſer einzige Blick ſpricht Alles aus, mehr als alle Liebesworte, alle Liebkoſungen.

Achmed gewinnt zuerſt die dringend nöthige Geiſtesgegenwart, denn er iſt Mann und ihm liegt die heilige Pflicht ob, für die Sicherheit und für den gefährdeten Ruf der Liebebethörten Sorge zu tragen.

Achmed erkannte, daß er nun auf Alles verzichten, und nur darauf bedacht ſein müſſe, die Unglückliche in den Palaſt zurück zu bringen, eh' die Sache ſtadtkundig werde

und ein böſes Gerücht das Vergehen zu den Ohren des Emirs bringe.

Indem er dazu die Anſtalten traf, eilten Boten herbei, mit der Nachricht, daß eine ſtarke Heeresabtheilung der Turkomanen gegen die Stadt heran rücke. Ein anderer Bote brachte den Befehl des Emirs, daß alle Krieger unverzüglich ſich auf dem Walle verſammeln ſollen. Achmed glich nun einem Unglücklichen, den die Feuerwogen eines Lavaſtromes bis zum Felſenrande eines Abgrundes verfolgen. Ihm bleibt nichts übrig als in den Flammen zu vergehen oder in die Tiefe zu ſtürzen.

Tais eilte herbei. Achmed legte Fatimen in ihre Arme und gab den zwei Verläſſigſten ſeines Gefolges den Auftrag, die beiden Jungfrauen dahin zu geleiten, wohin dieſe es verlangen würden. Er ſelbſt ordnete mit troſtloſem Herzen ſeine Schar, um ſie auf den Wall zu führen. Den Säbel mit wüthiger Geberde aus der Scheide reißend, rief er: „Nun Alles oder Vernichtung!“ —

In dieſem Augenblicke ſtand der Emir vor ihm mit zornflammenden Augen. „Wie?“ — rief er — „ſo begeiſtert Dich die Stimme der Pflicht? So beflügelt Dich Dein Muth? Jetzt, wo jede Minute hundert Leben, wo jede Minute das Wohl der Stadt gefährdet, weilt der junge Held behaglich hier im Schooße der Sicherheit, ferne den Feinden?“

Dieſe, mit mächtiger Stimme geſprochenen Worte wirkten auf Achmed zerſchmetternd, auf Fatimen aber mit ſo ſchrecklicher Gewalt, daß ſie, wie aus einem Traume

erwachend, den Vater erkannte und mit einem Schrei des Entſetzens zu Boden ſtürzte. Noch fürchterlicher war aber Oglans Entſetzen, als er nun auf freier Straße die Tochter ohne Schleier und vor fremden Männern erblickte. Er ſtand, keines Lautes, keiner Bewegung fähig, ein Bild erſtarrender Verzweiflung, und tiefes Schweigen herrſchte rings um ihn her. Endlich ſagte er mit dumpfer Stimme gebietend: „Achmed! Auf dem Walle iſt Dein Platz. Eile hin! Verweilſt Du einen Augenblick, ſo treffe Dich des Hochverrathes ſchmählichſte Strafe!“ —

Achmed ſchien jetzt nicht mehr der zu ſein, der er war. Der Muth des Stolzen war dahin. Gebeugt, ſtumm, die Augen zu Boden geſenkt, ſchritt er wie der Geiſt eines Abgeſchiedenen vor ſeiner Schar dahin. Das Schwert ſchwankte in der zitternden Hand. Er wußte nicht, was um ihn vorging; er wußte nicht, was ihm befohlen ward. Waffengetöſe weckte ihn aus der Betäubung. Er ſchwang ſich auf das ihm vorgeführte Pferd, ſprengte mit verhängtem Zügel dahin und verſchwand.

Schah Kuli war früher herbeigekommen, um Zeuge einer herzzerreißenden Szene zu ſein. Oglan trat mit ergrimmter Miene vor die Tochter, die, ſich vor ihm im Staube krümmend, ſeine Füße umſchlang. Jedes Gefühl der Rührung war aus ſeiner Bruſt gewichen. Ohne die leiſeſte Spur von Mitleid zu zeigen, ſagte er: „Verachtungswürdige! Verletzt haſt Du die Heiligkeit der Scham und der Sitte, das Kleinod des Weibes. Geſchändet haſt Du Dich ſelbſt und die Ehre meines Hauſes. Die Sittlich-Todte

iſt dem Grabe verfallen. Nicht würdig biſt Du, daß des Vaters Dolch Dich ſühnend tödte. Stirb den Tod der Verbrecherin! Bringt ſie in das Begräbnißgewölbe der Oglan!" —

Der Befehl des Emirs wurde vollzogen. Schah Kuli trat mit ſchmerzenbleichem Antlitz vor ihn; er bot alle Beredſamkeit des Dichters und des Menſchen auf, ſagte Alles, was Geiſt und Herz ihm eingab, ſtellte vor, daß Fatimens Fehler nur die Verirrung des überraſchenden Augenblickes geweſen ſei, daß der Schmerz, welcher ſie darüber foltere, ärger ſei als jede Strafe; daß er, ſeines Kindes ſich beraubend, ſich ſelbſt am ſchwerſten ſtrafe; daß er als Greis und Vater nach Natur und Geſetz der mildeſte Richter ſein müſſe; daß Verzeihung die Krone der Menſchlichkeit, der Mann der geborene Schützer des Weibes ſei; daß ein ſo grauſamer Spruch mit ſeinem Edelſinn im grellſten Widerſpruche ſtehe, als ein Frevel an Tugend und Schönheit erſcheine, denn Gott habe das ſchwache Weib ſo ganz zum Gegenſtande des Mitleids für den Mann geſchaffen, daß ſelbſt der Schmerz und das Unglück den Reiz ihrer Anmuth erhöht und Thränen die Perlen ihrer Schönheit ſind.

Oglan erwiederte mit düſterer Miene: „Es iſt der Fluch des Mannes, daß ſelbſt die falſche Thräne das Weib verſchönt. Ihm blüht kein Segen aus der Tochter. Sie hängt nicht unzertrennbar am Stamme des edlen Geſchlechtes, ſo wie der treue Sohn, des Vaters Ebenbild, ſein Nachfolger und Stammhalter. Sie hört nur die Lockung der Leidenſchaft, folgt, die Ihrigen verlaſſend, dem Trem-

den, lebt fremdem Gram und fremder Freude eines neu aufsprossenden Geschlechtes. Dieses ist das Bild selbst der edelsten und besten Tochter! Dreifaches Weh über die Entartete!" —

Mit diesen Worten verließ Emir Oglan den trauernden Fürsprecher. In diesem aber ward nun nicht nur der Edelmuth des herrlichen Menschen, sondern auch die höchste Begeisterung des Dichters, als natürlicher Anwald der Schönheit und des Unglücks, entflammt, und er beschloß, Alles aufzubieten, um sie zu retten, die er liebte, ohne auf Gegenliebe Anspruch zu machen, wie man sich am Anblick eines Sternes erfreut, ohne den Wunsch, ihn als Eigenthum zu besitzen. Die reinste Liebe machte ihn fähig, selbst dem Glücklichen wohlzuwollen, der ihm Fatimens Liebe raubte. O Liebe! wie tief kannst du den Menschen erniedrigen, aber wie hoch kannst du ihn auch erheben!

Im Berge Khakan, an der östlichen Seite der Stadt Bagdad, befand sich das Begräbnißgewölbe der Oglan. Hoch aufsteigende kahle Felsen umgaben die Ruhestätte der Todten. Im Hintergrunde stürzte ein Fluß über das Gestein in die Tiefe hinab. An den Felswänden standen die marmornen Särge. Nur in jener Gegend, wo der Fluß niederstürzte, fielen durch eine kleine Öffnung einige Lichtstrahlen des Tages zwischen den Eisenstäben der Eingangspforte in den Ort des düstern Nachtgrauens.

Hieher ward Fatime gebracht. Sie lag bewußtlos auf ein Monument hingesunken. Ihr zur Seite stand Tais, *wehklagend:* „Tief ist die Ohnmacht, dem Tode ähnlich.

Sie athmet kaum. Scham und Trennungsſchmerz haben ihr Empfindung und Bewußtſein geraubt. So iſt's. Wenn jeder Troſt vor uns in Luft zerfließt, und der Rettung Arme kraftlos ſinken, dann übt die Erde ihr altes Mutterrecht. „Nicht weiter!" ruft ſie dem Verfolger zu und, ihren Schooß öffnend, nimmt ſie das verlorne Kind auf." —

Indeß war Fatime aus ihrer Erſtarrung erwacht. Jetzt erfuhr ſie erſt, an welchem ſchauerlichen Orte ſie ſich befand, und ſie fühlte ſich nur geſtärkt, um die Macht des auf ſie eindringenden Schreckens mit mehr Kraft ertragen zu können. Vergebens bemühte ſich Tais, ſie zu tröſten, einen Strahl der Hoffnung ihr ſchimmern zu laſſen. Fatime erwiederte, die Zukunft überblickend: „Was kann, was darf ich hoffen? Nur zwei wahrſcheinliche Wechſelfälle ſeh' ich vor mir, einer ſo ſchrecklich wie der andere. Trifft mich, nach des Vaters Spruch, das Loos des Todes, Achmed aber lebt und ſtrahlt als Sieger, — wie ſchrecklich wird er meinen Tod am Vater rächen! Widerriefe aber mein Vater ſelbſt den Todesſpruch, und Achmed fällt in der Schlacht — was wäre mir das Leben, was wäre alles Glück der Erde ohne ihn!" —

Das Geräuſch nahender Schritte machte Fatimen verſtummen. Der Emir trat an den Fluß; Geſicht und Hände mit den reinigenden Fluten benetzend, betete er:

Du heil'ge Kraft der reinen Flut!
Entlade mich von Staub und Blut!
Rein ſei der Körper wie die Seele,
Daß jeder Sinn einſt ohne Fehle

den, lebt fremdem Gram und fremder Freude eines neu aufsproſſenden Geſchlechtes. Dieſes iſt das Bild ſelbſt der edelſten und beſten Tochter! Dreifaches Weh über die Entartete!" —

Mit dieſen Worten verließ Emir Oglan den trauernden Fürſprecher. In dieſem aber ward nun nicht nur der Edelmuth des herrlichen Menſchen, ſondern auch die höchſte Begeiſterung des Dichters, als natürlicher Anwald der Schönheit und des Unglücks, entflammt, und er beſchloß, Alles aufzubieten, um ſie zu retten, die er liebte, ohne auf Gegenliebe Anſpruch zu machen, wie man ſich am Anblick eines Sternes erfreut, ohne den Wunſch, ihn als Eigenthum zu beſitzen. Die reinſte Liebe machte ihn fähig, ſelbſt dem Glücklichen wohlzuwollen, der ihm Fatimens Liebe raubte. O Liebe! wie tief kannſt du den Menſchen erniedrigen, aber wie hoch kannſt du ihn auch erheben!

Im Berge Khakan, an der öſtlichen Seite der Stadt Bagdad, befand ſich das Begräbnißgewölbe der Oglan. Hoch aufſteigende kahle Felſen umgaben die Ruheſtätte der Todten. Im Hintergrunde ſtürzte ein Fluß über das Geſtein in die Tiefe hinab. An den Felswänden ſtanden die marmornen Särge. Nur in jener Gegend, wo der Fluß niederſtürzte, fielen durch eine kleine Öffnung einige Lichtſtrahlen des Tages zwiſchen den Eiſenſtäben der Eingangspforte in den Ort des düſtern Nachtgrauens.

Hieher ward Fatime gebracht. Sie lag bewußtlos auf ein Monument hingeſunken. Ihr zur Seite ſtand Tais, *wehklagend*: „Tief iſt die Ohnmacht, dem Tode ähnlich.

Sie athmet kaum. Scham und Trennungsſchmerz haben ihr Empfindung und Bewußtſein geraubt. So iſt's. Wenn jeder Troſt vor uns in Luft zerfließt, und der Rettung Arme kraftlos ſinken, dann übt die Erde ihr altes Mutterrecht. „Nicht weiter!" ruft ſie dem Verfolger zu und, ihren Schooß öffnend, nimmt ſie das verlorne Kind auf." —

Indeß war Fatime aus ihrer Erſtarrung erwacht. Jetzt erfuhr ſie erſt, an welchem ſchauerlichen Orte ſie ſich befand, und ſie fühlte ſich nur geſtärkt, um die Macht des auf ſie eindringenden Schreckens mit mehr Kraft ertragen zu können. Vergebens bemühte ſich Tais, ſie zu tröſten, einen Strahl der Hoffnung ihr ſchimmern zu laſſen. Fatime erwiederte, die Zukunft überblickend: „Was kann, was darf ich hoffen? Nur zwei wahrſcheinliche Wechſelfälle ſeh' ich vor mir, einer ſo ſchrecklich wie der andere. Trifft mich, nach des Vaters Spruch, das Loos des Todes, Achmed aber lebt und ſtrahlt als Sieger, — wie ſchrecklich wird er meinen Tod am Vater rächen! Widerriefe aber mein Vater ſelbſt den Todesſpruch, und Achmed fällt in der Schlacht — was wäre mir das Leben, was wäre alles Glück der Erde ohne ihn!" —

Das Geräuſch nahender Schritte machte Fatimen verſtummen. Der Emir trat an den Fluß; Geſicht und Hände mit den reinigenden Fluten benetzend, betete er:

Du heil'ge Kraft der reinen Flut!
Entlade mich von Staub und Blut!
Rein ſei der Körper wie die Seele,
Daß jeder Sinn einſt ohne Fehle

Der Fülle hoher Seligkeit
Im Paradieſe offen ſtehe,
Daß ich das Licht der Wahrheit ſehe,
Wie hier mein Antlitz in der Flut,
Wenn Todesnacht den Leib umruht.

Als die Reinigung geendet war, ging er zu Fatimen hin, die, von Tais unterſtützt, die Arme über die Bruſt gekreuzt, mit geſenktem Haupte vor ihm ſtand. Oglan ſprach mit dumpfer Stimme: „Schon hat Sultan Morad den Wall von der Oſtſeite mit der Wuth des Sturmes erſtiegen, ſchon hat ein Theil ſeines Heeres die mondgeſchmückten Fahnen auf die zertrümmerten Mauern gepflanzt, ein anderer rückt vom Thore gegen Norden herein mit lautem Schall ſiegraſender Kriegsmuſik. Ali! laſſe mich nicht Bagdads Fall, nicht die Schmach des Perſernamens überleben! Du aber, Fatime, verehre in Schah Kuli Deinen Schutzgeiſt! Ihm, nur ihm verdankeſt Du es, daß ich das verwirkte Leben Dir ſchenke. Noch kämpft Achmed in den vorderſten Reihen unſerer Krieger. Dir ſei verziehen, erkämpft ſein Schwert den Sieg! Trifft mich des Todes Loos, — auch dann ſei Dir verziehen!"

Mit dieſen Worten eilte der Greis, taub gegen Fatimens Bitten und Thränen, auf den Wall, dahin, wo der Kampf mit ſteigender Erbitterung am ärgſten wüthete.

Die Scharen der Turkomanen, immer zahlreicher eindringend, durchzogen plündernd und verheerend Bagdads Straßen. Von oben herab ſcholl Geheul und Kampfgetöſe

in die Tiefe des Grabgewölbes, dann folgte Todesſtille. Fatime ſchmiegte ſich zitternd an einen Sarg. Tais kniete ſchweigend neben ihr. Unbemerkt von ihnen wurde Achmed, aus zwei Wunden blutend, von einigen Soldaten über eine geheime Felſentreppe herabgetragen. Die Todtenwohnung war ſchon die einzige ſichere Schutzſtätte geworden. Achmed lag da, ohne Empfindung, ohne Bewußtſein. Er hatte gekämpft, bis die letzte Kraft, bis Geſicht und Gehör ihn verlaſſen hatte. Nur der Liebe ſeiner Getreuen war es gelungen, ihn der Wuth anſtürmender Feinde zu entziehen. Sie wuſchen nun ſeine Wunden, verbanden ſie, ſo gut es ſein konnte, und eilten wieder in das Schlachtgetümmel.

Als Achmed ſich endlich aus ſeiner Betäubung erholte, ergriff ihn Staunen und Schauder, ſich plötzlich, ferne vom Schlachtfeld, in einem Orte düſtern Nachtgrauens zu ſehen. Er hob ſich mühſam mit halbem Leibe empor, ſtarrte mit wilden Blicken umher und flüſterte ſchwer athmend: „Wo iſt die Schlacht? Iſt ſie durch einen Zauberſchlag verſchwunden? — Bin ich lebendig den Todten beigeſellt? Im Leichengewölbe! Ohne Sarg — ſchnöde hingeſchleudert? — Solche Frevel kann nur Feindeshand verüben; der Freund ehrt noch im Todten das Vaterland. — Geiſt des Schweigens und der Ruhe, der durch Jahrhunderte hier thront! Zerſtört iſt dein altes Reich, entweiht der Thron, der dich ſo lange trug, entweiht das Heiligthum der Gräber durch das Leben, das ſie unter euch warfen! — Was geht über

meinem Haupte vor? Siegt das Perſerheer ohne mich? Muß ich Bagdads Fall hier ſchmachvoll überleben? Wie entkomm' ich dieſer Gruft?" —

Achmed raffte ſich auf; er kam bis zu Fatimen, er erkannte ſie, er rief ihren Namen. „Auch Du unter den Todten? wie kamſt Du hieher? Fatime! kennſt Du nicht die Stimme des Unglücklichen, dem die Liebe Dich zum Opfer brachte? Höre mich! Sprich! Hat der Wille Deines grauſamen Vaters Dich hieher geſendet? Iſt's ſein Gebot, daß Du unter Gräbern hier verſchmachten ſollſt?" —

Fatime, die Alles, was ſie jetzt ſah und hörte, für eine Erſcheinung oder für ein Blendwerk der Fantaſie hielt, ſammelte ſich endlich und erkannte die Wahrheit deſſen, was hier vorging. Sie reichte dem Geliebten ſchweigend die Hand, und ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen; Tais aber nahm das Wort und ſagte: „Vernimm die Wahrheit! Des Vaters Todesſpruch hat ſie hieher geſendet; er kam aber dann, milder geſtimmt, und ſeine letzten Worte waren: „Dir ſei verziehen, erkämpft Achmed's Schwert den Sieg. Trifft mich des Todes Loos, — auch dann ſei Dir verziehen!" —

„Wie?" rief Achmed: „Du der Preis des Sieges? Tod oder Seligkeit! Fort! Fatime! Du ſiehſt mich nur als den glücklichſten aller Sterblichen oder — nie wieder!" —

Er wollte, aller Wunden vergeſſend, forteilen, ohne noch einen Ausweg zu wiſſen. Fatime hielt ihn zurück. Er ſchloß ſie mit inniger Zärtlichkeit in die Arme und ſagte:

„Ja, Geliebte! Nicht so darf ich von Dir scheiden. Wenn Tausende vom Nektarbecher der Liebe nur kärglich nippen, so laß uns alle Seligkeit in einen Augenblick zusammendrängen! Tod und Leben für diesen Kuß! Er öffne mir die Bahn zum Siege oder die Pforte des Paradieses!"—

Er küßte und drückte sie stürmisch an die Brust. Sein scharfes Auge hatte die Felsentreppe erspäht; er eilte hinauf, als wären seine Füße beflügelt.

Auf einer hier und da mit Gebüschen durchkreuzten Ebene zwischen Bagdad und dem türkischen Lager wandelten zwei Gestalten einher, ein Perser und ein Osmane. Einer beobachtete den Andern mit argwöhnischen Blicken, und wie sie sich mit behutsamen Schritten näherten, erkannte Einer im Andern den Spion. Da hatte denn Jeder seine eigenen Gedanken.

Selim, der Osman, dachte: Trifft der Perser auf eine Schar der Seinigen, so ziehen sie mich fort, und mein Kopf ist die längste Zeit auf seinen Schultern gewesen.

Sadi, der Perser, dachte: Nicht ferne stehen die Osmanen; treffen sie mich hier, so zieht die Schnur mir den Hals bis zur Athemlosigkeit zusammen.

Selim dachte: Der Spitzbube erkennt mich. Mohameo, hilf! Gib mir eine List ein!

Sadi dachte: Der Schuft schaut mich durch und durch; da nützt kein Läugnen.

Selim dachte: Der Betrug hat ſchon ſo Manchem aus der Noth geholfen, ſollte nicht auch die Wahrheit einmal nützen können?

Sadi dachte: Das Beſte iſt, ich ſag' ihm das, was er ohnedies ſchon weiß. Aufrichtigkeit iſt eine ſchöne Tugend, insbeſondere dann wunderſchön, wenn ſie mehr nützt als die Verſtellung.

Aus dieſen ſcharfſinnigen Gedanken zweier Spione iſt zu erſehen, daß das Morgenland in der Denkungsart über gewiſſe Dinge mit dem Abendland eine auffallende Ähnlichkeit hat.

Selim eilte nun zu Sadi hin, Sadi zu Selim, beide umarmten ſich herzlich, und es ergab ſich das folgende lakoniſche Geſpräch:

Selim. Willkommen, Brüderchen!

Sadi. Ein Herz, Ein Sinn!

Selim. Spion?

Sadi. Wie Du.

Selim. Glück auf den Weg!

Sie küßten ſich, und Jeder ſchlug die entgegengeſetzte Richtung ein. Unter den Zelten des türkiſchen Lagers wandelte aber höchſt mißmuthig der wohlbeleibte Aga Tiriaki herum, in folgendes Selbſtgeſpräch vertieft:

„Der Sultan hat uns Soldaten zwar den Wein erlaubt; was nützt aber die Erlaubniß, wenn im ganzen Umkreis unſeres Lagers kein Wein zu haben iſt? Bekomm' ich aber nicht bald Wein, ſo werd' ich noch gegen meinen Willen ta-

pfer, denn ohne Wein wird der Menſch ſchwermüthig, die Schwermuth führt zur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und mit der Welt, die Unzufriedenheit führt zum Menſchenhaß, der Menſchenhaß zur Grauſamkeit, die Grauſamkeit zum Heldenmuth. Wer alſo keinen Wein trinkt, muß ein Unmenſch werden." —

Als Tiriaki dieſe flüſſige Betrachtung geendet hatte, erblickte er, auf ihn zukommend, ſeinen Todfeind, den Großvezier Muhamed, der ſchon längere Zeit auf eine Gelegenheit wartete, um den guten Tiriaki die Schnur küſſen zu laſſen. Beide beobachteten daher gegen einander das liebenswürdigſte Benehmen. Tiriaki begrüßte mit tiefgebeugtem Haupt den Großvezier als Sonne des Morgenlandes, und die Sonne ließ im Vorübergehen auf Jenen einen Strahl gnädigen Lächelns fallen. Als Tiriaki den Vezier weit genug entfernt glaubte, ging er an eine abgelegene Stelle, zog ſeine Tabakpfeife hervor, öffnete eine Grube, ſtieg hinab, und fing zu rauchen an. Während den einzelnen Zügen kleine Pauſen machend, ſprach er ſatyriſch lächelnd: „Angebetetes Kräutlein! Deinen Genuß hat uns der Sultan im Lager verboten; eben deshalb iſt das Schmauchen zur Leidenſchaft geworden. Edler Tabak! du biſt das Sinnbild der Welt, das Sinnbild von allem menſchlichen Thun: „das erhabene Nichts!" —

Muhamed, hinter einem Baume lauernd, ſah und hörte Alles, und dachte gleichfalls ſatyriſch lächelnd: „Genieße immerhin den köſtlichen Rauch, das erhabene Nichts. Es möge bald auch Dein Sinnbild werden!" —

Indeſſen näherte ſich der Sultan, der überall unerwartet zu erſcheinen pflegte. Muhamed empfing ihn mit den folgenden Worten: „Großmächtigſter Sultan! Schön und herrlich iſt's zu ſchauen, wie die Haufen der Erſchlagenen ſich vor der Feſtung thürmen. Es ſcheint, als ob die verfallenen Mauern aus Menſchen wieder aufgebaut wären. Der Tod hält auf den Wällen offene Tafel, doch regt ſich dabei kein Laut, als wären die Gäſte ſtumm und taub geboren. Nur die warmen Spuren des Blutes zeigen, daß Menſchen noch vor Kurzem hier gehauſt haben. Erlöſchen muß der Perſer Name, wie das Licht der Sterne, wenn der Sturm erwacht."

Ohne dem Grauſamen irgend einen Beifall zu bezeigen, erwiederte der Sultan mit gebieteriſchem Ton: „Führe die letzten Scharen meines Heeres zum Siegeseinzug in die Stadt! Der Soldat bleibe jedoch ruhig! Keiner wage es, aus den Reihen zu treten! Blinden Gehorſam ford're ich; nur ſo kommt Großes zu Stande. Schrecklich bin ich den Übertretern meiner Befehle; ihr kennt mich." —

Muhamed erwiederte mit heuchleriſcher Miene: „Ich, der Erſte, der die mondgeſchmückte Fahne auf Bagdads höchſte Mauer pflanzte, und Deinen Namen den Sternen nannte, ich wage es, o Herr! Dir in Demuth zu rathen: Geſelle, was da lebt, den Todten zu! Bagdad werde dem ebenen Boden gleich, auf dem es ſteht! Nur ſo kann der Übermuth der Verwegenen — —"

„Schweig!“ zürnte der Sultan; „der Perſer liebt ſein Vaterland; ſoll ich dies als ein Verbrechen ſtrafen?“ —

Der Vezier, der ſich ſo zurückgewieſen ſah und nun einmal in der Laune war, etwas Böſes zu thun, führte den Sultan zu der Grube, in welcher der Aga ſich am Tabakrauch ergetzte. Als dieſer den Sultan erblickte, ſprang er ſchnell heraus und warf ſich zu deſſen Füßen.

„Du wagſt es, mein Verbot zu übertreten?“ ſagte Morad.

„Ach!“ ſeufzte der Aga, „ich verbarg mich in die Grube, um ſicher zu ſein; ich glaubte nicht, daß Deine Macht ſogar unter die Erde reiche.“

Dieſe Worte thaten auf den hochſinnigen Herrſcher mehr Wirkung, als der Sprechende vermuthete.

Morad ſchwieg betroffen; dann ſagte er: „Armſeliger Wurm! Dein Mund verkündete einen Spruch der Weisheit, von welchem Du ſelbſt keine Ahnung hegſt. Ein höherer Geiſt legte ſie Dir auf die Zunge. Ja! eine Beute des Augenblicks iſt das Leben, beſchränkt und nichtig unſere Macht. Jede Grube, jede Erdſcholle erinnert uns daran, wie leicht, wie ſchnell alle Größe ſchwindet. Für dieſe Lehre ſei Dir vergeben!“

In dieſem Augenblicke brachte ein Anführer der Janitſcharen die Nachricht, kurze Zeit nach dem Einzuge des ſiegreichen Heeres habe ſich ein tollkühner junger Perſer, mit Wunden bedeckt, nur von wenigen Gefährten begleitet, in die dichteſten Scharen der Osmanen geſtürzt, und mit wild

geschwungenem Säbel, einem Todesengel gleich, die Tapfersten der Osmanen zu Boden gestreckt. Allgemeiner Schrecken verbreitete sich; Hunderte ergriffen die Flucht.

Blitze der Wuth flammten aus Morads Augen, und er rief mit furchtbarer Stimme: „In Asien und Europa weht die furchtumstrahlte Fahne meiner Siege, und trotzen will mir die ohnmächtige Stadt? Was noch im Lager steht, rücke vor in dichten Massen! Ich selbst will an ihrer Spitze kämpfen. Verschont sei nicht das Kind an der Mutterbrust, nicht der Greis, der betend auf Gräbern kniet! Mordet nun, sengt und brennt, wie's Jeden lüstet!" —

Morad zückte und schwang das mit Edelsteinen besetzte Schwert; Muhamed ergriff die heilige Fahne. Mit wildem Geheul folgten ihnen die blutlechzenden Scharen. Sie drangen in die Stadt, tödtend und plündernd. Achmed, jener Todesengel, welcher die Osmanen in Schrecken gesetzt und in die Flucht getrieben hatte, ward gefangen, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen.

Unter Denjenigen, welche sich mit Achmed in die Scharen der Turkomanen gestürzt hatten, befand sich auch Schah Kuli, der seine Rettung nur einem Wunder zu danken schien.

Die Nacht sank. Das Schlachtgetümmel schwieg. Die Flammen loderten aus vielen Häusern zum schwarzen Himmel empor. Auf den Trümmern einer eingestürzten Festungs-

mauer ſtand Schah Kuli, blickte auf die mit Schutt und Leichen bedeckte Erde hinab, blickte zum glutrothen Himmel empor. Verzweiflung trieb ihn umher wie einen Geiſt, dem das Grab die Ruhe verſagt. So verging die Nacht. Die erſten Glutflammen des Morgenrothes erhellten den Himmel. In dieſem Augenblick ſchien ein großer Gedanke in ſeiner Seele zu erwachen. Er ſank auf die Knie, und hob mit beiden Händen ſeine Harfe empor, welche das Morgenlicht mit einer Glorie umfloß.

Auf einer weiten Ebene außerhalb Bagdad ſammelten ſich die osmaniſchen Kriegsſcharen, und umgaben in halbmondförmiger Stellung einen hohen, thronähnlichen Sitz. Züge von Janitſcharen führten die Bewohner Bagdads beiderlei Geſchlechts und die kriegsgefangene Beſatzung, beinahe dreißigtauſend an der Zahl, in mehreren Abtheilungen herbei. Der Vezier befahl den Truppen, ſich zum Blutvergießen bereit zu halten, denn es ſei des Sultans Wille und Befehl, daß kein Perſer am Leben bleibe. Tiefe Stille herrſchte ringsumher. Die Sonne ſchoß ihre erſten Strahlen über die Gebirge hervor. Die Bewohner höhern Rangs waren in beſondere Abtheilungen zuſammen geſtellt. Unter dieſen befanden ſich Emir Oglan und Fatime, Achmed und Schah Kuli. Jetzt erſchien der Sultan. Ingrimm verdüſterte ſein Angeſicht. Er beſtieg den Thronſitz, zu dem

mehrere Stufen führten. Die Vornehmſten ſeines Heeres umſtanden ihn. Die Gefangenen warfen ſich zur Erde, furchtſam emporblickend. Nach langem Schweigen erſchollen Morad's Schreckensworte: „Das Todesurtheil ſprech' ich über euch!" — Muhamed winkte. Die Soldaten zuckten plötzlich die Säbel und umzingelten die Gefangenen mit den emporgeſchwungenen Waffen. Muhamed fragte: „Soll das Todeswerk beginnen?" —

Das Antlitz abgewendet, ſprach Morad mit dumpfer Stimme: „Beginnt!" Und laut rief Muhamed: „Beginnt!" — Eh' aber noch das Gemetzel begann, ertönte ein furchtbarer Schrei. Schah Kuli riß ſich aus der Menge, drang durch die erſtaunenden Scharen der Bewaffneten, ſtürzte, das Scheſchbar im Arme, vor Morad's Thronſtufen hin, und ſprach:

„Schleudert Deine Rechte den vernichtenden Donnerkeil, ſo ſende Deine Linke den ſegnenden Gnadenſtrahl! Höre Sultan, die letzten Worte eines Lebenden, die er für Tauſende von Todesopfern ſpricht!" —

Lächelnd und voll Verwunderung über ſolche Kühnheit, ließ Morad ſeine großen Feueraugen auf der edlen Geſtalt des Sprechers weilen, dann ſagte er mit mildem Tone: „Wer biſt Du? Was verlangſt Du?"

Dadurch ermuthigt, begann Schah Kuli: „Seit meiner Jugend kaum aufgeblühtem Daſein war all' mein Streben und jede meiner Kräfte der Kunſt geweiht. Meinen Weg erhellend mit der goldenen Fackel der Dichtkunſt, ver-

ſenkte ich mich in das geheimnißvolle Labyrinth der Harmonie des edlern, höhern Lebens. Mich lehrte ſie ein Genius, und heilig iſt meine Kunſt. Durch des Geſanges Zauber kann ich die Herzen der Menſchen rühren, den Geiſt erheben und zermalmen, Entzücken und Entſetzen hervorrufen, der Leidenſchaften flammenſprühende Ungeheuer beherrſchen und ſie zum Schönen und Guten lenken. Noch iſt es mir aber nicht gelungen, in die verborgenen Tiefen der Kunſt einzudringen, denn unermeßlich iſt ihr Reich. Hätte ich ihren himmliſchen Kranz errungen, des Lebens höchſtes Ziel, dann würde ich mein Loos gegen keinen Thron der Erde vertauſchen, — nicht gegen Morad's Thron! — Erlaube mir, eh' auf Deinen Wink das Blut der Tauſende ſtrömt, eine Probe meiner Kunſt im Geſang und Saitenſpiel Dir zu geben!" —

Morad ſprach: „Iſt Deine Kunſt den Worten gleich, ſo iſt ſie ſchön und herrlich. Beginne den Geſang!" Muhamed murmelte mit heimlichen Ingrimm: „So ſinge Bagdad und Dir ſelbſt das Todeslied!" —

Schah Kuli hob ſein Haupt zur Sonne empor und ſprach: „O Hafiz und Sadi! Ihr Himmelsgeiſter, zu deren Marmorſärgen Perſien wallt, ſie mit Roſenkränzen zu ſchmücken! Bei den Lauben des Paradieſes beſchwöre ich euch: Wenn ich ſchon als Knabe in den Hallen eurer Gräber Nächte durchwachte, geheimnißvollen Himmelsſtimmen horchend, allen Freuden des Daſeins entſagte und eurer Kunſt mein Leben weihte, o ſo umſchwebt mich nun und ſprecht durch meinen Mund!" —

Feierliche Stille herrſchte. Die Tauſende ſchienen eine ungeheure Marmorgruppe zu bilden. Schah Kuli erhob ſich von den Knien, ergriff das auf der Erde liegende Scheſchdar, trat in der edlen Stellung eines Begeiſterten vor Morads Thron und begann, während die Saiten dumpf und leiſe rauſchten:

Welches Ächzen, welches Klagen
Athmet aus dem Schooß der Nacht?
Ausgewüthet hat die Schlacht,
Und vom Blutfeld zieht der Tod
Fort im hohen Siegeswagen.
Geſtreckt auf weiter Fläche liegen
Die Trümmer von den Tauſenden
Den Todten Todte aufgehäuft,
Die Sieger den Beſiegten, ſchmiegen
Verſtümmelte ſich Sterbenden,
Die ſterben wollen und nicht können,
Der Todesſenſe ſchon gereift.
O gräßliche Scenen
Voll Heulen und Stöhnen!
Bei ſtrömendem Blut
Verzweiflung und Wuth!
Doch ſchon verhallt das Wehgeſchrei,
Und düſtre Nacht verhüllt
Das weite Leichengefild.
Der Kampf des Lebens iſt vorbei!
Die immer ſchwächern Töne ſchwinden;
Geopfert ſtarrt ein Heer.
Es regt kein Laut ſich mehr,

Und zürnend über Graus und Schutt
Schreitet in verhol'ner Wuth
Der Geiſt der Rache hin.
Du, Morad, riefeſt ihn!
Er kam, gehorſam Deinem Wink;
Er hat des Elends Maß verſpendet:
Es iſt vollendet!
Du riefſt ihn freventlich;
Nun aber wagt er Dich
Vor ſeines Thrones Stufen
Zur Rechenſchaft zu rufen.
Von Allen verlaſſen,
Nur von der Verzweiflung nicht,
Sollſt Du erblaſſen.
Aber, auf Strömen des Lichtes aufwallend,
Von Friedensgeſängen erſchallend,
Zieht der Edeln Geiſterchor
Durch des Paradieſes Thor.
Von glanzerfüllten Blumen weht
Sanftathmendes Entzücken;
Sie würdig zu empfangen, ſteht
Mit liebevollen Blicken
Ätheriſcher Jungfrauen Kreis,
Geſchmückt mit Reiz und Palmenreis.
Nur freien Tod für's Vaterland
Umſtrahlt des Ruhmes Sternenband;
Den Sklaven, ſtürb' er zehnfach auch,
Begrabet kaum des Landes Brauch.

✲

In Furcht und Hoffnung ſchweben
Wir zwiſchen Tod und Leben.
Die Tugend ſpricht durch meinen Mund:
Ihr Engel, tretet in den Bund!
O Sultan, höre den Geſang!
Er iſt des Himmels reinſter Klang.
Sei größer als Dein Zorn! o ſchone!
Verzeihung iſt des Fürſten Krone.

*

Du ſahſt, o Fürſt, die Tauſende!
Sie füllten Thal und Höh'.
Wo ſind ſie hin?
Und es ſchlug doch in Jedem von ihnen
Ein Herz voll Liebesſinn.
Und Jedem von ihnen entglühte die Bruſt
Von Lebensluſt!
Wo ſind ſie hin?
Wehrloſe Weiber, gefeſſelte Helden,
Lallende Kinder und zitternde Greiſe
Zog Morad's Wuth zum Richtplatz hin.
So weit geht Menſchenrache nicht!
Ein Würgengel ſelbſt ſtieg aus heulender Nacht!
Schon raſen Drometen, ſchon brauſen die Trommeln,
Schon blinken blutlechzende Schwerter, ſchon —
Morad! Morad! ſei ein Menſch!
Dein Herz iſt edel, groß Dein Geiſt,
Dein Arm ein Blitz in Todesſchlacht.
Muth adelt Deine Kraft,
Und Deine Weisheit ſchafft
Die angeſtaunte That.

Mächtig herrſchend wie ein Gott
Waltend über Menſchennoth,
Streuſt Du Weh und Wonne,
Wie ihr Licht die Sonne
Von der Hoheit Himmelsbogen,
Wie ein Strom die ew'gen Wogen.
Laß der Thaten Eine
Deinen Thron nicht ſchänden,
Nicht Dein Grab entehren,
Deinen Ruhm entwenden!
Vor Tauſenden Dir ward die Macht, zu beglücken.
Sei Ebenbild Gottes, der Menſchen Entzücken!

* *
*

Morad ſprang mit emporgehobener Rechte vom Throne auf und rief: „Lebt und ſeid frei!" — Ein tauſendſtimmiger Jubelſchrei ſtieg zum Himmel. Die Entfeſſelten ſtürzten ſich auf ihre Knie. Schah Kuli blickte auf ſie, ſchweigend, im erhabenen Gefühle des bewirkten Glückes, und als die Dankbaren ſich um ihn drängten, ſprach er mit ſeligem Lächeln: „Nicht mir, — der Kunſt zollt euern Dank, und jeder Gute ſei dem Künſtler hold!" —

Morad rief: „Fordere! Jeder Lohn ſei Dir gewährt." — Schah Kuli erwiederte: „Ich habe Bagdad und das Leben und die Freiheit von vielen Tauſenden gerettet; kann ich einen ſchöneren Lohn finden, als dieſes Bewußtſein?" — Er wendete ſich nun zu dem herantretenden Emir Oglan mit den Worten: „Laß mein Werk mich

krönen! Fatime werde Achmed's Weib und segne mich!" —

Die Liebenden sanken sich in die Arme. Sultan Morad zog den, mit Edelsteinen besetzten goldenen Halbmond aus seinem Turban, stieg vom Throne und reichte ihn dem — durch Beglücken glücklichen Sängerfürsten.

Die

Sehnſucht nach der ſtillen Wohnung.

Ich war von meinen Kinderjahren an ein Freund der Stille; ſie ging mir über Alles, und das Schönſte verlor für mich ſeinen Werth, ſobald es mit Lärmen oder Geräuſch verbunden war. Eine Waldpartie, in der, außer dem leiſen Rauſchen der Baumwipfel, dem Gemurmel eines Bächleins und dem Geſange der Vögel, das tiefſte Stillſchweigen herrſchte, war mir ein Paradies. Selbſt die Ruhe eines Friedhofes that mir wohl, und eine ſtille Frühmeſſe in der uralten Dorfkirche beruhigte mein Gemüth, erhob meine Seele; alles Getöſe aber zerriß mir das Herz. Insbeſondere verhaßt waren mir die kreiſchenden Stimmen zankender Weiber, die gällenden, ſchneidenden Töne ſchlechter oder ſchlecht geſpielter muſikaliſcher Inſtrumente, das Geklapper der Mühlenräder und Wägen, das polternde Gehämmer der Schloſſer und Schmiede, das Geläute unharmoniſcher Glocken, Kindergeſchrei, Schafgeblöke, Gänſegeſchnatter, das Gekläffe kleiner Hunde, diſtonirende Singſtimmen, Knarren der Thüren u. ſ. w.

Dieſe mir angeborne Liebe zur Stille ſteigerte ſich mit der zunehmenden Liebe zum Dichten, die mir gleichfalls an-

geboren zu ſein ſchien. Mein Muſeum ſollte daher ſtets vom tiefſten Schweigen umgeben ſein; dies war das Haupterforderniß, welches ich bei dem Miethen jeder Wohnung ſtellte, ohne je befriedigt zu werden. Mein Leben glich daher durch viele Jahre einer raſtloſen Wanderſchaft, ich ſelbſt dem ewigen Juden, der nirgends Ruhe fand.

Als ich, meinen Verhältniſſen folgend, das Still-Leben ländlicher Einſamkeit verließ und in die Stadt zog, nahm ich meine erſte Wohnung bei einem Singmeiſter, einem ältlichen, ernſthaften Junggeſellen, der mich verſicherte, daß er den ganzen Tag nicht zu Hauſe ſei. Eben dies entzückte mich; ungeſtörte Stille war ja eben mein ſehnlichſter Wunſch.

Zwölf glückliche Tage flogen dahin. Ich arbeitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, hatte auch wirklich ſchon zwei Novellen und eine Humoreske geſchrieben, auch einen Liederkranz auf die Einſamkeit angefangen; da brach am dreizehnten Tage in dem Nebenzimmer, welches mein Quartierherr bewohnte, plötzlich ein — ſo kam es mir im erſten Augenblick vor — tauſendſtimmiges Getöſe los. Es war ein Chor aus „Robert der Teufel.“ Das hölliſche Geſchrei dauerte eine volle Stunde, während welcher ich, Verwünſchungen ausſtoßend, wie ein Wahnſinniger im Zimmer herumlief, nur die Worte ausſtoßend: „Himmliſche Einſamkeit! hölliſcher Teufel!“ —

Es wurde an die Thür gepocht, und mit einem vor Freude verklärten Angeſicht trat der Singmeiſter in's Zimmer mit dem Ausruf: „O himmliſcher Mayerbeer! o göttlicher Teufel!“ —

„Wie? (polterte ich ihm entgegen.) Ich wollte, Ihr himmlischer Mayerbeer wäre noch ungeboren und Sie sammt ihren höllischen Geistern wären in stumme Fische verwandelt! Sie haben mich belogen, Sie versprachen mir die tiefste Stille, und nun——"

„Verzeihung! (sagte der Betroffene.) Ich habe Sie nicht belogen; erst seit gestern hat mir der Theaterdirektor die Abrichtung seines Chorpersonales übertragen. Sie werden nun selbst einsehen, daß ich ein so einträgliches Geschäft nicht zurückweisen konnte." —

Ich. Und Sie werden wohl auch einsehen, daß Ihre Teufelschöre mich bald dahin brächten, im Chore der Engel mitzusingen. Sie müssen Ihre unterirdischen Hymnen wieder aufgeben, oder —

Er. Lieber zehn Zimmerherren, als dieses herrliche Geschäft!

Ich. So sind wir geschiedene Leute. Ich suche mir sogleich eine andere Wohnung.

Er. Fahre hin, unharmonische Seele!

Der Choriphäus sprach diese Worte mit Verachtung, kehrte mir den Rücken zu, und ging brummend zur Thür hinaus.

Nach einer Stunde brachte mir mein Schneider den neuen Gehrock. Ich klagte dem Gefühlvollen meine Leiden. Er äußerte unverholen seinen Widerwillen gegen die ganze Tonkunst, und trug mir ein Miethzimmer in seiner eigenen Wohnung mit der Versicherung an, daß dem Gesang und

allen muſikaliſchen Inſtrumenten der Eintritt bei ihm verſagt ſei.

Wir wurden ſogleich einig, und ich bezog ſchon am nächſten Morgen meine neue Wohnung in dem Augenblicke, als ein Dämonengetöſe, meine Schritte beflügelnd, mich aus der alten hinaustrieb.

Drei ſtille Tage in der Schneiderwohnung flogen mir dahin wie drei Stunden. Ich dichtete und ſchrieb ohne Unterbrechung.

»Immer ſchwarz und immer naß
Ging's aus meinem Tintenfaß.«

Leider aber war's im Buche des Schickſals beſchloſſen, daß auf dieſe drei Tage des Entzückens drei Tage der Verzweiflung folgen ſollten. Die Gattin des Herrn Schneidermeiſters kehrte am vierten Tage von einer kleinen Luſtreiſe zurück, und kam mit nicht weniger als eilf unſchuldigen, kerngeſunden Kindlein im Hauſe an, den ſüßen Früchten einer geſegneten, glücklichen Ehe. Die ganze Brut ſchien Pocken, Maſern, Scharlachausſchlag, Bräune und alle übrigen Kinderkrankheiten nur deshalb ſo gut überſtanden zu haben, um jetzt, wie ein Heer von Höllengeiſtern, über mich und meine Ruhe herzufallen und die Stille von der Erde zu verſcheuchen. Das Schreien, Weinen, Poltern, Heulen, Winſeln und Kreiſchen nebſt dem gällenden Naſengeſange der Ammen und Wärterinnen nahm kein Ende. Die unglückſeligen kleinen Kreaturen ſchienen ganz ſchlaflos zu ſein; ſie machten gar keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht. Mund und Füße der Schneider-Nachkommenſchaft blieben in ewiger Thä-

tigkeit. Ein Kind quickte mit einer hölzernen Trompete, das andere ließ einen Kukuk ſchreien, das Dritte ſchlug die Trommel, zwei Andere balgten ſich, Eines fiel und heulte, ein Anderes fuhr mit einem raſenden Wagen herum u. ſ. w. In Mitte der lärmenden Unholde ſaß die Schneidermutter, und Thränen der Freude quollen über die Wangen der Glücklichen. Dann geſellte ſich der Schneidervater zu der Schneidermutter, und flüſterte den Schneidergeſellen lächelnd zu: „O die kleinen Engel!“

Ich arbeitete an einem Gedichte: „Der Glücksſtern;“ aber mein Unglücksſtern brachte mich dahin, die erſten Blätter wieder zu zerreißen, und ich ſchrieb dafür ein Gedicht, betitelt: „Der Unſtern;“ bald nachher ein anderes: „Der bethlehemitiſche Kindermord,“ voll der gräßlichſten Schilderungen. Die Verzweiflung hatte mir den Stoff und die kannibaliſche Begeiſterung gegeben, die Verzweiflung lieh mir auch die grellſten Farben dazu. Bei einem Lobgedicht auf den Geſang der Nachtigall wurde ich ſo verwirrt, daß ich mit einer Humoreske auf die Gänſe endigte. Vergebens that ich mir zwei lange Tage hindurch übermenſchliche Gewalt an; meine unerhörte Geduld hatte nur die traurige Folge, daß ein Theil des wilden Heeres mit täglich zunehmender Keckheit ſogar in mein Zimmer ſtürmte, aus dem ich in dieſem Augenblick wie ein Hirſch dem Bereiche der Parforce-Jagd entfloh, mit meinen in Eile zuſammengerafften Manuſkripten und Büchern zum Schneidermeiſter rannte, ihm den Miethzins auf den Tiſch legte, und das Haus verließ.

*

Ein Zettel an einem Hausthore in der nächſten Gaſſe verkündigte, daß im dritten Stockwerk eine Wohnung zu vermiethen ſei. Ich ſtieg die Wendeltreppe hinauf, klingelte, und ein ehrwürdiges Mädchen zwiſchen ſechzig und ſiebzig Jahren öffnete die Thür. Ich beſah das Zimmer; es gefiel mir. Meine erſte Frage war: Ob die Vermietherin Kinder habe? — Sie erwiederte, zart erröthend: „Weder jetzt, noch zu hoffen!“ —

„Keine Kinder?“ rief ich entzückt; „Gott ſei Dank!“ Der Handel wurde ſogleich abgeſchloſſen, und eh' eine Viertelſtunde verfloſſen war, nahm ich meine neue Wohnung in Beſitz, mit dem erfreulichen Bewußtſein, daß im Nebenzimmer ein alter, ſchweigſamer, ſchwächlicher Hageſtolz wohne, der, wie die Quartier-Inhaberin mich verſicherte, nicht nur ein Feind vom Reden, ſondern auch ein Menſchenfeind ſei. Es blieb mir alſo nichts zu wünſchen übrig. Welche glückliche Lage, ganz dazu geſchaffen, um Lorbeern und Honorar im Überfluſſe zu erwerben! Ich ſetzte mich ſogleich an den Schreibtiſch, dem ich Überglücklicher es nicht übel nahm, daß ihm der vierte Fuß mangelte, durchblätterte meine Plane zu künftigen Werken, nahm einen derſelben aus dem Hefte heraus, und fing, nach kurzem Nachſinnen, friſch zu ſchreiben an. Gedanken und Bilder ſtrömten mir zu, wie die Wellen eines Fluſſes. Ich mochte ungefähr zwei Stunden geſchrieben haben, als ein plötzliches Gekreiſch mir beinahe das Trommelfell zerſprengte.

Einige ſchmetternde, ungeheuer falſche Töne eines Waldhorns, das Lieblings-Inſtrument des alten, ſchweigſamen,

ſchwächlichen Nachbars Hageſtolz, ſie waren es, die mir, wie die Poſaune des jüngſten Gerichtes dem Sünder, plötzliches Entſetzen durch alle Glieder jagten. Indem ich aufſprang, entdeckte ich erſt jetzt eine vorher nicht bemerkte Thür, welche ehmals die Gemeinſchaft zwiſchen beiden Gemächern unterhalten hatte. In meiner Verzweiflung kam mir aber doch der etwas beruhigende Gedanke, daß der alte Junggeſell zu ſchwächlich ſei, um ſeinen Athem lange auf dieſe Blaſe-Virtuoſität vergeuden zu können; ich beſchloß daher, das Ende der Höllenmuſik, welches bald erfolgen müſſe, ruhig abzuwarten. Und ſiehe da! es trat wirklich nach wenigen Minuten eine Pauſe ein. Ich ergriff, in der Meinung, den Sturm überſtanden zu haben, die Feder, um an meinem Gedichte: „Die Äolsharfe", weiter zu arbeiten; ich hatte aber kaum ein paar Dutzend Verſe geſchrieben, als eine neue Horn-Exploſion losbrach. Ich ergab mich in mein Schickſal, legte die Feder weg, und ſaß, an den Nägeln kauend, eine Viertelſtunde, während mir die herrlichſten Gedanken, wie die Vögel aus einem Käfig, entwiſchten.

Fünfzehn Minuten waren in das Meer der Ewigkeit gefloſſen, und — das Horn ſchwieg. Wer war glücklicher als ich! Stürmiſch vor Freude, ſtieß ich die Feder ſo gewaltig auf den Boden des Tintenfaſſes, daß ſie aus dem ſchwarzen Meere als Mohrin mit verbogener Spitze herauskam, und das erſte Wort, welches ich ſchreiben wollte, ein großer Klecks wurde. Als ich das verunglückte Wort zum zweitenmal ſchrieb, erſcholl der furchtbare Ton des Schreckhorns

wieder, ein Ton, der mir das Mark in den Gebeinen erschütterte, ein Ton, der die Todten in den Gräbern erwecken konnte.

In demselben Augenblicke setzte der Hornist ab, und sagte: „Ist das Duett fertig?“ — Die Stimme des Hausherrn erwiederte: „Ja — und wie!“ —

Sogleich fingen zwei Waldhörner, statt des einen, zu toben an. Eine Art von Wahnsinn ergriff mich. Ich sprang wie ein Beutelthier im Zimmer herum, und die Geister der von den Hornisten ermordeten poetischen Gedanken wirbelten wie ein Hexentanz in meinem Kopfe. Die Goldstücke des verlorenen Honorars sprühten mir wie Höllenflammen entgegen, und die eingebüßten Lorbeern träuften von Blut.

Ich gedachte mit nassen Augen des Spruches: „**Non habemus civitatem permanentem**“ *), ging nach geendigtem Duett in das Zimmer der hölliſchen Virtuosen, legte, ohne ein Wort dabei zu sprechen, den Miethzins in die untere Höhle der Öffnung eines dieser Satans-Instrumente hinein, sagte mit feierlicher Betonung: „Hier ist meines Bleibens nicht!“ und schritt feierlich zur Thüre hinaus.

*

Während ich mehrere Gassen durchwanderte, um eine neue Wohnung zu suchen, riß mich mein Mißmuth in den tollen Irrthum, daß Musik und Kindergeschrei Eines und dasselbe seien. Ich beschloß also, bei der nächsten Zimmer-

*) »Wir haben keine bleibende Stätte.«

miethe die unerläßliche Bedingung zu ſetzen, daß weder ein Kind noch ein Muſikus ſich im Hauſe befinden dürfe. Der Gedanke, daß ich bei meinen beſchränkten Vermögensumſtänden ſchon zweimal das Miethgeld für einen ganzen Monat gezahlt hatte, wo ich das Zimmer doch nur wenige Tage oder Stunden bewohnte, war die Eſſigmutter der widrigſten Empfindungen; denn wie wenig Urſache ich hatte, das Geld hinauszuwerfen, geht ſchon daraus hervor, daß ich vor Kurzem an meine Mutter einen ſehr zärtlichen Brief geſchrieben hatte, worin ich ſie bat, mir neun Hemden zu ſchicken, weil der Anſtand es fordere, wenigſtens ein volles Dutzend zu haben.

Nachdem ich mehrere Miethzimmer beſehen hatte, welche die erwähnten Friedensbedingungen nicht erfüllten, ſtand ich wieder vor einem Hausthore, an dem ein Zettel klebte, der mir ſagte, daß hier ein ſchönes, lichtes Zimmer mit ſeparatem Eingang, nur für Herren, zu vermiethen ſei. Ich ſtieg drei Treppen aufwärts, beſah das Zimmer, und der Vermiether, ein ſolider Mann, gab mir ſein Ehrenwort, daß in dem ganzen Hauſe weder ein Kind noch ein muſikaliſches Inſtrument zu finden ſei. Wer war glücklicher als ich! Nach einer Stunde ſaß ich ſchon in meiner neuen Wohnung.

Der Vermiether bewillkommte mich mit freundlichem Ernſt, und bat um die einzige Gefälligkeit, mich ſehr ruhig zu verhalten, denn ſein Haus ſei der wahre Tempel des Schweigens; nicht einmal das Nagen einer Maus oder eines Holzwurms ſei hier zu vernehmen. Der Hausherr erklärte mir, daß er nur dem Geiſt lebe, das heißt, daß er ein Schriftſteller ſei. Ich erwiederte, daß ich zu ſeiner Fahne

geſchworen habe. Er gab mir den Bruderkuß, und nannte ſeinen Namen, der mich aber befremdete, da ich ihn weder in einem Journale genannt, noch je auf dem Titelblatt eines Werkes gefunden hatte.

Zwei Tage verfloßen; ich ſchrieb ohne Aufhören. Die beſchriebenen Bogen häuften ſich, und ein Heer von Leichnamen ſtumpfer Federkiele lag auf dem Tiſche.

Am Morgen des dritten Tages meiner glücklichen Einſamkeit ſaß ich eben beim Frühſtück, als ſittſam und leiſe an die Zimmerthür gepocht wurde. Und ſiehe da! Herein trat, das Geſicht zu einem freundlich grinſenden Lächeln verzerrt, mit vielen Kratzfüßen, mein Quartierherr. Er hielt unterm linken Arme ein Packet Schriften. Bei dem Rückenkrümmen und Kratzfüßeln entſchlüpfte dem Tragenden das Papier und fiel klatſchend zu Boden. Hatte mich ſchon das Getöſe erſchreckt, ſo erſchrak ich noch mehr, als ich die Menge des, ach! beſchriebenen Papiers erblickte. Herr Schmid, ſo hieß der Mann, ließ ſich durch den kleinen Unfall nicht im Geringſten aus ſeiner philoſophiſchen Gemüthsruhe bringen, ſondern hob, meine Beihilfe zurückweiſend, die Papiere ſorgſam auf, und ſagte mit dem ihm eigenen ſtereotypen Lächeln und mit dem Ausdruck unverkennbarer väterlicher Zärtlichkeit: „Ihr loſen Schelme! Ihr ungerathenen Kinder! Ihr kleinen Mohren, auf ſchneeweißem Linnenzeug ruhend! Ihr Geiſter in Lumpenhülle! Wollt ihr eurem Vater, dem Archimagus, entlaufen, eh' ihr noch mündig ſeid, um in den Mund aller Welt zu kommen?“ —

Während dieſer Rede ſtand ich unbeweglich wie eine

Bildsäule, indem ich aus jenen entsetzlichen Phrasen erkannte, daß der gefallene Papierkoloß aus einer Quantität von Manuskripten bestehe, welche höchst wahrscheinlich bestimmt seien, mir entweder vorgelesen oder zur Beurtheilung vorgelegt zu werden. Ich hatte mich, leider! nicht getäuscht!

Mit einer bittersüßlichen Mischung von stolzem Selbstgefühl und demüthiger Bescheidenheit legte Herr Schmid seine Manuskripte auf den Tisch und sagte mit dem ihm eigenen stereotypen Lächeln: „Erlauben Sie mir gefälligst, Ihnen einige von einem gewissen Ignazius Aloisius Schmid geschmiedete Kleinigkeiten zur unparteiischen Beurtheilung vorzulegen. Es sind nur winzige Versuche, deren keiner mehr als drei bis vier Bändchen in Taschenformat einnimmt. Schriftsteller müssen einander ja wechselseitig Beistand leisten. Es geht ja nichts über die Harmonie der Geister." —

Ich wurde bleich wie die mich umgebenden kreideweißen Zimmerwände, nickte schweigend mit dem Kopfe, wie die marmorne Statue des ermordeten Comthurs in Mozarts Don Juan, und ließ den Herrn Schmid gewähren. Der Mensch zankt und lärmt, wenn ihm der Bediente eine Lieblings-Kaffehschale zerschlägt, aber er verstummt und erstarrt, wenn das Erdbeben tausend Häuser zertrümmert.

Und nun fing denn Herr Schmid an, mich zuerst mit den Titeln der Manuskripte bekannt zu machen, wobei er mich versicherte, es gebe kein Fach im philosophischen, historischen und poetischen Gebiete, in dem er sich nicht schon, mit mehr oder weniger Glück versucht habe. Das erste Ma-

nuſkript führte den Titel: „Hiſtoriſch-politiſches Weltpanorama aller Völker und Zeiten, nebſt vorſündflutlichen Fernblicken und Viſionen der Zukunft.“ — Das zweite: „Weltſchmerz eines Zerriſſenen; Lyriſche Ergüſſe.“ — Das Dritte: „Die wilden Menſchen und die zahmen Thiere; humoriſtiſche Parallelen.“ — Das vierte: Theorie der unentdeckten Wiſſenſchaften.“ — Das fünfte: Lebensglut und Todeswuth; tragiſche Trilogie.“ — Das ſechſte: „Die weinenden Jahrhunderte; ein Luſtſpiel zum Todtlachen.“ — Das ſiebente: „Der Krieg der Elephanten und der Mücken; ſatyriſche Didaskalie.“ — Das achte: „Meſſing, Blei, Glasſcherben; ein kritiſches Quodlibet.“ —

Ich erklärte, daß leider ein dringendes Geſchäft es mir für den Augenblick unmöglich mache, der intereſſanten Vorleſung beizuwohnen; wolle er mir aber etwa eines der ſchätzbaren Manuſkripte vertrauen, ſo — —

„Alle, alle!“ rief er freudig. „Machen Sie mir aber nur das einzige Vergnügen, ſich ein paar Vorreden leſen zu laſſen, die von Tiefſinn und Humor ſprudeln. Sie enthalten, gewiſſermaßen die Quinteſſenz von jedem meiner Werke.“ —

Ich ließ es mir, meine Geduld auf die Folter ſpannend, gefallen. Als ich ſtatt zwei Vorreden ſchon deren vier verſchluckt hatte, wollte ich haſtig aufſtehen; er drückte mich aber mit ſanfter Gewalt auf den Stuhl zurück und bat, nur der Inhaltsanzeige gütigſt einige Minuten zu ſchenken. Ich ergab mich mit beiſpielloſer Reſignazion in den Willen des Schickſals. Die chaotiſchen Inhaltsmaſſen waren überſtanden,

ich wollte abermal aufſtehen; er hielt mich abermal feſt: „Nur die erſten Blätter meiner kühnen Theorie der unentdeckten Wiſſenſchaften und ein paar gräßlicher, grauenerregender Sodoma- und Gomorrha-Szenen, worin das tragiſche Element in ſeiner höchſten Stärke waltet, belieben Sie noch anzuhören. —

Und ich ergab mich abermals in den Willen des Schickſals. Als auch dieſer bittere Kelch geleert war, ſagte er: „Nur ein paar Gläschen von den vulkaniſchen Strömen meiner lyriſchen Ergüſſe müſſen Sie noch genießen, dann ſollen Sie von dem Quälgeiſte befreit ſein.“ —

Ich ſtand auf, mit der Verſicherung, daß ich keine Minute mehr zu verlieren habe. Indem er nun einige Schritte zurücktrat, bemächtigte ich mich des verlaſſenen Terrains und ſchritt der Thüre zu, um mich aus meinem eigenen Zimmer zu flüchten, in dem ich vom Feinde blockirt wurde. Er vertrat mir aber bittend und beſchwörend den Weg und hielt mich an den Rockknöpfen mit beiden Händen feſt. Die Verzweiflung gab mir Muth und Kräfte, und indem er eben ein Gedicht zu deklamiren anfing, ſprang ich, alle Knöpfe verwünſchend, mit den Worten: „Verſe, Herr Schmid, wer ſchmiedet ſie nicht?“ blitzſchnell zur Thüre hinaus, leider ach! mit dem Verluſt zweier Knöpfe, die in den Händen des Feindes zurückblieben.

Als ich das Freie gewonnen hatte, und glücklich um die Straßenecke gekommen war, blieb ich, erſchöpft und athemlos ſtehen, und überdachte alle die unzähligen Leiden, die wie eine Schar von Geiern über mich hergefallen waren. Wehmuth umdüſterte meine tiefbetrübte Seele, und ich ſagte

mit lauter Stimme: „Bin ich denn verurtheilt, die Ruhe hienieden nur in einer einzigen Wohnung — im ſtillen, kühlen, engen, dunkeln, düſtern, kalten Grabe zu finden?“ — Die Bilder der erduldeten Leiden zogen wie ſchwarze Wolken durch meine Fantaſie. Ich ſah mich, wie einen Schiffbrüchigen auf dem ſtürmiſchen Meere der kleinen Schneider-Kakodämonen; ich hörte das Gebrülle der Chorſänger, echter Höllengeiſter meiner gefolterten armen Seele; ich fühlte in allen meinen Nerven das gräßliche Kreiſchen und Schmettern der tartarea tromba, welche Torquato Taſſo die Sataniden als Virtuoſen ſpielen läßt; ich ſchauderte vor der Stentorſtimme, mit welcher der recitator acerbus mir ſeine opera omnia vorlas, ich glaubte die Poſaune des letzten Gerichtes und den Urtheilsſpruch ewiger Verdammniß zu vernehmen. Wo nun eine ruhige Wohnung finden? In den meilenlangen, pfadloſen Urwäldern Amerika's? In einer Wüſte des ſteinigen Arabiens? Auf einer unbewohnten öden Inſel?“ —

Tauſend Ideen und Plane durchkreuzten mein Gehirn und wurden eben ſo ſchnell ergriffen als feſtgehalten. Aus dieſem Bildermeere tauchte endlich die Erinnerung an eine, im Schooße einer ſehr einſamen ſchönen Gegend liegende Abtei auf, die mir eine heilige Ruheſtätte gewähren würde, wo ich nicht nur einen Verein edler, würdiger und gelehrter Männer, ſondern auch einige meiner geliebteſten Jugendfreunde fände, die, vom Weltgetümmel abgeſchieden, der Welt durch Geiſt und ſittliche Würde mehr nützten, als die Weltmenſchen mit all' ihrem raſtloſen Umtrieben, ſelbſtiſchen

Plänen, prunkenden Empfindungen und bengaliſchem Geniefeuer.

Dabei blieb es. Ich kehrte nochmal in das verlaſſene Zimmer zurück, bezahlte dem Vielwiſſer den Miethzins, packte meine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, und machte mich auf den Weg. Am Abend des nächſten Tages war die Fußreiſe geendigt. Die untergehende Sonne verweilte noch über einem waldigen Berggipfel; am Fuße des Berges ſtand die Abtei, und ich klingelnd vor der Pforte.

Der Pförtner, ein Greis mit langem grauem Haar, auf deſſen Geſichte ſich die Abendröthe der Natur mit dem Morgenrothe der Geſundheit vereinigte, empfing mich freundlich und geleitete mich unter zahlloſen Fragen über Dies und Jenes zu meinem älteſten Jugendfreunde, dem vortrefflichen Prieſter Honorius. Jahre waren verfloſſen ſeit unſerm letzten Beiſammenſein. Zuerſt welches unſichere beiderſeitige Anſtaunen! Endlich welcher Jubel des Erkennens! P. Honorius ſtellte mich dem Abte vor, einem Manne, deſſen edles Äußere feinen Anſtand mit Würde vereinigte, ſo wie in ſeinem Innern Geiſt und Herzlichkeit, Ernſt und Heiterkeit mit einander verſchmolzen. Er ließ mir ein ſchönes Gemach mit der Ausſicht in den Kloſtergarten anweiſen. Die tiefe Stille, die in dieſem Heiligthum des Friedens herrſchte, ward nur durch das leiſe Rauſchen eines Bächleins, durch das Summen ſchwärmender Käfer, durch den Geſang der hier eingebürgerten Vögel, und durch das trauliche Geflüſter in den luftigen Baumzweigen unterbrochen. Die geiſtlichen Bewohner

der Abtei wetteiferten im gefälligſten Benehmen, beobachteten die zarteſte Aufmerkſamkeit, um mich in den Arbeitsſtunden nicht zu ſtören, und widmeten mir ihre, vom Kirchendienſte und von den übrigen Berufsgeſchäften freien Stunden.

Und ſo hatte ich Glücklicher denn die ſo lange vergebens geſuchte Ruheſtätte gefunden! Nur Eines, nämlich das nicht ſelten erſchallende Geläute vieler großer und kleiner Glocken kam mir in den Stunden der Begeiſterung manchmal ungelegen. Da aber dieſe Störung auch die einzige war, und ein harmoniſches Glockengeläute, obſchon es bei längerer Dauer etwas Betäubendes hat, doch, im Ganzen genommen, durch das Feierliche und Erhebende dieſer Himmelsklänge auf mich einen angenehmen Eindruck machte, ſo wurde ich mit dem wiederholten Läuten dieſer Himmelsſtimmen bald ſo befreundet, daß ſie meine gute Stimmung ſogar ſteigerten.

Aber ach! Menſchliche Leiden währen gewöhnlich lange, deſto flüchtiger ſind aber unſere Freuden. Das Schwere ſenkt ſich und laſtet auf dem Boden; das Leichte wird von einem Lüftchen emporgehoben und fortgetragen. So mußte das Unerwartetſte geſchehen; eine neue Konſtellation mußte am politiſchen Himmel eintreten, um einen Sturm herbeizuführen und mich dem Hafen der Ruhe zu entreißen.

Ein Krieg brach aus. Truppenmärſche begannen, und wollten kein Ende nehmen; Einquartierungen über Einquartierungen! Selbſt die Abtei blieb nicht verſchont. Die Söhne des Mars füllten alle Straßen und Häuſer. Säbelſcheiden-Geklirre, Trommeln und Trompeten, Wagengeraſſel, Kom-

mandoworte, und Pferdegewieher füllte die Luft. In allen Gängen, Sälen und Zellen wimmelte es von luſtigen, lautredenden, lärmenden Kriegern. Die guten Mönche bewirtheten ihre bewaffneten Gäſte, ſo gut ſie es vermochten, konnten aber, ungeachtet ihrer zuvorkommenden Bereitwilligkeit, manchen Ungenügſamen nicht befriedigen. Sie mußten ſich ſelbſt Ruhe und Bequemlichkeit verſagen, wofür ſie oft nicht einmal den traurigen Troſt fanden, ihre dargebrachten Opfer erkannt zu ſehen, denn was ſie auch leiſteten, es galt nur für Schuldigkeit.

Ich ſelbſt glich einem aus ſeinem dunkeln Gebüſche aufgeſcheuchten Vogel. Am dritten Tage dieſer militäriſchen Herrſchaft ging ich zum Abte. Er erſchrack über meine verſtörten Mienen. Ich dankte ihm für ſeine gütige Aufnahme, ſagte ihm, daß ich es in dieſem ruheloſen wilden Getümmel nicht länger auszuhalten vermöge, nahm von ihm und den geiſtlichen Freunden Abſchied, und verließ innigſt gerührt die heiligen Hallen, in deren ſtillen Räumen ich ſo glücklich war.

Ich wanderte nun mehrere Stunden nach einander über Stock und Stein, ohne Ruh' und Raſt, wie der ewige Jude, ohne irgend ein beſtimmtes Ziel vor mir zu haben. Schon ging die Sonne, von mir beneidet, zur Ruhe; die Erde wurde immer ſtiller, die Stimme des Unmuths in mir immer lauter. Ich erſtieg einen Berg, von deſſen Gipfel ich ein kleines, von waldigen Hügeln umgebenes Thal erblickte, welches von aller Welt abgeſchieden zu ſein ſchien. Die letz-

ten Strahlen der untergehenden Sonne woben einen goldenen Schleier um die einſame Gegend, und indem die Farbenpracht der Erdenblumen in der Dämmerung allmälig erloſch, erglühten am Abendhimmel die vielfarbigſten Wolken, wie Ätherblumen ſchimmernd. Dabei herrſchte ringsumher eine ſo tiefe Stille, daß ich jeden meiner Schritte, ſelbſt das leiſeſte Geſäuſel in den Gebüſchen hörte, an deren Blätter ich im Vorbeigehen ſtreifte.

In der Mitte des Thales ragte, auf einer Terraſſe ſtehend, ein freundliches Landhaus empor. Um ein Obdach für die Nacht zu erhalten, verließ ich meine Höhe. Waren die Bewohner des Landhauſes ſo freundlich wie das Äußere desſelben, ſo konnten ſie mir eine gütige Aufnahme nicht verſagen. Mit Tagesanbruch wollte ich dann wieder den Wanderſtab ergreifen; wohin? Das wußte ich ſelbſt nicht.

Unter ſolchen Gedanken kam ich an den Bereich der Villa. Im Vorgärtchen ging ein Mann, eine Gießkanne in jeder Hand, auf und nieder, einen Staubregen über die Blumenbeete ſtrömend. Ich fragte, wer der Beſitzer dieſes Hauſes ſei, und ob ich hoffen dürfte, eine Nacht hier beherbergt zu werden. Der Mann antwortete mir, daß er meinen Wunſch der Eigenthümerin ſogleich melden wolle, und ging hinein.

Eine Eigenthümerin alſo? Das klang romantiſch. Nebſtdem durfte ich auch einen ruhigen Aufenthalt erwarten, da man die Frauen die Stillen im Lande zu nennen pflegt, obſchon ſie deshalb nicht immer auch die

Stillen in ihren Häuſern ſind, wo ſie im Gegentheil oft ſehr laut werden, wenn z. B. die Göttin der Zwietracht, oder des Eigenſinnes, oder der übeln Laune, oder der Rechthaberei u. ſ. w. ihre Fackel, oder ihren Szepter, oder ihre Geißel ſchwingt.

Der Gärtner kam mit der erwünſchten Nachricht zurück, daß die gnädige Frau mir Obdach und Bewirthung nicht nur für dieſe Nacht, ſondern auch für ein paar Tage mit Vergnügen gewähren wolle, ſie ſelbſt könne mich aber heute nicht empfangen, da ſie ſich ſchon zur Ruhe begeben habe. Das Wort Ruhe machte auf mich einen ſehr angenehmen Eindruck, und ich erfreute mich theils an dem Gedanken, daß man hier einen Werth auf die Ruhe, folglich auch auf die Stille lege, theils an der Bemerkung, daß der Gärtner eine günſtige Perſonal-Beſchreibung von mir geliefert und die Dame dieſelbe gut aufgenommen haben müſſe. Geht Alles gut, dachte ich mir, ſo kannſt du vielleicht hier im Schooße der Einſamkeit einige glückliche Tage zubringen, einige Romanzen und Novellen an's Licht fördern, und dann wieder den Wanderſtab ergreifen, nachdem du der holden Beſitzerin dieſer holden Einſiedelei die jüngſten Kinder deiner Laune vorgeleſen, ihren zärtlichen Dank dafür geerntet haſt, und ihre Segenswünſche für die ſchönen Stunden dich begleiten.

Ich fragte den Gärtner mit einiger Theilnahme, ob die Gnädige etwa unpäßlich ſei?

„O Himmel!" erwiederte er, „Sie iſt mehr als un-

päßlich, ſie iſt krank an Leib und Seele, ſo blaß und ſo ſchön, ſo leidend und doch ſo gut! O Sie werden in ihr einen unglücklichen Engel erblicken! Die Ärmſte! Sie iſt eine ungeheure Freundin der ſchönen Natur, und kann, leider, nicht das Geringſte von der ſchönen Natur ertragen. Die Morgenluft iſt ihr zu kühl, die Abendluft zu feucht; der Sonnenaufgang thut ihren Augen weh; der Sonnenuntergang macht ſie melancholiſch, und im Mondſchein weint ſie. Die Blumengerüche betäuben ſie, die Bäche ſind ihr zu naß, die Berge zu hoch, die Ebenen zu einförmig, die Wälder zu dunkel und traurig. Der Winter iſt ihr zu kalt, der Sommer zu heiß, das Frühjahr zu unſtät, der Herbſt zu neblig. Die arme Frau! Ein wahres Unglück! Was iſt da zu thun? Wir weinen oft Alle mit ihr, wie die Kinder." —

Der Gärtner führte mich Bedauernden in das mir beſtimmte Zimmer. Ich dachte ein halbes Stündchen über die intereſſante, kranke, blaſſe, ſchöne Trauergeſtalt nach, genoß das mir aufgeſetzte Abendmahl mit dem beſten Appetit, legte mich in einem angenehmen Taumel zu Bette, und ſchlief ununterbrochen bis in den Spätmorgen.

Als ich kaum gekleidet war, erſchien der Gärtner, und lud mich ein, mit der gnädigen Frau zu frühſtücken. „Dieſes" ſagte er, „wäre zwar eigentlich das Geſchäft der Jungfer Zofe; ſie konnt' es aber nicht über's Herz bringen, das Zimmer eines Mannes mit einer Einladung zu betreten. Überdies hatte ſie auch alle Hände voll zu thun." —

Auf meine Frage, womit ſie denn gar ſo ſehr beſchäf-

tigt ſei, erwiederte er, ſatyriſch lächelnd: „Mit dem Nichtsthun. Eigentlich hat ſie aber doch ſehr viel zu thun, indem ſie ſich den ganzen Tag ſchämt. Sieht man ſie an, ſo ſchämt ſie ſich, daß man ſie anſieht; ſieht man ſie nicht an, ſo ſchämt ſie ſich, daß man ſie nicht anſieht. Sagt man ihr eine Schönheit, ſo ſchämt ſie ſich über die Schönheit; ſagt man nichts, ſo ſchämt ſie ſich über die Vernachläſſigung. Hat ſie ſtarken Appetit, ſo ſchämt ſie ſich, daß ſie ſo viel ißt, richtet man eine Frage an ſie, ſo möchte ſie vor Scham vergehen. Soll ſie einen Auftrag an eine dritte Perſon beſorgen, ſo kann ſie ſich dabei zu Tode ſchämen. Lacht ſie, ſo ſchämt ſie ſich, gelacht zu haben. Soll ſie eine Ware feilſchen, ſo will ſie vor Scham vergehen, wenn ſie einen Groſchen weniger bietet. Kurz! Sie ſteht auf und ſchämt ſich; ſie ißt, und ſchämt ſich; geht und ſchämt ſich gehend; ſitzt und ſchämt ſich ſitzend; ſchämt ſich vor Männern, Frauen und Kindern, vor dem Hahn und der Henne, bis ſie voll Scham zu Bette geht und voll Scham wieder erwacht. So iſt unſere ſchamhafte Jungfer Zofe beſchaffen, auf deren Wangen das ewige Krebs- und Morgenroth der allerjungfräulichſten Schamhaftigkeit glüht. Es iſt ein wahres Unglück für Jeden, der mit dieſer verſchämteſten aller Zofen den ganzen Tag zu thun hat, denn man weiß nicht, was man mit ihr anfangen ſoll, bis man endlich ſelbſt anfängt, ſich zu ſchämen." —

Ich mußte herzlich lachen über den Mann, der ſich in Charakterſchilderungen ſo wohl gefiel, und folgte ihm auf eine Gartenterraſſe, auf welcher der Kaffehtiſch unter einem

offenen Zelte ſtand. Auf einem Ruhebette prangte Fräulein Iſabella, in halb ſitzender, halb liegender Stellung. Einen Fliegenwedel von Pfauenfedern ſchwingend, ſtand neben ihr die Zofe, die, als ſie mich kaum erblickt hatte, ſich alſogleich zu ſchämen anfing, bis in den Hals erröthete, und die Augen zur Erde, ja beinahe in die Erde ſenkte.

Je röther aber die Zofe erglühte, deſto unbefangener verharrte die Gebieterin in ihrer gewöhnlichen Bläſſe, indem ſie meinen Gruß mit freundlicher Unbefangenheit erwiederte und meinen Dank ablehnte. Ich muß geſtehen, daß ich über dem Anblick dieſes eben ſo anmuthigen als intereſſanten Weſens die Zofe und ihre Röthe, den charakteriſirenden Gärtner und das ganze Landhaus vergaß, und den blauen Himmel nur in ihren himmelblauen Augen ſah. Iſabella war eines jener Weſen, die jeder Menſch von Gemüth und Fantaſie ſchon früher geſehen oder gekannt zu haben glaubt, wenn er ſie auch nie gekannt, nie geſehen hat. Es gibt ja Menſchen, mit denen wir uns bei dem erſten Blick oder Wort ſo befreunden, als ob wir ſie ſchon von jeher gekannt hätten und nur einige Zeit von ihnen entfernt geweſen wären.

Iſabella's edle Züge, ihre ſeelenvollen Augen und ihr offenes, zutrauliches Benehmen, ja ſelbſt der Wohlklang ihrer echt italieniſchen Bruſtſtimme, drangen mir in das Innerſte. Ich bemerkte auch, daß es ihr recht angenehm war, auf mich einen ſolchen Eindruck zu machen. Ein elektriſcher

Funke ſchien in mein Herz gefahren zu ſein, und wir bemühten uns nicht, unſer wechſelſeitiges Wohlgefallen zu verbergen. Ich erzählte ihr mein ganzes Leben und Streben; ſie äußerte dabei die innigſte Theilname, wie an den Schickſalen eines nach Jahren zurückgekehrten Bruders, der ihr ſeine Reiſeabenteuer erzählte.

Am nächſten Tage war mir's, als hätte ich ſchon geraume Zeit in dieſem Aufenthalte mit Iſabella verlebt. Am dritten Tage fühlte ich, daß es mir ſchmerzlich fallen würde, von dieſem Orte und ſeiner ſchönen Beſitzerin zu ſcheiden. So verfloßen mir einige eben ſo ſtille als glückliche Tage. Wir theilten uns wechſelſeitig alle Leiden und Freuden unſers Lebens mit. Unſere Gedanken und Gefühle, Geſinnungen und Anſichten harmonirten im Größten wie im Kleinſten; es blieb uns kaum ein Zweifel übrig, daß wir für einander geſchaffen ſeien und ohne einander nicht leben könnten. Endlich faßte ich den Entſchluß, Iſabellen alles dieſes offenherzig zu erklären, und ſie auch um offenherzige Mittheilung ihres Entſchluſſes zu bitten; denn ich erkannte deutlich, daß wir, reich an Liebe, hier auch irdiſche Reichthümer ſammeln müßten, indem nicht nur unſere einfache Lebensweiſe wenige Bedürfniſſe haben würde, ſondern auch Iſabella mit zeitlichen Gütern ziemlich geſegnet ſei, und meine in der ungeſtörten Stille dieſer glücklichen Siedelei höchſt fruchtbare Muſe mir jährlich keine unbedeutende Honorar-Ernte in's Haus bringen müſſe. Sollte irgend etwas unſer Friedensreich ſtören, ſo könnten es nur neugierige

Fremde ſein, die hieher kamen, um den berühmten Dichter in ſeinem verborgenen Paradieſe aufzuſuchen.

Schon erſchien über dieſem Reſultat meiner Nachtgedanken der Morgen in ſeinem roſafarbenen Gallakleide. Ich trat an's Fenſter und überdachte noch einmal, was ich Iſabellen ſagen wollte. In dieſem Augenblicke erſcholl das hohe A einer weiblichen Stimme mit einer bewundernswürdigen Tragung des Tones. Eine Kadenz von zwei Oktaven folgte nach. Der Ton drang mir in die Seele; alle Nerven bebten wie von einem elektriſchen Schlag. Der Landmann kann nicht betäubter daſtehen, wenn ein Donnerkeil vom Himmel fällt, und ſein Haus plötzlich flammenhell auflodert.

Woher dieſer durchdringende Ton von ſo entſetzlicher Schönheit? — Ach leider aus — Iſabellens Kehle! Aus der Kehle der ſtillen Göttin des entzückenden Friedensreiches. Ich glaube, der Tod ſelber, wenn er mir als ſcheuſalartiges Gerippe erſchienen wäre, ja, der furchtbare Poſaunenton des jüngſten Gerichtes hätte mich nicht ſo erſchreckt, als dieſer Ton.

Als ich mich etwas erholt hatte und zur Beſinnung kam, ſagte ich, von einem Fieberſchauer ergriffen, zu mir ſelbſt: „Dieſer Ton — von ihr? Sie alſo, die ſtille Friedensgöttin, eine raſende Bravour-Sängerin? Dann gute Nacht, Ruhe! Auch von hier biſt du verbannt! Lebt wohl, ihr Felder und ihr Berge!

Unglücklicher! Ergreife Deinen Pilgerstab und wandere hin!" —

Ich ging ernst und langsam nach Isabellens Zimmer, öffnete leise die Thür, und ein Meer von Rouladen stürzte mir entgegen. Ich blieb wie versteinert auf der Schwelle stehen und ließ eine ganze italienische Bravour-Arie gleich einer todesschwangeren Gewitterwolke über meinem Haupte dahinbrausen. Meine Augen blieben starr auf die Sängerin geheftet, deren Antlitz, sonst voll himmlischer Anmuth, in der jetzigen Anstrengung aller Muskeln die häßliche Larve einer Furie zu sein schien.

Die Arie war geendigt. Isabella erblickte mich und lächelte freundlich, weil sie glaubte, ich stände hier vor Entzücken so unbeweglich. Sie winkte mir und sagte: „Freund! Vernehmen Sie, daß heute mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen ist."

Nun erzählte sie mir, daß sie heute früh das Dekret als erste Kammersängerin des Herzogs von * erhalten habe, daß sie sich unendlich freue, aus der unerträglich langweiligen Einsamkeit der sogenannten schönen aber leblosen Natur in das Paradies der lebenden Naturen überzutreten, und daß sie, wie eine Nachtigall nach dem starren Todesschlafe des Winters, jetzt zum Frühling ihres Daseins erwache, ihre Stimme, die Seele der Seele, versucht und glücklich wiedergefunden habe. Ihr Ton sei noch immer so rein, so sicher und so metallreich, wie er es vor zwei Jahren war, da sie als Opernsängerin Tausende rasend gemacht und das Theater in die

Gefahr gebracht habe, von dem Sturme des Beifallklatſchens einzuſtürzen.

In dieſem Augenblicke war meine Liebe zu Iſabellen ſo erloſchen, wie ein im Freien brennendes Johannisfeuer, auf welches ein Wolkenbruch herabſtürzt. Die ſchöne Sängerin ſchien mir, nachdem der Zauber gelöst war, wie vom böſen Geiſte beſeſſen zu ſein. Sie wiederholte die unglückſelige Bravour-Arie, um mein Urtheil über ihre Stimme und ihren muſikaliſchen Vortrag zu hören. Mein Urtheil? das heißt ſo viel als: meinen Beifall. Als die Arie geendigt war, befand ich Unglücklicher mich in der traurigen Nothwendigkeit, die Verhaßte loben und über ihre Freude erfreut ſein zu müſſen.

Ich verließ ſie, ſobald ich es ohne Unhöflichkeit thun konnte, zog mich in die Einſamkeit einer Grotte zurück und dachte, während die verſchämte Zofe jetzt lärmend und vor Freude beinahe unverſchämt wild umherſprang, darüber nach, unter welchem Vorwande ich mich am ſchicklichſten aus dem verlornen Paradieſe entfernen könnte. Endlich ward ich mit mir einig. Ich machte einen Spaziergang in das nächſt gelegene Städtchen, kam zurück und brachte einen von mir an mich eigenhändig geſchriebenen Brief mit, des Inhalts, daß die gefährliche Krankheit eines nahen Verwandten mir gebiete, an ſein wahrſcheinliches Todesbett zu eilen. Die Nachricht von meiner plötzlichen Abreiſe machte auf Iſabellen einen ſehr unangenehmen Eindruck. Sie gab ihre Einwilligung dazu nur unter der Bedingung, daß ich längſtens am vierten Ta-

ge wieder zurückkehre, und bot die ganze Macht ihrer Liebenswürdigkeit auf, um mich willfährig zu machen. Endlich rückte ſie ſogar mit dem Geſtändniſſe heraus, es ſei ihr ſehnlichſter Wunſch, daß ich mit ihr an den Hof des Herzogs reiſe und als entfernter Verwandter in ihrer Nähe bleibe, nach drei Jahren ſei ihr Kontrakt zu Ende, und wir zögen dann wieder in das Elyſium der Einſamkeit zurück, um nur uns ſelbſt zu leben.

So viel Gewicht ſie auf dieſen Antrag legte, eben ſo leicht wies ich ihn zurück, unter tauſend glücklich erfundenen Entſchuldigungsgründen. Alles, was ſie von mir erhielt, war das Einzige, daß ich noch einen Tag blieb, und ſie dann nach der herzoglichen Reſidenz begleitete, jedoch nicht weiter als bis an das Stadtthor, wo ich mich zu einem zärtlichen Abſchied zwang, und auf einem begrasten Fußſteige nach dem nahe liegenden Walde eilte.

Wie wohl ward mir um's Herz, als ich mich hier wieder allein und in ungeſtörter Stille fand. In einer herzoglichen Meierei erfriſchte ich mich, nahm Lebensmittel zu mir, und drang tiefer in den Wald hinein, feſt entſchloſſen, dieſes Heiligthum der Ruhe nicht ſobald wieder zu verlaſſen. Der Pächter der Meierei gab mir einen Jungen mit, der mir die Viktualien in einem Korbe trug. Wir waren kaum eine Stunde lang gegangen, als wir ein halbverfallenes, ſogenanntes Tirolerhaus erblickten. Mein Führer erzählte

mir, daß dieſes Haus dem Herzog gehöre, jetzt aber weder bewohnt noch beſucht werde. Das war mir genug. Ich beſchenkte den verabſchiedeten Führer, beſchloß hier auf längere Zeit meine Reſidenz aufzuſchlagen, ſetzte mich unter einen alten Eichenbaum, nahm meine Lebensmittel und hielt meinen feierlichen Einzug in das Tirolerhaus. Es ſtand auf einer kleinen Anhöhe, von Akazien und Lindenbäumen umgeben. Aus einem Fels ſprang ein klarer Quell hervor. In einem mit mehreren noch ziemlich wohl erhaltenen Geräthſchaften verſehenen Zimmer fand ich auch ein Lager von Stroh und Blättern, mit Kotzen bedeckt, eine Nachtlampe, eine Öhlflaſche und einiges Geſchirr. Welche Schätze! und wie aus den Wolken gefallen! Ein deutlicher Fingerzeig Gottes, daß hier meines Bleibens ſei!

Schreibmaterialien hatte ich, wie immer, bei mir. Welche Menge von Geiſteskindern konnte ich hier an's Licht fördern, und zwar unter einem intereſſanten, romantiſchen Namen, wie z. B. von Robert dem Einſiedler, oder von Hugo, dem Sohne des Forſtes, Klänge aus dem grünen Friedensreich, Waldeinſamkeit u. ſ. w.

Ich befand mich in meinem Tirolerhauſe ſo glücklich wie ein Tiroler, der glücklich iſt, und ſo einſam wie ein Einſiedler. Ich war hier zugleich der Dichter und ſein leſendes Publikum, Wirth und Gaſt, Herr und Diener. Ich ſchlief auf meinem Lager von Stroh und Blättern ganz köſtlich. Der Genuß von Milch und Waſſer machte mir ein leichtes, ruhiges Blut, und die Verdauung war herrlich, denn ich hatte eh' zu wenig als zu viel gegeſſen.

Die Morgenröthe ſchimmerte freundlich durch das kleine Fenſter herein, und ſchmückte die Holzwände des niedern Zimmers mit Purpurtapeten. Ich ſprang auf, eilte hinaus, und rannte freudetrunken durch die Gebüſche. In dem Augenblicke erſcholl der mir ſehr verhaßte Klang mehrerer Waldhörner; darein miſchte ſich ein verworrenes Getöſe von Hundegebell, Pferdegewieher und Menſchenſtimmen. O Himmel, eine Parforce-Jagd! Alle Hirſche im Walde erſchraken, ich ſelbſt noch mehr als alle Hirſche. Wo aus, wo ein? Das wüthende Heer kam immer näher, an ſeiner Spitze ritt der Herzog, neben ihm — ich erkannte ſie deutlich, meine entzauberte Iſabella! Zwei flüchtige Hirſche flogen an mir vorüber über Stock und Stein; ich hinter den Hirſchen drein, als wäre ich ſelbſt ein Hirſch. Zum Glücke entdeckte ich eine Grotte, keuchend wie die gehetzten Hirſche, ſprang ich hinein, und warf mich faſt athemlos auf den moosbewachſenen Boden. „Alſo auch hier keine dauerhafte Ruhe? Mein Gott! iſt ſie denn nirgends auf Erden zu finden?"

So ſprach ich halblaut zu mir ſelbſt, und ergoß mich in wehmüthige Klagen, ohne daß ich es wagte zu entſcheiden, wer unglücklicher ſei, ich oder die Hirſche? —

Die wilde Jagd entfernte ſich, das Getümmel verlor ſich. Ich ſtand auf, und ſchlich behutſam nach meinem Tirolerhauſe. Ach! welches neue Entſetzen ergriff mich! Ein fürchterlicher Lärmen ſcholl mir aus dem Häuschen entgegen.

Die Jagdgeſellſchaft nahm hier das Frühſtück ein. Gläſerklang, Vivat- und Hurrahgeſchrei, Jagdlieder und Fanfaren tobten durch einander. Ich floh wie ein ſcheues Reh. Als ich Abends wiederkam, war Alles leer und ſtille. Ich ſuchte vor Allem meine Manuſkripte, die ich auf dem Tiſche liegen ließ; ſie lagen jetzt — nicht ganz unverletzt, in einem Winkel. Auf dem Tiſche ſtand dafür eine nicht unangenehme Erſcheinung: ein Paar volle Weinflaſchen und eine Kalbskeule. Da ich dieſen Tag, ein ſchmales Frühſtück ausgenommen, nichts gegeſſen, Flucht und Angſt aber meinen Appetit ſehr geſchärft hatte, warf ich mich mit Heißhunger über die Kalbskeule her.

Indem ich ein Bein, gierig nagend, an den Mund hielt, fühlte ich mich plötzlich von rückwärts ergriffen. Eine unſichtbare Hand ſchüttelte mich gewaltig und ſchleuderte mich einige Schritte weit. Ich fiel taumelnd zu Boden, und erblickte nun einen rieſenhaften Kerl mit verwilderten Mienen. Ein ſchwarzer Backenbart umgab das verbrannte Geſicht wie ein dichtes Gebüſch. Dieſe Räubergeſtalt rief mir mit einer Donnerſtimme zu: „Beſtie! wer hat Dir erlaubt, Dich meiner Wohnung zu bemächtigen und das zu verſchlingen, was mir gehört? Willſt Du fliehen, borſtiger Eber? oder ſoll ich Dir den Fänger in die Seite ſtoßen?“ — Mit dieſen Worten zog der Waldmenſch ein Waidmeſſer aus dem Ledergürtel, und machte Miene, ſeine Drohung in's Werk zu ſetzen.

Wer war ſchneller als ich! Ich raffte mich vom Boden

auf, bat um die einzige Gnade, meine Manuſkripte mit mir nehmen zu dürfen, und als mir die Bitte mit ſtummen Kopfnicken gewährt wurde, fing ich an, wie ein Krebs rückwärts zur Thüre hinauszukriechen. Der Wilde folgte ſchweigend mit dem Waidmeſſer, welches er mir entgegen hielt, als wolle er mich wie einen Eber anrennen laſſen. Als er endlich in das Haus zurückging, floh ich aus dem Reiche der Stille und des Friedens ſo ſchnell, als ob ich Flügel an den Füßen hätte. Ich habe nachher erfahren, daß der furchtbare Nimrod ein wahnſinniger Jäger war, der in dieſem Walde hauste. Und ſo wollte das Schickſal, daß ich menſchenſcheuer Menſch mit einem menſchenſcheuen Menſchen im einſamſten Schlupfwinkel zuſammentreffen mußte, um durch ihn aus meiner Einſamkeit vertrieben zu werden.

Indem ich mit langen Schritten den Wald durchzog, dachte und ſagte ich zu wiederholten Malen: „Nur bei den Todten wohnt die Ruhe!“ Ich mochte ein paar Stunden gegangen ſein, als der Wald ſich endlich öffnete, und eine fruchtbare, freundliche Ebene, mit Äckern, Wieſen und Dörfern bedeckt, vor mir lag. Ich ging ſchnell und erreichte nach einer halben Stunde ein Dorf, welches eine ſehr anmuthige Lage zwiſchen Fruchtgärten, Kartoffel- und Maisfeldern hatte. Einige hundert Schritte vor dem Dörfchen lächelte mir der Friedhof entgegen, einer der ſchönſten und freundlichſten Friedhöfe, die ich je geſehen hatte. Der Name Friedhof mahnte mich an meine im Walde wiederholte Redensart: „Nur bei den Todten wohnt die Ruhe!“ —

Ich ſtand ſtille und labte mich an meinen Lieblingsgedanken von Ruhe und Stille. Ein Greis mit ſchneeweißem Haupthaare trat mir grüßend entgegen; ich fragte ihn, wem jenes niedliche Häuschen an dem Gebüſche von jungen Akazien und wilden Roſengeſträuchen gehöre. Er ſagte mir, dieſes Haus gehöre ſein und er ſei der Todtengräber des Ortes, jetzt acht und ſiebenzig Jahre alt; mit dem erreichten achtzigſten Lebensjahre ſei er geſonnen, ſich unter *ſeinen* Todten in den Ruheſtand zu ſetzen.

„Ich kann wohl mit Recht ſagen," fuhr er fort, „unter *meinen* Todten, denn Alle, die hier ruhen, habe *ich* zur Erde beſtattet. Der letzte Pfarrer ließ dieſen Friedhof auf ſeine Koſten vor acht und fünfzig Jahren herſtellen, und gab mir das Amt des Todtengräbers, welches ſchon mein Vater und Großvater verwaltet hatte. In vierzehn Tagen iſt die Hochzeit meiner Tochter. Hab' ich mein achtzigſtes Jahr erreicht, ſo übergebe ich dem Schwiegerſohne, der jetzt mein Gehilfe iſt, meine Stelle und mein altes Haus, und beziehe das hübſche neue dort, welches ihm nach meinem Tode gleichfalls zufällt, unter der Bedingung, daß er mich eigenhändig zur Erde beſtattet, meiner Tochter aber bis zum letzten Athemzuge gut und treu bleibt. — Es iſt ſchon ſpät; wollen Sie bei mir übernachten? Sie ſind mir herzlich willkommen; ich kann Sie bewirthen, wie ſich's gehört."

Ich nahm die freundliche Einladung mit Vergnügen an. Der herzensgute Greis führte mich durch die Hügelreihen und hölzernen Kreuze des ſtillen, im Abendroth ſchim-

mernden und blumenreichen Friedhofes in sein etwas düsteres altes Haus, an dessen Eingang die Tochter uns begrüßte. Auf meine Frage, ob sie in diesem Aufenthalte der Melancholie nicht manchmal selbst schwermüthig werde, antwortete sie: „Keineswegs! Ich bin im Gegentheile so heiter wie mein Vater und mein Verlobter. Wenn man mit dem Tode vertraut ist, lernt man erst das Leben recht kennen, schätzen und gebrauchen! Die auf den Grabsteinen befindliche Inschrift: „Heute mir, morgen dir! heute roth, morgen todt!" lehrt uns stets an das Leben und an den Tod, an uns selbst und an unseren Nächsten, an die Gegenwart und an die Zukunft denken. Auf diesem Friedhofe bin ich geboren, auf diesem Friedhofe habe ich froh und glücklich gelebt, auf diesem Friedhofe hoff' ich, wenn Gott will, bei den Meinigen zu ruhen, um mit ihnen aufzuwachen am Tage des jüngsten Gerichtes!" —

Nach einem Stündchen kam auch der künftige Schwiegersohn, ein stiller, freundlicher Jüngling, von Gott reichlich begabt mit einem reinen Herzen und gesundem Verstande. Er liebte das Mädchen innig, und ehrte den greisen Vater.

Die Leute gewannen mich herzlich lieb. Ich verlebte bei ihnen einige Wochen zufrieden und glücklich; aber auch hier sollte die unerläßliche Bedingniß meines Glückes nicht von Dauer sein. Ein rauher, nasser, nebeliger Herbst trat ein, und brachte ein bösartiges Fieber mit sich, welches, einer Seuche gleich, wüthete, und viele Menschen i'ns Grab riß.

Leichenbegängniſſe über Leichenbegängniſſe! Auch der greiſe Todtengräber ward ein Opfer der Krankheit, und vom Schwiegerſohn zu den von ihm Begrabenen gebettet.

Ich zog von hinnen und wiederholte im Gehen: „Auch bei den Todten wohnt die Ruhe nicht!“ —

Die
vier Temperamente
in den
vier Jahreszeiten.

Humoreske.

Im Frühling.

Phlegmatiker

So haben wir das Frühjahr wieder!
Lauf der Natur! Nu — mir iſt's recht.
Die Sonne ſcheint vom Himmelsgiebel
Wohlmeinend nieder.
Die Blüten duften auch nicht übel;
Man fühlt den Weſt gleichſam poetiſch wehen.
Die Vöglein ſingen gar nicht ſchlecht;
Das Bächlein läßt ſich wohl geſchehen,
Wenn ihm die bunten Blümlein lachen.
Das wird ſich noch recht artig machen!
Ja ſelbſt der Unken Lamentabel
Hört ſich im Ganzen ganz paſſabel.
Nu, nu! Jetzt ſind die guten Zeiten
Für Liebesangelegenheiten.
Im Mond, den man vom Lenze nennt,
Führt Liebe ja das Regiment
Durch die ganze Weſenleiter.

So wandl' ich denn gemächlich weiter!
Begegnet mir auf meiner Tour
Etwa ein hübſches Mädchen heut,
Sprech' ich mit ihr von der Natur —
Vielleicht nicht ohne Zärtlichkeit!

Choleriker.

Hölliſches Gezücht der Mücken!
Wie ſie ſauſen, ſtechen, zwicken!
Ein Frühlingsregen muß die Keime wecken, —
Da bleibt man nun im Sumpfe ſtecken!
Geziefer wimmelt rings im Graſe;
Kaum findet man zum Ausruh'n Platz.
Der Baum ſchnellt Blüten auf die Naſe;
Den Herrn vom Hauſe ſpielt der Spatz,
Und alle Vögel ſchrei'n wie toll.
Das wirbelt, gakert, ſchreit zuſammen, —
Schweigt doch einmal in's Teufels Namen!
Die Fröſche quaken kanibaliſch,
Die Herden brüllen animaliſch;
Ach, üb'rall herrſcht die Thierwelt vor,
Füllt hier das Thal, fliegt dort empor.
Bleibt mir mit der Natur vom Leib'
Und mit der Frühlingsluſtbarkeit!
Ringsum nur Ungemach!
Man iſt des Lebens ſicher kaum.
Hier ſtößt der Kopf an einen Baum,
Dort watet man durch einen Bach;

Hier grinst ein Bauer wie ein Faun,
Dort springt ein Hund hervor vom Zaun;
Und um das Unheil zu vollenden,
Begegnen Einem überall,
Zärtlich mit verschlung'nen Händen,
Die Verliebten ohne Zahl,
Seufzen, schmachten, drücken,
Küssen,
Und zerfließen
In Entzücken,
Während von der andern Seite
Bleiche, grämlich sieche Leute,
Lebend'ge Leichen,
Mit Krügen voll Gesundheitswässern
Wie Schnecken an den Zäunen schleichen,
Um nun in einem Frühling auszubessern,
Was eine jahrelange Saat
Von Übeln hundertfach getragen hat.
Bleibt mir mit der Natur vom Leib
Und mit der Frühlingslustbarkeit!

Melancholiker.

Wie vom Tod erwacht nun die Natur
Geschmückt mit ihrem Feierkleide.
Wozu? Ihr glänzendstes Geschmeide
Deckt und hüllt nur der Zerstörung Spur.
Blüten, kaum entknospt, raubt Windesflügel,
Blumen übertünchen Gräberhügel.

Mit der Mordluſt lechzendem Verlangen
Lauern unter Veilchen gift'ge Schlangen.
Schaurig ſauſt der Hain im Blätterwehen,
Daß ſein Schmuck, ſobald, ach! muß vergehen!
Bange ſeufzt des Haines Sängerin,
Daß ſo ſchnell die Liebe ſoll verglüh'n,
Und der Bach im Silberkleid
Zeigt des Lebens Flüchtigkeit.
In der Vögel hellen Luſtgeſang
Tönt, wie nächtlicher Geſpenſterchor,
Schwermuthvoller Unken dumpfer Klang
Aus der Heide düſterm Nebelmoor.
Ach! wozu die holde Frühlingspracht?
Bald wird des Sommers tolle Sonnenglut,
Bald wird der Herbſt mit ſeiner Stürme Wuth
Sengen, brennen, wie mit Feu'r und Schwert
Menſch des Menſchen Hab' und Gut zerſtört.
Schönes ſoll hienieden nicht beſtehen,
Flüchtig muß die Luſt vorübergehen,
Wie des Weſtes Flügel,
Wie ein Bild im Waſſerſpiegel.
Seht den Schmetterling! Wie bunt er gaukelt!
Wie der Schwärmer ſich auf Roſen ſchaukelt!
Schmetterling, noch heut ſo ſchön geſtaltet,
Biſt zum Wurme morgen ſchon veraltet,
Und die Blume, heut' dein Luſtgelag,
Iſt dein Grab am nächſten Tag!

Dir gleicht der Menſch, ſein Leben und ſein Glück;
Auch ſie zerſtört ein Augenblick.
Zu den Gräbern ihrer Lieben geh'n
Die Verlaß'nen weinend nun hinaus,
Und mit ſchmerzlichſüßem Troſte pflücken
Junge Blumen ſie zu Kranz und Strauß,
Klagend auszuſchmücken
Das dunkle Haus.

Sanguiniker.

Willkommen ſei,
O lieber Mai,
Du ſüßer, holder Menſchenfreund!
Lauten Schalles
Jubelt Alles,
Und ich juble mit vereint.
Im roſigen Licht
Glänzt jedes Geſicht;
Zum Blumenſpiel
Wird jedes Gefühl.
Wer trüb und bang geweſen,
Muß nun durch Luſt geneſen,
Die freundlichſte Hore
Der Lebens-Aurore
Entzündet mit himmliſchem Strahl,
Was ſchlief und was ſtarrte, mit Einem Mal.
O Frühling, du Blühender,
Freuden-Erglühender,

Jubelreich-Tönender,
Alles-Verſchönender!
Schlug je eine Stunde
Mir Dornen in's Herz, —
Geheilt iſt die Wunde,
Vergeſſen der Schmerz!
Ich fühle jetzt nur das Entzücken
Der Tauſend von Stimmen und Blicken;
Ich ſchwebe wie der Käfer hin
Mit federleichtem Sinn;
Dem blinkenden Bach
Eil' ich nach,
Und flieg' empor
Mit dem Lerchenchor
Im Morgenſchein.
Die Blumen, die Blüten,
Sie alle ſind mein!
Die Welt wird mein eigen
Mit Einem Blick!
Wer könnte wohl ſchweigen
Bei ſo viel Glück?
Ja, Freunde, ja, ſegnet und preist
Den guten Geiſt,
Der ringsum waltet
Und Alles geſtaltet,
Er, deſſen milde Kraft
So ſchön das Schönſte ſchafft!
Äugelein licht,

Roſengeſicht
Sind ſein Bild
Froh und mild.
Sanft iſt die Kühle nun, ſanft auch die Glut;
Es liebt ſich im Frühling noch einmal ſo gut.
Freund und Freundin freue
Sich der Himmelsbläue,
Und was ſonſt nicht reizend ſchien,
Wird es nun im Frühlingsgrün.
Das Leben iſt ſchön, die Menſchen ſind gut;
O habt nur zum Leben und Lieben den Muth!
In Gottes Armen die Welt ja ruht;
Es ſchuf ſein: „Werde!“
Im Frühling die Erde. —
Drum mag auch ſo Manches ſo Manchen gefallen,
Ich rufe doch immer vor Allen:
Willkommen ſei,
Du lieber Mai!

Im Sommer.

Phlegmatiker.

Ein Sommermorgen, das iſt wahr,
Bleibt doch die ſchönſte Zeit im Jahr;
Nur kaprizire man ſich nicht,
Um drei Uhr früh ſchon aufzuſteh'n,

Den Sonnenaufgang anzuſeh'n.
Ei, Sonn' iſt Sonn', und Licht bleibt Licht,
Und zeigt ſich ſpäter auch noch ſchön.
Mir ſcheint, es iſt heut ziemlich heiß.
Sie ächzen, lechzen, lamentiren,
Ach, daß ſich Gott erbarm'!
Ich find' es allerdings wohl warm,
Von glüh'nder Hitze aber weiß
Ich wahrlich nichts zu peroriren.
Und wär's auch wirklich noch ſo heiß,
Man muß es leiden doch, und ſchweigen,
Denn Brand und Hitze ſind einmal
Dem Sommer eigen;
Das Beſte ſelbſt hat ſeine Qual!
Ei, ſieh! wie hübſch ſteht das Getreide!
Da hat der Landmann ſeine Freude.
Ah, mich freut's auch; da wird das Brot
Wohl größer, Dank ſei Gott!
Der Hafer ſcheint von beſter Art;
Die Menge wird ihn wohlfeil machen;
Da mögen Pferd und Fuhrmann lachen.
Die Gerſte auch mit ihrem Bart
Verſpricht gar herrliches Gedeih'n;
Da kann uns gutes Bier erfreu'n.
Das Obſt geräth auch gar nicht ſchlecht,
Wohlſchmeckend, viel und vielerlei;
Gar gute Sache für die Kinder!
Und dann — das köſtlich fette Heu,

Wie gute Nahrung für die Rinder!
Ja, ja, der Sommer iſt ſchon recht!
Die Blumen blühen überall,
Bedecken Wieſe, Berg und Thal.
Zwar finde ich das ganze Blumenweſen
Gar leichte Ware, wie's Gedichteleſen.
Mitunter iſt es wohl ergetzlich,
Doch treiben's Manche damit gar entſetzlich.
Die Blümlein riechen gut, das iſt wohl wahr,
Doch ſchwärmt ja Mancher wie ein Narr,
Erblickt er Roſen, Lilien, Veilchen.
Was iſt's denn auch? Ein kleines Veilchen, —
Da ſind ſie welk, der Spaß iſt gar.
Nun wird es angenehm!
Die Sonne läßt ſich kaum mehr ſehen,
Und kühle Abendlüfte wehen.
Ich will nun ganz bequem
Bis an den Fuß des Hügels gehen;
Da ſtreck' ich meine Glieder
Auf ſammetweiches Gras
Im Wirthshausgärtchen nieder
Und trinke mein beſcheidnes Glas. —
Doch halt! Was ſeh' ich denn da oben?
Hui! Wölklein haben ſich erhoben
Und ziehen vor die Sonn' ein Gitter.
Potztauſend! Das gibt ein Gewitter.
Proſit! Ich trolle mich nach Haus,
Und trink' mein Glas im Trocknen aus.

Choleriker.

Das iſt nicht auszuſteh'n!
Das ganze Zimmer
Um ſechs Uhr ſchon voll Sonnenſchimmer,
Und eine Hitze zum Vergeh'n!
O wär's doch nur ſchon wieder Nacht!
Allein, was hat man auch von ihr? Sie macht
Die Erde dunkel wohl und ſtill,
Doch nimmer kühl.
So iſt denn nichts zu hoffen!
Der Schwefelpfuhl ſteht offen.
Sechs Gläſer Limonade trank ich im Flug,
Drei Gläſer Mandelmilch auf einen Zug,
Drei Gläſer Waſſer und noch mehr,
Und immer dürſtet mich noch ſehr.
Mir ſiedet das Blut,
Ich bin ganz Glut;
Es brennt mein Kopf, mein Haus,
Der Wald, das Feld,
Die ganze Welt!
Das Fenſter auf! Ich halt's nicht aus.
Da ſehe man den Gräuel nun!
Wie Alles lechzt, wie Alles glüht!
Wie Alles ringsum Funken ſprüht!
Der Mühlbach ausgetrocknet auf den Grund!
Kein Vogel regt ſich ringsumher,
Die Fiſche kochen

In Fluß und Meer,
Und jeder Hund
Mit keuchender Lunge,
Sperrt auf den Mund.
Die ſchönſten Mädchen, von Hitze gequält,
Sind kaum zu kennen, ja ganz entſtellt.
Seht, wie die Adern ſtrotzen!
Seht, wie die Augen glotzen!
Bleich das Geſicht, und alle Locken hängen
In aufgelösten Längen. —
Die Schnitter liegen auf den Garben,
Die ſelbſt mit dürren Häuptern darben!
Und wie betrübt die Bäume ſteh'n!
Das Gras, wie gelb, ach, kaum zu ſeh'n!
Geht nicht der Sommer bald zum Teufel,
So kommt die Peſt noch ohne Zweifel. —
Da heißt's: „Auf's Land hinaus!"
Was hat man da? Man hockt zu Hauf'
Und brütet immer
Den langen Tag im Zimmer,
Und ſtatt der Blumen im Garten
Sieht man — Spielkarten.
Was hat man von der ſchönen Zeit?
Ich wollt', ſie wäre hundert Meilen weit!
Dank ſei dem Himmel! Endlich ſinkt
Die Sonne, und der Abendſtern
Kommt aus der Fern',
Und blinkt und winkt.

Leb' wohl nun, Stadt und Haus!
Ich muß hinaus.
O herrlicher Duft!
Erquickende Luft!
Wie neu belebt,
Sich Alles hebt!
Nun frisch im Lauf
Den Hügel hinauf!
O himmlische Gegend! O welcher Genuß!
Doch wie? Was fällt mir da auf die Hand?
Verwünscht! Ein Regen, und bald ein Guß!
Blitz und Donner, Schlag auf Schlag!
Du allerliebster Sommertag!
Das ist doch zum Verzweifeln!
Erst dörrt man wie ein Häring aus,
Kommt dann, wie ein Stockfisch gewässert, nach Haus.

Melancholiker.

Wie Viele werden seufzen, klagen,
In diesen sonnenhellen Tagen!
Doppelt schwer fällt Jedem, der nun fröhnen muß,
Seine Last; ja schwer fällt jetzt selbst der Genuß
Von Allem, was den Menschen sonst erfreut.
Dem Leiden ist, was lebt, geweiht!
Blumen senken ihre Häupter, zart und jung,
Ähren fallen von der Sense Schwung.
Überall des Leidens Bild
Auf der Wies' und im Gefild!

So wird der alte Fluch erfüllt:
Spät und früh
Arbeiten ſie
Im Schweiße ihres Angeſichts,
Und ernten nichts,
Und häufen Garben,
Um zu darben.
Der Bach mit ſeinen Fluten
Verſiegt vor Sonnengluten.
Des armen Wandrers Zunge klebt
Am Gaumen; lechzend hebt
Er den Blick zum Himmel auf.
Dort ſcheint es, blinkt ein Quell
Silberhell;
Der Wand'rer flügelt ſeinen Lauf,
Strengt ſeine letzten Kräfte an,
Der labenden Erquickerin zu nah'n.
Doch ach! wie ſchmerzlich ſieht er ſich betrogen!
Ein weißer, trockner Stein,
Beglänzt vom falſchen Sonnenſchein,
Hat ihn, den Schmachtenden, betrogen.
Unglücklicher! Du leideſt nicht allein.
Schon ſeh' ich, wie auf glüh'nden Schwingen,
Den Qualm der Peſt andringen;
Schon ſinkt die Nacht,
Der Donner kracht,
Des Himmels Todesfeuer ſtürzt herab,
Schlägt, wo es trifft, ein Grab.

Zerstörend heult der Sturm;
Paläste lodern auf in Flammen,
Und fallen, Hütten gleich, zusammen;
Es stürzt der Thurm,
Zum Kirchhof wird des Dorfes Wüste.
Das Brautpaar, das sich kaum noch küßte,
Es ruht nun flammenwarm
Arm in Arm;
Verbrannte Blumen sind ihr Hochzeitskranz.
Zum Todtentanz
Leuchten aus der dunkeln Ferne
Hoch über greller Glut die Sterne. —
Doch siehe! Was träum' ich denn von Noth und Tod?
Die Erde jauchzt, am Himmel lacht
Das rosenlichte Abendroth, —
In meiner Seele nur ist's Nacht!

Sanguiniker.

Schon küßt des Morgens Purpurmund
Den Himmel, daß er, hoch entglüht,
Im Feuerbund
Der Erde neues Leben sprüht.
Hell leuchtend wacht das Entzücken auf;
Das Reich der Töne,
Der Farben Schöne,
Beginnt den harmonischen Lauf,
Und freudig entfalten
Sich Huldgestalten,

Auf Erden und im blauen
Himmel herrlich anzuſchauen. —
Hinaus in's Freie!
Zuerſt Gebet und Weihe,
Dann Genuß und Freude!
Willkommen, des Himmels Rubinenglanz!
Willkommen, o Erde, im Blumenkranz!
Willkommen, ihr tönigen Vögel,
Willkommen, ihr ſpielenden Quellen!
Ich grüße euch alle,
Will froh mich zu euch geſellen,
Voll innigen Dankes die Bruſt,
Mit euch zu theilen die Luſt. —
Noch flattert kühl
Der Lüfte leiſes Spiel;
Erquickend iſt ihr ſchmeichelndes Wehen.
Nun, Freunde, laßt uns hurtig gehen!
Man kommt in milder Früh
Leicht weit, man weiß nicht wie.
Brennt die Sonne heiß,
Dann ruhe unſer Fleiß,
Und wir ziehen
Aus dem Glühen
Uns gar bald
In den dunkeln Wald;
Da ſtärkt der kühle Schatten
Mit ſeinem Hauch die Matten.
Der Raſen wird uns Lager und Tiſch,

Muſik ertönt aus jedem Gebüſch.
Herbei, wer da will, zum Feſte!
Gevögel und Reh, und wem ſonſt es beliebt,
Ihr ſeid uns willkommene Gäſte,
Geladen zum Schmauſe, bewirthet, geliebt!
Dies Glas, im Namen Aller, dem guten Geiſt,
Dem All-Liebenden,
Den liebend jedes Weſen preist! —
Nun aber, Freunde, ſchaut einmal
Aus dem grünen Freudenſaal,
Da, wo ſich lichtet des Waldes Nacht,
Hinaus in der Landſchaft ſonnige Pracht!
Seht doch, wie die reiche Segensfülle
Ruht in feierlicher Mittagsſtille!
Seht, wie freudeglüh'nd die Sonne lacht!
Es regt ſich kein Vogel, es ſäuſelt kein Blatt;
Nur leiſe zirpt die Grille,
Als lebt' im heißen Sonnenſchein
Sie auf der weiten Welt allein.
Ein einziger Baum im ganzen Gefild
Streut ſeinen Schatten kühl und mild;
Um ihn verſammeln ſich dürſtend und matt,
Gar mannigfaltig gruppirt, die Schnitter.
Die einen ſitzen
Im hohen Gras,
Und ſingen zur Zither;
Die Andern lehnen und ſtützen
Den Rücken an den Baum,

Und wiederholen vom vorigen Jahr
Noch manchen alten Kirchweihſpaß,
Indeß der Eine ausgeſtreckt,
Da liegt in Schlaf und Traum,
Bis ihn ſein Mädchen, leiſe ſchleichend,
Und mit dem Strohhalm ihn erreichend,
An Ohr und Naſe kitzelnd weckt;
Er ſpringt empor; ſie lacht und flieht;
Er jagt ihr nach und Alles jagt ſich mit,
Und nimmt Partei
Für oder wider die Zwei.
Nun röthet ſich der kühle Abendhimmel,
Und ringsumher beginnt ein Luſtgetümmel;
Die Alten lachen, die Jungen jagen
Sich vor und neben dem Erntewagen,
Und überall klingen
Jauchzen und Singen. —
Schon hüllt die Nacht
Den jubelnden Zug
Mit ihrem Dunkel,
Und ſieh! es erwacht
In leuchtendem Flug
Der Johanniskäfer Gefunkel,
Und ſchmückt der Mädchen Hüte
Mit glänzendem Geſchmeide,
Und prangt am flatternden Kleide.
Es freut ſich die Umglühte
Im Perlenflämmchen-Kranz

Mit immer wechſelndem Glanz!
Die Kinder, jeder Täuſchung hold,
Halten den Schein für blankes Gold,
Und rauben einander, was keinem bleibt.
So flüchtig gaukelt der Stunden Tanz,
Wo Licht und Nacht und Luſt und Scherz ſich treibt.
O faſſet den Schimmer der Luſt, eh' die Flücht'ge verglommen!
Nun haben die Hütten
Die Glücklichen aufgenommen,
Sie ruh'n im Haus
Beim fröhlichen Schmaus.
Doch horch! Es war wohl hohe Zeit,
Daß ſie kamen unter's Dach.
Der Sturm wird wach;
Schlag auf Schlag, und Blitz auf Blitz
Kommt vom ſchwarzen Wolkenſitz.
Nun, Freunde, beginnet den Lauf!
In fröhlichen Häuſern nimmt man uns wohl auf.
Verzagt nicht, liebe Leute!
Euch bleibt gewiß der Ernte Segen.
O ſeht! ſchon fällt der Regen
In Strömen herab;
Er iſt des Ungewitters Grab.
O ſeht! Die Wolken flieh'n,
Die Sterne glüh'n
In hellem Chor,
Und hinter jenem ſchwarzen Flor
Guckt der Mond, wie freundlich! hervor.

Wie kühlig die Lüfte,
Wie ſtärkend die Düfte! —
Habt Dank, ihr Leutchen, für Dach und Fach!
Gott ſei mit euch und mit uns Allen!
Er thu' mit uns nach ſeinem Gefallen!
Dies Glas auf euer Wohl, ihr Guten!
Nun aber wollen wir uns ſputen,
Im Mondſchein ſingend nach Hauſe wallen!

Im Herbſte.

Phlegmatiker.

Wie hübſch die Nebel ſich zertheilen
Im Thal und auf den Höh'n!
Vermuthlich wird der Tag recht ſchön.
Nu Kutſcher, laß Dir Zeit!
Wir brauchen nicht zu eilen,
Kommen ja zum Weinleſ'-Feſte
Nur als müßige Gäſte.
Hörſt Du? Geigen, Schalmeien und Leier!
Wie das kratzt, und ſcharrt, und lärmt!
Wie das Völklein ſchwärmt
In Saus und Braus!
Da iſt die Freude nicht theuer,
An Trauben und Winzern ein Überfluß! —
Nu, Herr Gevatter, Gott zum Gruß!

Wie geht's denn? Gibt der Most recht aus?
Je mehr, je besser!
Nur nicht zu viel Trauben-Esser!
Frühling und Sommer sind fürwahr —
Beid' in Ehren —
Ein schöner Theil im Jahr,
Doch mir gefällt der Herbst noch besser.
Er mag uns gar so viel bescheren,
Belohnt den langen Fleiß,
Ist weder kalt noch heiß,
Recht eigentlich so angenehm
Und gar bequem. —
Nu, Kinder, laßt euch gut geschehn,
Doch seid gescheit,
Eßt Trauben da, so viel's euch freut,
Doch nicht zu viel, sonst wird der Magen
Den Mund beim Kopf verklagen.
Ein schönes Ding, das Traubenpflücken!
Allein das stete Bücken
Molestirt den Rücken. —
Ei, Herr Gevatter, ich geh' nun nach Hauf',
Und ruh' ein Bischen aus,
Find' ich dann etwa Kompagnie,
So spielen wir wohl eine Partie
Noch vor dem Abendschmaus;
Dann gute Nacht! Der Sandmann ruft
Heut' früher mich als sonst zu Bette;
Ich war viel in der freien Luft.
Da schlaf' ich mit Jedem in die Wette.

Ei, ei! Noch iſt's kaum grau,
Und ſchon Getöſ' in Wald und Au!
Pferdegewieher, Hundegebell,
Tief und hell!
Hörner ſchallen,
Schüſſe knallen,
Und Alles geht drunter und drüber,
Als bräch' der jüngſte Tag ſchon an.
Nu, eine Jagd bei ſchönem Wetter
Iſt nicht ſo übel, doch wär' mir's lieber,
Sie fing erſt an — etwa zwei Stunden ſpäter.
Mein'twegen, blaſ't und ſchreit,
So viel's euch freut!
Ich ſtelle mich, als hätte
Ich nichts gehört, und bleib' — im Bette.
Ha, wie das rennt und ruft,
Und knallt und pufft!
Piff! Paff! Nur immer zu!
Das bringt mich nicht aus meiner Ruh.
Werd' ich wieder wach,
So komm' ich nach. —
Der Weg war ziemlich weit!
Das Alles ſchon geſchoſſen heut?
Das heiß' ich wack're Schützen!
Solche Gäſte nützen.
Herr Graf! Ich gratulire.
Schöne Thiere!
Herrliche Beute!

Wack're Jägerleute!
Welch' ein Maſſaker!
Der ganze Acker
Voll Wägen! Welche Menge
Repphühner und Faſane!
Und himmelaufwärts ein Gedränge
Von ſchöngebälgten Haſen.
Die armen Thierlein — ſteif und ſtarr!
Ja, wer kann helfen? Es bleibt wahr:
Sterben müſſen Menſch und Thier!
Heute mir und morgen dir!
Das iſt nun ſo, und muß ſo bleiben,
Wir mögen, was wir wollen, treiben,
Drum fahr' ich nun, — die Jagd iſt aus —
In voller Ruh' nach Haus
Zum Wildpretſchmaus.

Choleriker.

Verwünſchte Nebel ringsumher!
Wie dunkel Alles, die Luft ſo ſchwer!
Man kann's kaum erwarten, bis ſo ein Tag
Sich adjuſtiren mag. —
Dem Himmel ſei Dank! Nun wird's doch hell.
Kutſcher! Schläfſt du? Fahr' doch ſchnell!
Soll ich Dich, Schlingel, wecken!
Wir ſchleichen ja, wie die Schnecken!
Steig ab! Ich ſetz' mich ſelber auf;
Jetzt geht's einmal in vollem Lauf.

Hui da! Wie fliegt Alles vorbei!
Schon hört man das Winzergeſchrei;
Mitunter quickt die Leier gräulich,
Und Manche jauchzen gar abſcheulich.
Spitzbuben, ſchweigt! Mir gellt das Ohr
Von euerm Jubelchor.
Gebt mir zur Koſt
Vom heurigen Moſt!
Vortrefflich! Gebt her!
Nur mehr, nur mehr!
Vivat! Jetzt will ich euch ſagen,
Wer ich bin,
Will euch, Dirnen und Burſche, jagen
Da und dorthin;
Doch mit dem Vogelfang
Bleibt mir vom Leib!
Das ſchleicht ſo ſtill, das währt ſo lang;
Ein matter Zeitvertreib!
Hurrah! Huſſah!
Die Jagd kommt nah;
Das Horn erſchallt.
Fort zum Wald!
Zu Pferde, zu Pferde!
Es zitt're die Erde!
Nun, raſende Luſt,
Durchtobe die Bruſt!
Feuerröhre knallen,
Reh' und Hirſche fallen,

Der Eber tobt und ſchäumt;
Mit Blut beſäumt,
Trägt er ſchon tiefe Wunden,
Und kämpft doch grimmig mit den Hunden
Huſſah, hurrah!
Ein Bär kömmt nah;
Mit Kugeln und Hunden
Treibt er ſein Spiel,
Unverwundbar wie Achill!
Laßt auf ihn los
Den ganzen Troß!
Schickt einen Hagelregen
Aus allen Büchſen ihm entgegen!
Da ſtürzt er, da liegt er in ſeinem Blut',
Und wälzt ſich, und wehrt ſich, und rast
Zu todt ſich ſelbſt in ſteigender Wuth.
Nun, Jäger, nun jubelt und blast!
Ein Götterfeſt! Ärgerlich, daß ſo geſchwind
Im Herbſt die Tage zu Ende ſind!

Melancholiker.

Blätter fallen,
Die Menſchen ihnen gleich,
So geht es Allen;
Kurz iſt ihr Reich.
Wohin wir ſehen, —
Ein Bild vom Welken und Vergehen!

Der Herbſt ruft die Natur zum Todesfeſte;
Wir Menſchen ſind dabei die Leichengäſte.
Wie ſtumm die grauen Nebel ſchleichen!
Auf öder Flur kein Lebenszeichen!
Wo ſind die Blumen, die ſo freudig blühten?
Wo ſind die Früchte, die ſo lockend glühten?
Trauerſtille ringsumher!
Selbſt Echo ſpricht im kahlen Wald nicht mehr.
Des Todes Siegesmahl
Seh' ich überall.
Wo ſind ſie nun, die Starken alle?
Die Hochgeprieſ'nen mit Trompetenſchalle?
Die Holden in der Schönheit Vollgenuß?
Dahin, wie Blätter auf dem Fluß!
Die Glücklichſten ſind, gleich dem Waſſerfalle,
Auf dem des Regenbogens Farben ſchimmern,
Hinab zur Schlucht im nachtverhüllten Thale,
Wo ſie da liegen — Trümmer unter Trümmern!
Wo iſt ihr Stolz, ihr Ruhm, ihr Glück?
Erloſchen mit dem letzten Blick!
Gleich wie ein Held, —
(O karges Loos der Sterblichkeit! —)
Vom Gipfel ſeiner Herrlichkeit
Im Siegeskampfe fällt,
Und wie ein Vater, deſſen letztes Stöhnen
Ein Kreis von blüh'nden Töchtern, edlen Söhnen,
An Lieb' und Schmerzen reich, umſtellt:
So geht in ſeiner Segensfülle ſchönſter Habe,

Das Jahr zu Grabe!
So wird der Tod, — Bandit und Heuchler, —
Aus Mordbegier des Lebens Schmeichler,
Und zeigt ſich in den ſchönſten Truggeſtalten,
Daß ſeine Macht noch ſich'rer möge walten,
Daß uns ſelbſt der Geſundheit Überfülle
Hinabſtürzt in des Grabes Stille.
Die Freude ſelbſt muß in anmuth'gen Auen
Dem Würger Tod ein Luftſchloß bauen,
Und mit dem falſchen Glücke Hand in Hand
Zieht er umher, und löst des Lebens Band.
So danken wir denn Alles, was wir haben,
Den Todten! Sie, die nicht mehr ſind, ſie gaben,
Das Leben uns! In ferner Zeit
Erfanden ſie, was uns noch jetzt erfreut;
Was ſie errungen und vollbracht,
Genießen wir,
Und ihrer wird nicht mehr gedacht,
Selbſt wenn aus ihrem Staube hier
Des Lebens Frucht uns lacht, vom Tod
Uns wächſt das Brot!
Zum Lebensſchilde wird der Leichenſtein,
Zum Lebensmahle ruft das modernde Gebein!
So ſchlug in dieſem Thränenthal noch keine Stunde,
Die nicht zugleich ſchlug eine Lebenswunde;
So iſt nicht Eine Stelle hier auf Erden,
Die nicht ein Grab war, oder noch muß werden.
Kein Berg ſo hoch, kein Meer ſo tief,

Wo nicht ſchon ein Todter ſchlief!
Und dennoch, ach! vergällt
Das arme Kind der flücht'gen Zeit
Sich ſelbſt die Spanne dieſer Sterblichkeit.
Wie Jagdluſt durch die Wälder raſt,
Wenn kaum der Morgen tagt,
So tobet auch des Lebens wilde Jagd
Mit leidenſchaftverſtörtem Sinn
Im wilden Taumel hin,
Bis dann der große Lebensjäger Tod,
Nacheilend hochgeſchürzt,
Unfehlbar treffend, raſch mit Grimm und Hohn
All' ſeine Beute in die Grube ſtürzt. —
Was hallet dort von ferne?
Luſtgeſang
Schallt im Rebenhain,
Und toller Leierton
Schnarret d'rein.
O jubelt, ſingt,
Tanzt und ſpringt
Preist den Wein,
Der wie ein ſüßes Gift das Mahl des Lebens würzt,
Den in den Laſterpfuhl, den in die Grube ſtürzt!

Sanguiniker.

Wie traulich hüllt der Nebelduft
Die Landſchaft ein! Wie kühlig wogt die Luft!
Die Wolken zieh'n in bunter Glut,

Die Bäume, voll von Laub und Frucht,
Gewähren, was man wünſcht und ſucht.
Wie friſch die Felder! Wie ſo mild und ſchön!
Man kann ſich gar nicht müde geh'n.
Je länger der Gang, je friſcher das Blut
Je leichter das Herz, je froher der Muth!
Wohlan! So geh' ich denn auf die Jagd.
Die Büchſe quer über, der Strauß auf dem Hut,
Das macht ſich hübſch, das läßt gar gut;
Doch wird das Wild von mir nicht ſehr geplagt.
Repphühner und Wachteln und Haſen ihr,
Habt wahrlich nichts zu beſorgen von mir.
Ich ſtürze keines von euch in die Gruft;
Ich ſchieße wohl gern — doch nur in die Luft.
Mag treffen, wer da will,
Das flüchtige Ziel;
Ich juble durch Flur und Gebüſch,
Und was die Schützen
Mit Donner und Blitzen
Getroffen, das ſeh' ich gebraten dann auf dem Tiſch.
Doch halt! Dahier am Waſſerſpiegel
Ruht ein ſchöner grüner Hügel.
Da ſtreck ich mich ein Bischen hin
Auf's weiche Grün,
Und ſinge unter Lerchentriller
Das Lied an die Freude von Schiller.
Wie köſtlich ruht ſich's auf den Blättern!
Jetzt tauſch' ich nicht mit allen Göttern.

O holde Einſamkeit — —
Wie! ſeh' ich recht? ein grünes Kleid
Kommt hinterm Buſch hervor, —
Ach! eine allerliebſte Maid!
Und wieder Eine, und noch Eine!
Sie kommen Alle — wie ich meine —
Zu mir. Fürwahr! Es iſt Luiſe,
Die Liebliche, die Süße!
Und die nach ihr — ich wette —
Iſt meine heitre Henriette,
Die jetzt ſich im Gebüſch verſteckt,
Damit ſie mich, wie immer, neckt;
Und hinter ihnen wandelt zierlich
Die ſanfte Betty, wie manierlich!
Sie ſuchen mich. Wartet! Ich komme ja ſchon,
Und ſuche den unverdienten Lohn.
Ade nun, o Jagd! denn hier
Iſt meiner Freuden Revier.
Zielt, ſchöne Jägerinnen, auf mich allein!
Gern will ich eure Beute ſein.
Wie gut ihr zielt,
Das hat mein Herz gefühlt.
Nun gönn' ich euch Schützen den beſten Schuß,
Bekomm' ich von Jeder nur Einen Kuß,
Und iſt die Jagd aus,
So geh' ich der Reichſte von Allen nach Haus!
Kommt dann der rothe Abendſchein
So ziehen wir noch in den Rebenhain.

Wie Edelſteine glüh'n die Trauben,
Die aus den Blättern ſchwellend ſich erheben;
Beinahe möchte man glauben,
Daß Zauberinnen hier ſchalten und weben.
Wie Alles ſich rührt, wie Alles ſich dreht
Voll Arbeit und doch voll Luſt,
Und früh und ſpät
Jubelt aus voller Bruſt!
Bis morgen zwar iſt Alles abgepflückt,
Die vollen Beeren ſind zerdrückt,
Die ſchönen Blätter ganz zerknickt,
Die Reben fahl
Und nackt und kahl.
Natur legt ſich zum Schlummer nieder,
Bis Gott ihr ruft: Wach' auf
Zu neuem Lebenslauf!
Und, ſieh da! ſie erwacht
In neuer Pracht
Und Schönheit wieder.
D'rum hab' ich Luſt und Muth,
Denn Alles iſt ja gut.
Schon lächelt der Mond uns an,
Und mahnet uns vor allen Dingen:
Was unterm Mond, das iſt dem Wechſel unterthan,
Doch immer gleich bleibt ſich die Himmelsbahn.
Nun auf, friſch auf!
Laßt Stimmen und Saiten erklingen,
Dem guten Geiſt ein Ständchen uns bringen!

Ich tanze voran,
Tanzt Alle mir nach
In's Gartengemach!
Jucheiſſa, juhe! O Freudengetümmel!
Es tanzet mit uns ja die Erd' und der Himmel.

Im Winter.

Phlegmatiker.

Alles weiß, ſo weit ich ſeh',
Schnee und Schnee und nichts als Schnee!
Und all' den Schnee hat über Nacht,
Der Schelm, der Winter, hergebracht.
So raſtlos, ſtill und tief!
Der hat ſich ſchön geplagt, indeß ich ſchlief.
Wie leiſ und ruhig nun die Welt da liegt,
In weiße Windeln eingewiegt!
Die Leute gehen, fahren, fallen;
Man hört nichts von dem Allen,
Als ob die Füße, Fleiſch und Bein in Ehren,
Von Baumwoll' wären.
Doch horch! da klingeln ſchon die hellen
Schlittenſchellen.
Ja, ja, ſo eine Schlittenfahrt,
Wo Mann und Weiblein, wohl gepaart,

Wohl eingehüllt und wohl kutſchirt,
Wohl an einander angeſchmiegt,
Die Kälte nicht zu feindlich ſpürt,
Und über den Schnee-Alabaſter fliegt,
Iſt wahrlich ein ſcharmantes Feſt,
Das ſich — vom Fenſter recht gut ſehen läßt.
Kurz iſt zwar ſo ein Wintertag,
Wie eine Mücke gähnen mag;
Mir aber war doch niemals bang,
Denn mir wird keine Nacht zu lang;
Und ſchlaf' ich gut, ſo mag ich kaum
Den allerſchönſten Traum.
Seel' und Leib
Sind Mann und Weib.
Die Seele iſt der weiſe Mann,
Den nur das Weib,
Nämlich der Leib,
Regieren kann.
Nu! jeder Menſch auf Erden hat
Sein Schickſal ſo wie ſeinen Leib;
Und hätten wir nun keinen Leib,
So hätten wir kein Schickſal auch;
Das iſt auf Erden ſo der Brauch.
Und doch bin ich dem lieben Leib
Nichts weniger als abgeneigt.
Mag, wer da will, ſein Schickſal lenken,
Ich will an ſo was gar nicht denken;
Ach, alles Dirigiren

Sei von mir fern!
Das würde mich geniren,
Ich folge lieber ſtill und gern. —
Ein Bischen will ich doch in's Freie gehen,
So täglich etwa eine Stunde
Mach' ich wohl um die Stadt die Runde;
Das gibt uns einen beſſeren Humor,
Und ſchärft den Appetit.
Sieh da! ein ganzes Chor
Von Schlittſchuhläufern!
Seht doch, wie das Eis
In der Sonne Funken ſprüht!
Wie ſie gleiten, wie ſie fliegen,
Wie ſie ſich behutſam ſchmiegen!
Mir wird ſchon vom Zuſeh'n heiß.
Der im Rondeau und der g'radaus
Im blanken, hellkryſtallnen Haus!
Wie das durch einander fliegt!
Proſit, Vetter! Einer liegt;
Der And're purzelt über den:
So kommt die Reih' an All';
Ein Narr macht zehn,
Und einer hält ſich durch des Andern Fall. —
Das heißt doch eine Sternennacht!
Der ganze Himmel iſt erwacht.
Ja, von den Sternen
Kann man was lernen!
Sie blinken, wandeln ohne Raſt,

Sind thätig ſtets, doch ohne Haſt.
Recht! Übereilen taugt nicht viel,
Und langſam kommt man auch an's Ziel;
Ja, an mir ſelbſt bewährt ſich das.
Ich geh' bequem und wie zum Spaß,
Und ſieh'! da ſteh' ich nun vor einem Haus
Voll Saus und Braus,
Und Geigen- und Trompetenſchall
Ruft mich hinauf zum Maskenball.
Ich ſelbſt mag mich zwar nimmermehr
In eine Maskenpreſſe ſtecken;
Das wär' mir unerträglich!
Doch freut mich's ſehr,
Seh' ich die Bunten ſo beweglich
Sich ſelbſt und And're necken.
Sind manchmal ihre Späſſe nicht die beſten,
Denk' ich: Man kann ſich nicht mit Perlen mäſten!
Man ſpricht, man lacht, man hört, ſieht zu,
Und trinkt ſein Gläschen Wein in Ruh'.
Wenn endlich Mädchen ſitzen bleiben
Und ſich's bequemer tanzen läßt,
So wählt man denn — ſo will's das Feſt —
Sich eine hübſche Tänzerin,
Nicht zu jung und nicht zu alt,
Nicht zu feurig, nicht zu kalt,
Nicht zu leicht und nicht zu ſchwer,
Tanzt ein paar Touren, ja nicht mehr!
Und führt ſie d'rauf im Saal herum.

Man iſt nicht ſtumm, man ſpricht nicht dumm,
Man iſt galant,
Drückt ihr die Hand,
Und wie ein Wort das andre gibt,
Wird man endlich gar — verliebt.
Und ſo vergeht die Zeit, man weiß nicht wie;
Auf einmal ſchaut die Früh
Mit ihrem rothen Schein
Durch's Fenſterglas herein.
Die Muſik ſchweigt. Der geht nach Haus,
Der ruht ſich auf dem Sofa aus.
Die Eine trinkt Kaffeh,
Die And're gähnt
Ohne End';
Ich aber ſeh' beim Morgenlicht
Erſt meiner Tänz'rin Angeſicht.
Da wird mir's ganz kurios;
Ich kann nicht von ihr los.
Sie ſpricht verſtändig und beſcheiden,
Ich hör' ihr zu mit Freuden.
Iſt, was ſie ſagt, auch Alles wahr,
So werden wir vielleicht ein Paar,
Und über's Jahr
Schreit ſchon mein kleines Ebenbild
Ganz kannibaliſch wild.
Man ſei noch ſo geſcheit, man leſe tauſend Bücher,—
Ei, vor der Lieb' iſt dennoch Keiner ſicher!
Was will man aber thun? die Eh' hat Gott

Selbſt eingeſetzt; der Mann ſoll Glück und Noth
Und Luſt und Plagen
Mit ſeiner Männin tragen;
Wenn Eines zagt, ſo hat das And're Muth.
Mit mir hat's eine Frau warhaftig gut;
Macht ſie mein Bischen mir bequem,
Halt' ich die Hausregierung ihr genehm,
Und will ſie dann recht tüchtig ſchalten,
Wird's mich am End' noch unterhalten.
Den Kindlein bin ich auch nicht feind;
Wenn Eines lacht, das Andere weint,
Das dritte läuft, das vierte fällt,
Das fünfte ſpielt, das ſechste ſchmählt,
Weil Nummer Sieben Trommel ſchlug,
Das achte drauf — doch halt! genug!
Da ſeh' ich denn an meinen kleinen Leuten
In meinem Hauſe alle Jahreszeiten
Zu jeder Stunde
Im ſchönſten Bunde;
Und wenn das Weibchen auch ein Bischen keift,
Deshalb verliert man nicht den Muth;
Sobald ich will, mach' ich ſie wieder gut:
Ich darf nur tanzen, wie ſie pfeift.

Choleriker.

Alle Wetter! welch' ein Wetter!
Schnee ohn' End', und feſt gefroren!

Ohr und Naſe geh'n verloren.
Der Boden eiscandirt und glätter
Als alle Spiegel auf der Welt.
Nur zu! nur zu! Ich gehe doch
Und wenn der Schnee auch rieſenhoch
Vom Himmel fällt.
Ich muß zum Piquenique;
Dort blüht mein Glück.
Bin auf zehn Walzer ſchon beſtellt
Und auf drei Cotillon's dazu!
Fahr' hin, Bett, Schlaf und Ruh'!
Noch vor dem erſten Kerzenſchein
Muß ich der Erſt' im Saale ſein,
Und alle Tänzerinnen
Im Voraus mir gewinnen.
Jetzt lange Schritte fort und fort!
Und macht mir gütigſt dann
Das Glatteis ebne Bahn,
So ſchleif' und flieg' ich und bin dort,
Eh' Jemand mich vermuthen kann. —
Das geht ja excellent! doch — halt! o weh!
Da liegt der Narr im Schnee!
O du verwünſchtes Eis,
Werd' in der Hölle heiß!
Zum Teufel! wo iſt denn mein Hut?
Weit weg! Ein Spiel der Windesbrut.
Ich will mir merken dieſen Fall!
Auch ſei das heut' mein letzter Ball

In dieſem Jahr!
Und mit dem Tanzen iſt's nun gar.
Der Winter iſt doch zu fatal!
Der Tag ſo kurz, die Nacht ſo lang.
Der Morgen iſt kaum zu erwarten;
Um vier Uhr Nachmittags iſt's Nacht,
Und Lichter werden ſchon gebracht.
Am Abend ſpielt man ewig Karten,
Und die Muſik hört man nicht ſatt.
Da ſoll man ernſt und ſtille ſitzen,
Dann im Theater ganz ſchachmatt
Als Kunſtfreund ſich zu Tode ſchwitzen.
Wie da ſich Alles preßt und drängt!
Der Teufel halt' es aus
Im übervollen Haus!
Die Luft ſo dick, der Raum beengt.
Nein, lieber in's Weite hinaus!
Und müßt' ich im Schnee verſinken,
In Regenſtrömen ertrinken,
Mag, wie er will, der Nordwind toben
Von unten und oben —
Zu Luſtpartien geht ſich's gut
Auch ohne Hut.
Verwünſcht! ſchon wird es dunkel.
Was nützt das bleiche Sterngefunkel?
Sie ſchimmern viel und leuchten nicht,
Als trieben ſie mit uns ihr Spiel. —
Nu — endlich bin ich doch am Ziel!

Da glänzt das große Haus hell-licht:
Wie? Schon Muſik? Geſchwind! geſchwind!
Den erſten Tanz verſprach Lenette mir.
Ich komm', ich fliege, ſüßes Kind!
Schon bin ich nah' bei Dir.
Wo iſt ſie denn? Sie ſitzt und ſchmachtet wohl
Im Nebenzimmer, einſam, ſehnſuchtsvoll?
O Himmel! darf ich meinen Augen trauen?
Iſt ſie's, die meine Blicke ſchauen?
An eines jungen Gecken Arm?
Sie lächelt, nickt, ſpricht viel und warm.
Jetzt fliegt ſie mit ihm durch die Reihen!
Kann ohne mich ein Tanz ſie freuen?
Meineidige! ſo hältſt Du Wort?
Mir das? O tanze Du nur fort und fort!
Sieh! Deine Locke, Deinen Ring —
Zum Fenſter werf' ich ſie hinaus
Bei Pauken- und Trompetenſchall!
Und nun Adieu, Mamſell und Haus!
Der Teufel hol' den Winter ſammt dem Ball
Und Dich ſammt Deinem holden Blick
Und ſammt dem ganzen Liebesglück!

Melancholiker.

So wird das bleiche Jahr nun auch begraben,
Das Manchem bitt're Früchte trug

Und Manchem tiefe Wunden ſchlug.
Grabbedeckend ſinkt die Schneelaſt nieder,
Und ein Heer von Stürmen und von Raben
Singt die heiſern Todtenlieder.
So bringt jede Jahreszeit
Ihr eignes Leid!
Einſam ſitz' ich nun in meiner Stube
Wie in einer Mördergrube;
Matt und düſter in der dumpfen Luft
Brennt die Lampe wie in einer Gruft.
Alle ſinnen nur auf Luſt und Scherz;
Niemand denkt an mich und meinen Schmerz!
Iſt's doch faſt, als wäre ich beſtellt,
Leid zu tragen für die ganze Welt!
Weinen möcht' ich! Dieſes Leben —
Weßhalb ward es mir gegeben?
Hat man, ob ich's wolle, mich gefragt?
Dennoch hab' ich es, Gott ſei's geklagt!
Hu! Da liſcht die Lampe aus.
So geht's uns armen Menſchen auch!
Das Lebenslicht verweht ein Hauch;
Im Finſtern wandeln wir nach Haus.—
Wie ſtarrt die ſchneebelad'ne Flur,
Vom blaſſen Mondlicht angeweint!
Im weißen Leichentuch ruht die Natur;
Die Arme hat jetzt keinen Freund.
Sie gab ja Alles, was ſie hatte, hin;
Nun denkt auch Keiner an die Geberin. —

Dort liegt der Kirchhof; dumpfig hallt
Den Ruf der Schreckenſtund' die Mitternacht.
Der Uhu ächzt; die Geiſterſtund' erwacht;
Aufhebt ſich manche Grabgeſtalt.
Wer ſie nicht ſieht, der muß im Stillen
Voll Seelenangſt ſie fühlen.
Doch horch! Was ſchallt
Aus dem großen Haus herüber?
Luſtgeſchrei und Muſikſchall.
O herrlicher Kontraſt!
Hier der Kirchhof, dort der Saal!
Für die Gräber wirbt der Tod
Und der Wahnſinn für die Noth.
Hier des Tobens Fülle,
Dort die tiefe Stille;
Hier der Lichter Pracht,
Dort die ſchwarze Nacht.
Mädchen wie Mänaden,
Heute glühend roth,
Morgen bleich und todt!
Der Jüngling tobt ſich heut' zum Schatten.
Der Saal prangt wie ein Katafalk im Kerzenglanz,
Und ringsum huſcht ein Todtentanz.
Mit glüh'ndem Auge ſchleicht die Eiferſucht,
Die Rache lechzt, indem ſie ſelbſt ſich flucht,
Und Zwietracht ſtreut ihr ſüßes Gift,
Wo ſie das Herz am ſchnellſten trifft.
Ein böſer Augenblick

Zerstört ein Lebensglück;
Die Liebe flieht,
Der Haß entglüht,
Dann herbes Scheiden
Und bitteres Meiden. —
O tobt nur jede Nacht wie heut'!
Stürzt euch in's lustige Verderben!
Ei! Morgen ist's ja Zeit zum Sterben;
Der Kirchhof ist bereit.
Und sterbet ihr nicht mit Bravour
An der letzten Tour,
So kann ein langes sieches Leben
Die böse Saat euch zehnfach wiedergeben. —
Indeß euch das erhitzte Blut
Wild durch die Adern rollt wie Glut,
Liegt sorgenwach,
Ohne Dach und Fach,
Unten auf dem kalten Schnee
Ein Armer da, und klagt sein Weh
Der tauben Nacht
Mit schlotterndem Gebein.
Ach! wenig Tropfen von dem Rebensaft,
Der euch das Hirn verwirrt und Leiden schafft,
Sie reichten hin, ein neues Leben
Dem Starrenden zu geben.
Umsonst blickt er hinauf zum Freudensaal;
Er schaudert — ächzt — zum letzten Mal!
Fahr' hin, des Jammers Sohn, fahr' hin!
Dir ist das Leben Qual, der Tod Gewinn. —

Laß ab von mir, du Bild der Trauer!
Der Menschheit Elend füllet mich mit Schauer. —
Warum muß ich denn leiden
Für Andrer tolle Freuden?
Und wer — wer sagt denn, daß ich muß?
Ich will. — Behaltet Lust und Scherz!
Ein schöner Schmerz
Ist höherer Genuß.
Die Lust des Augenblicks ist eitler Schaum,
Doch was einst kommen wird, das ist kein Traum!

Sanguiniker.

Wie hell des Morgens kalte Pracht
Mir in das warme Zimmer lacht!
Schön spielt das Eis am Sonnenstrahl
In bunter Farbenglut.
Den weiten Erdensaal
Schmückt Schnee mit hellem Silberkleid
Und diamantenem Geschmeid'!
Wie hell mein Kopf! Wie leicht mein Blut!
Wie sich's nach einem Ball,
Nach froh durchtanzter Nacht,
So leicht, so licht erwacht!
Meine Seele füllt
Bild auf Bild.
Welche Mädchen! Welches Kosen!

So viel Mädchen, ſo viel Roſen!
Alle ſo freundlich, ſo gut!
Ein wahres Eliſium der Saal
Und ſchwer die Wahl!
Die Eine anziehend, die And're ſchlau fliehend,
Und Dieſe ſo feurig und Jene ſo mild,
Und neben der Blaſſen die Nachbarin glühend;
Und nenn' ich ſie, die mir am meiſten gefallen,
So ſag' ich dasſelbe von — Allen!
Sie tanzen ſo himmliſch, ſie ſind ja ſo ſchön, —
Man möchte vor Lieb' und Entzücken vergeh'n!
Das ganze Leben iſt ein Ball,
Muſik und Jubel überall,
Und freudig ſchwebt der leichte Sinn
Durch luſtverſchlung'ne Reihen hin.
Hier ein Blick und dort ein Gruß,
Hier ein Handdruck, dort ein Kuß!
Und tritt nun Einer auch einmal
Den Andern unſanft auf den Fuß —
Soll man ſogleich das übel nehmen?
Im Leben ſo wie auf dem Ball
Läuft's ohne Tritt und Stoß nicht ab.
Wer deshalb ſtets ſich wollte grämen,
Der grübe ſich wohl ſelbſt ſein Grab.
In mir wogt noch das ganze Feſt.
Durch meine Seele ziehen
Tanzmelodien,
Und vor mir walten

Himmliſche Geſtalten.
Ein wahres Elfenleben
Will mich umgeben.
Komm, duftender Kaffeh, und mache,
Daß ich nun ganz erwache. — —
Jetzt ein Spaziergang um die Stadt
In friſcher Luft,
Bis mich das Mittagsſtündchen ruft!
Hat eine Ballnacht uns erfreut,
Zwingt man am nächſten Tag
Zur Arbeit ſich vergebens,
Der in der Harmonie des Lebens,
Dem guten Genius geweiht,
Gern in geſelliger Behaglichkeit
Als Nachklang ſanft hinſchwinden mag.
Man ſpricht von geſtern ganz gemüthlich
Und thut ſich gern noch etwas gütlich.
Wohlan! Schon guckt der Sternlein Chor
Neugierig durch den Abendflor.
Im blauen Zimmer
Seh' ich ſchon Kerzenſchimmer,
Und die Geſellſchaft ſitzt beiſammen,
Die Männer, friſch und aufgeweckt,
Die Weiber ſchläfrig und geneckt.
Tret' ich nun ein, gibt's Feu'r und Flammen;
Auflodern muß ringsum der Spaß,
Als fiel ein Funk' in's Pulverfaß.
Man ſcherzt und lacht, erzählt und ſchwätzt,

Spricht immer ſtiller und zuletzt
Auch immer weniger und endlich
Mitunter gar ſchon unverſtändlich;
Da heißt's: Die Tafel ſchnell gedeckt!
Die kalte Küche kommt herein
Mit Reſten von verſchiednem Wein.
Nun wird der Geiſt der Fröhlichkeit
Nochmal geweckt;
In einem Nu
Geht's wieder laut und fröhlich zu;
Man ſpringt ſchon in das nächſte Jahr;
Da malt die Fantaſie ſich gar
Den künft'gen Frühling aus
Und manche Luſt im Sommerhaus.
Ich ſelber lobe die Natur,
Seh' mich ſchon auf der grünen Flur
Mit einer Amoroſa geh'n,
Der ich den heißen Schwur
Von ew'ger Liebe — — —
Da wendet ſich plötzlich die Nachbarin
Helläugig zu mir, dem Nachbar, hin,
Und frägt mit Blicken, die viel bedeuten,
Welche von den Jahreszeiten
Mir vorzüglich wohl gefalle?
Ich öffne nun die Augen weit
Und ſage blitzgeſcheit:
Ei, Minchen, mir gefallen *Alle*!
Viel Gutes und viel Schönes beut

Uns jede Jahreszeit;
Und nehmen wir nur jede recht,
O dann iſt auch nicht eine ſchlecht.
Und weil wir g'rad' in jeder von den vieren
Das Gute der drei übrigen verlieren,
Und bald vom Froſt, bald von der Hitze leiden,
Und, vielgenießend, Vieles auch entbehren,
Das macht, daß wir dann jede ehren.
So muß man ſich denn immerzu bequemen,
Das, was man haben kann, zu nehmen,
Im Winter nicht den Sommer ſuchen,
Im Sommer nicht dem Winter fluchen.
Weil denn auf Erden nichts beſteht,
Die Blume welkt, der Schnee zergeht,
Und jedes Ding hat ſeine eig'ne Art,
So ſchmieg' ich mich feſt an die Gegenwart,
Und pflücke, was honneter Weiſe
Zu pflücken iſt, in jedem Kreiſe,
Bin mit der frohen Stunde
In ſtätem Bunde,
Erhaſche das Schöne im Flug und im Lauf,
Und halte beim Häßlichen nimmer mich auf.
Mit langen Betrachtungen quäl' ich mich nie,
Und meine ganze Philoſophie
Sagt weiter nichts als das:
Gott hat Alles am beſten gemacht,
Iſt mehr, als wir ſelber, auf uns bedacht.
Der Frohſinn und die Morgenſtunde —

Beide tragen Gold im Munde.
Ein Herz voll Lieb' und leichtes Blut,
Verträglichkeit und frischer Muth,
Die sind in dieser schönen Welt fürwahr
Die rosa semper florens im ganzen Jahr.
Vor Allem aber, lieber Gott,
Gib im gesunden Leib
Mir eine kerngesunde
Seel' in Glück und Noth,
Die frisch in's junge Leben blüht,
Wie eine Blum' aus guter Erde glüht! —
Thu' Jeder nun, was ihm gefällt!
Gute Nacht
Der ganzen Welt!
Ruht sanft, damit ihr froh erwacht!

Herr Euſtach Grau.

Eine Szene im Irrenhauſe. (Nach Crabbe.)

Personen:

Der Besuchende.
Der Arzt.
Der Wahnsinnige.

Der Beſuchende.

Fort! nichts mehr! fort! Zerriſſen iſt mein Herz
Vom Seh'n der Qual, die ich nicht mildern kann.
Lang werd' ich dieſe Szenen vor mir ſchau'n,
Oft wieder fühlen dieſer Leiden Schmerz,
Wenn ſie der Seele ſich bemächtigen.
Des bleichen Projektanten Heimlichthun,
Des plumpen Ignoranten blöder Blick,
Des Müßiggängers Sinnen auf Betrug,
Des armen Mädchens halbgeformtes Lächeln,
Indeß ſie mit dem tiefen Seufzer kämpft, —
Fort! nichts mehr! fort!

Der Arzt.

Eh' Du zu glücklicheren Szenen eilſt,
Beſieh hier Alles, was noch übrig iſt,
Sieh die Ruinen des Herrn Euſtach Grau,
Des Wahnſinns Beute und des Elends Raub!
Dir ſeine Qual und ſein Vergeh'n zu melden,
Bedarf es keines Andern Mund; er ſelbſt
Wird Dir wie Einer, den kein Irrſinn drückt,

Des hochmuthsvoll verlornen Geiſtes Wahn
Enthüllen und die raſch verübte That.
Dies Stübchen hier iſt ihm die Grauenburg.
Tritt näher hin zu ihm! er wird
Dich alſogleich willkommen heißen,
Wird öfter auch nach ſeinen Dienern rufen
Und Dir hindeuten auf den leeren Stuhl.
Er kann mit unbefangner Miene
Gefällig ſein und voll Aufmerkſamkeit,
Kann ſeinen Schmerz mit feinem Anſtand bergen,
Und Dich zu Mitleid und Hochachtung zwingen.

Der Wahnſinnige.

Wer kommt hier? — Tritt doch näher! — Allerliebſt!
Mein lieber weiſer Arzt, mit ihm ſein Freund.
Sie trennen ſich von einem Luſtgelag,
Und kommen hieher, und beſuchen den,
Der ihnen nicht nach Wunſch aufwarten, nicht
Vergnügen aller Art verſchaffen kann,
Wie einſt, da ich noch froh und glücklich war,
Und mir nicht träumen ließ, daß ich ſo bald
Mit Höllenmächten kämpfen ſoll.

Der Arzt.

Gemach, mein Freund! Sonſt zwingt Ihr uns,
Euch zu verlaſſen.

Der Wahnſinnige.

Bleibt! Ich bin ja ſchon
So ruhig wie ein gutes, frommes Kind,
Wahrhaftig! aber wie ein Kind des Jammers,

Das nicht Scheltworte, Mitleid nur verdient.
Ach! Menſchen, denen's wohl ergeht, die nie
Mit wilden Leidenſchaften kämpfen, — ſie
Belehren uns, wie wir dem Übel wehren
Und Meiſter werden ſollen unſers Wahns.
Es mögen, dünkt mich, zwanzig Jahre ſein,
(Die Zeit entflieht ſo ſchnell, ich weiß nicht wie!)
Da ſchien die Sonn' auf keinen glücklichern
Und ſtolzern Mann als auf den Euſtach Grau.
Fragt, wen ihr wollt; es wird euch Jeder ſagen,
Der Mann, den Jung und Alt bewunderte,
Den Jeder pries, der Frohe wie der Düſt're,
Der war der junge Grau von Grauenburg.
Ich prangt' in Jugendfülle und Geſundheit,
Geſtaltet ſchön und edel wie kaum Einer.
Von meines Reichthums Übermaß gab ich
Für keine Krankheit einen Dreier je.
Die freien Mädchen und die ſchönen Frau'n,
Sie alle ſagten wie mit Einer Stimme:
„Wer ſehn will einen ſchönen Mann,
„Der ſchau den Grau von Grau'nburg an!"—
Sein Aug' war heiter, frei der off'ne Blick,
Und klangvoll ſeiner Stimme holder Ton.
Aus jedem Wort, aus jeder Miene ſprach
Das edle Herz und die wohlthät'ge Hand.
Rings um ihn her war Alles froh und wohl;
Ihn pries mit Einer Zunge Groß und Klein.
Er kaufte, unternahm, verſchönerte,

Und herrſchte wie ein Fürſt auf Grauenburg;
Und meine Gattin war — die Liebe ſelbſt!
Die Sprach' iſt, ſie zu preiſen, viel zu arm.
In ihrer Sitte war ſie täubchenſanft,
In ihrer Seele heilig, engelrein.
Kein Blick, kein Hauch verrieth je eine Klage;
Sie fand auf Erden ihres Gleichen nicht! —
Was iſt die Holde, die ich ſchild're, nun?
Ach! das, was Alles ſein wird, was da lebt.
Ich hatte einen theuren Buſenfreund,
Ein edler Mann, fürwahr! mir lieb und werth.
Und ſo war ich denn reich, ja, überreich,
Und wurde ſtolz, ja bis zum Wahnſinn ſtolz,
Und war verloren, ja, verloren; doch — —
Dies hatte ſeinen guten Grund. — —
Wo blieb' ich nun? — Ich — kann nicht weiter finden; —
Ja doch! Mir ward der Beifall aller Männer,
Mir blieb das Lächeln aller Frau'n und Mädchen.
Zur Seite lebten mir zwei Engelweſen,
Ein holdes Mädchen und ein wackrer Knabe.
Um meinen Hochmuth höher noch zu ſchwellen,
Um meiner Freude höhern Glanz zu geben,
Ward mir das reinſte Glück beſchieden, ja,
Ein Paradies, bis meine ſchwache Eva,
Zuerſt Betrog'ne, dann Betrügerin,
Zerſtörte unſ're Seligkeit.
Doch ich verdiente dies; denn in der Zeit,
Da ich geliebt, liebkost, bewundert ward,

Lag ſchon in meinem Innern jedes Laſter,
Geheim und unbemerkt und unbekannt.
Ich wendete mich nie an meinen Gott
Mit Dank und Preis demüthigen Gebets;
Und wenn ich ſeines heil'gen Wortes auch
Nicht ſpottete, ſo (ſchrecklicher Gedanke!)
So lag es mir doch keineswegs am Herzen.
Ich zweifelte, (Thor, der ich zweifeln konnte!)
Ob dies allſeh'nde Auge mich auch ſäh',
Ob er, deß Blick das Weltenall durchſchaut,
So kleinlich könne ſein und ſo beſorgt,
Mich zu bemerken oder zu beſtrafen.
Bei Menſchen wollt' ich groß und herrlich ſein,
Allein vor Gott ein ſolches Nichts, daß Er,
Er, der Allſehende, mich überſäh'.
Geſegnet ſo mit Kindern, Weib und Freund,
Geſegnet, wie es wenig Menſchen ſind,
Mit Allem, was das Leben fröhlich macht, —
Wo war ein Gut, deß ich mich nicht erfreute?
Doch ach! von Sünde war mein Herz befleckt;
Der Himmel ſah das dunkle Mahl, und ich
Vergaß die ewige Gerechtigkeit,
Und ſuchte nicht mir Gnade zu erwerben.
Kommt näher! Leiſ' erzähl' ich Euch den Reſt.
Nur zu bekannt war, leider, aller Welt
Die frevle Leidenſchaft der Gattin und
Des Freundes, des treuloſen Freundes, ach!
Auf deſſen Redlichkeit ich ſo gebaut.

Glückſtolz ſaß ich, als mir die Kunde kam
Von Beider Schuld und Flucht, ſo laut erzählt.
Wie lächelte der Neid ob meiner Schmach!
Ich ſchrie um Rache, — und ſie kam ſogleich.
Kann ich die That vergeſſen, je vergeſſen?
Ich hielt das Schwert, das fluchbelad'ne Schwert,
Vom Herzensblute des Verräthers roth;
Auch ſie, die Schöne, büßte ihre Schuld;
Sie härmte ſich, verging, ſtarb lebensſatt;
Ich ſah ſie ſterbend, ſehe ſie noch jetzt.
Vergib, gefall'ne Huldin, meiner Wuth!
Noch blieben mir zu meinem Lebensglück
Zwei Engel. Konnt' ich nur die Furcht entfernen,
Die böſe Furcht, die ihr Liebkoſen hemmte,
Selbſt meine Vaterlieb' vergiftete.
Doch hier auch kämpfte beſſeres Gefühl
Und hätte wohl errungen mir den Sieg,
Wär' ich Unſel'ger nicht zum Äußerſten
Von Lebensglück und Lebensqual verdammt.
Geſund, voll Jugendluſt, im Stolz der Schönheit, —
So ſanken ſie, wie Blumen, die der Reif
Verſengt, hinſiechend welken. Ach, ſie ſtarben,
Und ich, ich ward verflucht, ſo wie ich's bin.
Ach, meine Freunde, zürnet nicht! Geſteht,
Ich wurde allzu fürchterlich verſucht!
Hört mir nur zu! Ihr werdet ſtaunen, wie
Ich ſolche Stürm' und Kämpf' ertragen konnte.
Ja, Stürme, nicht von einem Wolkenheer

Erregt, das unſern Erdball überfällt,
Nein, ſolche, die mit ihrer Schreckensmacht
Die Bruſt erſchüttern bis in's Innerſte;
Sie zieh'n dem Heuchler ſeine Larve ab,
Und prüfen uns, ob wir falſch oder wahr.
Drum hatt' ein Teufel über Hiob Macht,
Und ich war zweier Teufel Sclave lang.

Der Arzt.

Seid ruhig Freund! Die Dinge geh'n vorüber.
Nun faßt und ſammelt Euch! Erzählt dann weiter!

Der Wahnſinnige.

Kann ich denn läugnen, was Thatſache iſt?
Ich war hartnäckig ſtolz, ich war verloren.
Aus meinem Prunk ward ich hinausgeſchleudert;
Zwei dunkle Höllengeiſter führten mich,
Die früh mich weckten, die mich ſpät bewachten,
Mein Schreck bei Nacht, bei Tage meine Qual.
Den böſen Feinden war ich Spiel und Spott
Wohl manches ſtürmevolle Jahr hindurch.
Schwer iſt's zu ſagen, wie ich ihre Beute,
Wie ich mißhandelt war; doch ſollt ihr's hören.
Zuerſt, eh' ſie mich in die Weite trieben,
Durch die erbarmungsloſe Welt zu irren,
Da ward dem Euſtach Grau ſein Werth geraubt,
Sein Hab' und Gut, und Rang und Herrlichkeit.
So ward des holden Mannes Glück zerſtört,
Er ſelbſt als armer Schuft verſchmäht, verachtet,
Vermieden jetzt von jedem frühern Freund,

Durch's Hausgeſind' von jedem Thor verjagt.
Dann führten mich die zwei Unholde, ſie,
Die ich allein nur ſehen konnte, fort,
In ſtürmiſch wildem Flug, ſie riſſen mich
Unwiderſtehlich hin mit Schreckensmacht.
Wir flogen ſauſend über See und Land,
Und hielten dann auf grenzenloſer Haide,
Öd', ohne Nahrung, ohne Lebenshauch;
Nur Todesſchweigen herrſchte ringsumher.
Auf dieſer grenzenloſen Haide Rand
Fiel mit den letzten Strahlen, mild und matt,
Der untergeh'nden Sonne Licht;
Doch ſtill war Alles, ſchlafend oder todt,
Und in der Mitte lagen aufgethürmt
Ruinen, Pfeiler, rieſiges Geſtein;
Da bildete das graue Moos ein Bett,
Und kleidete zerfall'nen Raub der Zeit.
Da ward ich feſtgebannt, ich weiß nicht wie,
Verdammt, unzähl'ge Jahre dort zu bleiben.
Doch Jahre waren's nicht; ein ſchreckliches
Endloſes Jetzt war's ohne Tag und Nacht;
Derſelben Abenddämm'rung Schlummerlicht
Glomm ſanft und klar und traurig feierlich.
Und kam mir auch ein Augenblick des Schlafs,
Sogleich erſchienen meine Feinde wieder,
Und fort ging's ſauſend über Land und See,
Fort ohne Aufſchub, ohne Raſt und Ruh',
Hin über ſchwarzer Fluten breites Meer,

Durch eiſ'ger Länder bleiche Wüſtenei.
Mir fehlte Kraft, der Macht zu widerſteh'n;
Ich war ein Kind in eines Rieſen Hand.
Sie ſtellten mich hin, wo das Nordlicht ſpielt
Mit ſeiner Zitterſtrahlen Flimmerglanz;
Verzagen würde ſelbſt das kühnſte Herz,
Die Schreckgeſtalt zu fühlen und zu ſeh'n,
So pfeilſchnell und ſo froſtig und ſo hell
Durchdrang ſie mich mit Wunden, kalt wie Eis!
Des halben Jahres Nordpolnacht hindurch
Umgab mich dieſes rege Flammenmeer.
Allmälig ſchwand die Finſterniß hinweg,
Und ich fiel endlich auf die Erde nieder.
Ein flücht'ger Schlaf beſuchte mich am Tag,
Allein, ſobald die Abendglocke ſcholl,
Da trieben ſie mich fort in ſchöne Städte;
In Städte, die kein Reiſender uns nennt,
Die außer mir kein Wanderer betrat.
Die Wächter ſtaunten, ſtanden ſchreckenbleich,
Als wir anſtürmten durch die düſtre Nacht.
Das Nachtlicht ſchwankt, da wir vorüberzieh'n,
Der Haushund bebt, und fürchtet ſich zu bellen,
Des Wachtthurms Glöcklein tönt hell auf, und horch!
Frei bläſ't der Wind; wir ſind zur Stadt hinaus;
Ausdehnt ein weiter Kirchhof ſich vor uns,
Und nieder ſetzen ſie mich auf ein Grab.
Rings Monumente des gewalt'gen Todes!
Grabmäler ringsum von verſchied'ner Art!

Aufrechte Steine werfen ihre Schatten
Auf nied're Gräber dicht am Weidenbaum,
Die einen frisch erhoben über'm Grund,
Die andern eben und dem Boden gleich.
Wie viele Tausende erwarten hier
Den Ruf: „Ihr Todten, wachet auf!" —
Sie zögern nicht, gehorsam diesem Ruf;
(Dämonen, schont! Erlasset mir den Schmerz!)
Sie kommen, eingehüllt in's Leichentuch, —
Es ist mehr, als ein Mensch ertragen kann!
Hu! wie sie rasselnd aufsteh'n, wild anstarren
Den Mann, der, noch beseelt vom Lebenshauch,
Von Höllengeistern hingeführt, es wagt,
Dem Schattenheer des Todes sich zu nah'n.
Gefühlt hab' ich, was nur ein Mensch kann fühlen,
Bis der Natur er den Tribut entrichtet;
Mehr Böses, als die Hoffnung heilen kann,
Mehr, als die Seele je vergessen kann,
Ja, Alles, was das Herz zermalmen, was
Den Geist entmuthigen und schwächen kann;
Leid, Mangel, Schrecken, Qual und Angst, sie alle
Umlagerten die sündenvolle Seele.
Nun steckten mich in einer wilden Sturmesnacht
Die bösen Geister in das Moor hinein,
Das nimmer eines Menschen Fuß betrat.
Hier zog ein Rabenheer zum Winterflug,
Hier tanzten auf dem Sumpf des Irrlichts Flammen,
Wo aus dem Pfuhle sich das Rohr erhob.

Ging dann die Morgenſonne leuchtend auf,
So ſchien ſie auf ein weites Schneegefild.
Sie hängten mich an einen dünnen Aſt
So hoch, wie kaum die Krähe baut ihr Neſt;
Dann ward ich angeheftet an die Kugel,
Die ſchwankend auf des Kirchthurms Spitze ſchwindelt;
Dann mußt' ich vor des Berges Feuer flieh'n,
Wenn wilde Glut aus ſeinen Seiten quoll.
Ich hielt mich an den lockern Dornſtrauch feſt;
Ich tauchte in den Meeresgrund hinab.
Ich war da, wo die Wölf' vor Hunger heulten,
Und zu vollenden mein Qual, kam ich — —
In's Tollhaus, wo Wahnſinnige ſich gegen
Das Leben der Vernünftigen verſchworen.
Ich zog das ſturmdurchbrauste Segel ein,
Hing ſchwindelnd auf des Maſtbaums höchſter Spitze.
Gedient hab' ich elenden Kerkerſclaven,
Im ekelhaften Dünger umgewühlt.
Des Dachſes nied're Höhle war mein Bett,
Und mit Zigeunerbanden zog ich um;
Gefühlt hab' ich die Schrecken all' der Schuld,
Gethan, was ſie zu thun ſich nicht getraut.
Im Uferſand, wo Flut und Ebbe wechſelt,
Da ſtellten ſie mich hin, ich ſollte ſterben.
Geſtützt auf meinen Stab, ſtand ich voll Trotz;
Da ſtürzte grimmig auf mich los die Flut,
Sie thürmte ſich hoch, immer höher, auf,
Und zog ſich ſpottend dann vor mir zurück.

Dann ward ich angefaßt von tauſend Teufeln,
Hinabgeſchleudert in den Schreckensort,
Wo Qual, Entſetzen und Verzweiflung herrſcht,
Wo Furien, bewehrt mit Eiſenkrallen,
All' die dem Fluch geweihten Scharen foltern.
Verurtheilt ward ich, zu verlieren meinen
Verſtand, weil ich der Sünde und dem Stolz
Mich hingab, mich vom Glück verblenden ließ;
Entflammen wollten ſie mir das Gehirn
Und die Vernunft auf ihrem Thron erſchüttern.
Doch ſelbſt der Sünder wird Erbarmen finden,
Wenn er die Straf' der Schuld geduldig trägt.
Auch ich vernahm vom Himmel eine Stimme
Und fühlte dann der Gnade Sonnenſchein.
Ich ſegnete das Licht, der Gottheit Ausfluß;
Das heil'ge Siegel ward mir aufgedrückt.
Die böſen Feinde ſah'n es wild ergrimmt
Und flohen von mir weg im Augenblick.
O hört den Hirten, wie er zu ſich ruft
Das ſündenvolle, das verirrte Schaf!
Wohl Manche zieh'n am Pförtlein taub vorbei,
Doch Manche pochen an, und gehen ein.
Wie ſchön iſt's, eine Seele zu gewinnen!
Und Er, der ſie gewinnt, er iſt allweiſe.
O horch! Der heilige Geſang beginnt,
Und alſo ſpricht der Himmelsſtimme Ruf:
„O Pilger, ſchwer gedrückt von Sündenlaſt,
„*Komm, wandle* auf dem Weg zu Sions Thor!

„Dort poche an, und weine! Wache, harre
„Bis Dir die Gnade einzugeh'n gewährt!
„Poch' an! Er kennt des reu'gen Sünders Fleh'n.
„O weine! Er iſt hold des Trau'rnden Thränen!
„O wache! Der Erlöſung Gnad' iſt nah;
„Und harre, bis das Himmelslicht erſcheint!
„Horch, wie die Stimme tönt des Bräutigams!
„Sie ruft Willkommen, Pilger! dir zur Ruh'.
„Wohl Dir! Du biſt nun eingegangen, ſelig,
„Biſt ſicher vor des Laſters Lockungen,
„Bezeichnet, daß Dich die Erwählten kennen,
„Erkauft durch Liebe um den Preis des Lebens,
„Und ewig ſelig nach ſo großer Schuld!
„Nicht länger, heil'ger Pilger! ſollteſt Du
„In einer Welt, wie dieſe noch verweilen.
„Aus Deiner reinen Bruſt wird nun entflieh'n
„Die Furcht, die Scham, der Zweifel und die Qual.
„Die Furcht wird vor des Himmels Hoffnung flieh'n,
„Die Scham wird weichen vor der Glorie Glanz,
„Der Zweifel wird hinſterben in Entzücken,
„Und in endloſer Seligkeit die Qual." —

Gekommen iſt mein Gnadentag, und doch
Erſcheinen mir auch viele Schmerzenstage;
Der frühern Wolken dichte Finſterniß
Verdunkelt mir noch oft die Geiſteskraft.
Der Seele, die einſt böſen Dingen fröhnte,
Bleibt von dem Böſen immer noch ein Reſt;
Stets ſcheint der Menſch zur Erde hingeneigt,

Und nicht mehr hebt er ſeinen Blick empor.
Und ſo fällt's mir, obſchon nun auserwählt,
Doch ſchwer, zu miſſen, was ich einſt beſaß,
Entblößt zu ſein von meines Reichthums Fülle;
Der wack're Euſtach Grau, — er iſt nicht mehr!
Ich werde alt und ungeheuer arm,
Und Männer, ernſt und rauh, bedauern mich,
Und ſchelten meinen Wunſch, und ſchließen mir
Mein Thor; 's iſt hart! Ich weine, ſeht, — ich weine!
Und wollt ihr, Freunde, mich denn ſchon verlaſſen?
So ſchnell geh'n meine Freuden all' zu End'!
Mein lieber, guter Arzt, und Du, ſein Freund,
Gedenken will ich euer im Gebet!
Die Trauerſtunden, die ihr zugebracht
Mit mir, vergelten werd' ich ſie euch einſt.
Herr Euſtach Grau wird ſeine Freunde zu ſich laden,
Und danken ihrer Lieb' in ſeiner Grauenburg.

Der Beſuchende.

Der arme Euſtach! Und dennoch zeigt
Die Hoffnung ihm der Freuden Wiederkehr;
Und wenn die ird'ſchen Täuſchungen entweichen,
Bleibt ihm die Ausſicht in den Himmel noch.
Allein, woher ſein ganz zerknirſchtes Weſen,
Der Geiſt, verloren, muthlos, wundenvoll?
Soll denn ein Geiſt von ſo erhab'nem Stolz
Der ärmſten Seele Wahnſinn nicht verſchmäh'n?

Der Arzt.

Nein! Denn je mehr der Stolz ihn aufgebläht,
Um deſto mehr fühlt er des Unglücks Schlag.
Gram und Entbehrung konnt' er nicht ertragen,
Die Armuth warf ihn endlich ganz zu Boden.
So gaben, langſam wirkend, Sorg' und Scham
Ihm endlich dieſen tiefgebeugten Geiſt.
Aus ſolchem Grunde wuchs der Wahnſinn auf,
Der ſeinen Feinden ihn zum Sclaven gab.
Obſchon verwirrt von dieſen wilden Bildern,
War er doch damals frei. Er rannte fort;
Droh'n oder Bitten, Beides war umſonſt.
Er ſprach von Feinden, blickte ſcheu um ſich.
Gejagt von Ort zu Ort, und Jahr für Jahr,
Gehorchte nun der arme Mann den Feinden,
Bis dann die fromme Änderung begann,
Die ihn zu einem Kind der Gnade machte.
Wie nun die Tollheit ihre Kraft verlor,
Ward' ruhiger ſein Geiſt; die Hoffnung kam
Langſamen Schrittes an, und brachte dann
Den Frieden, der gequälten Seele wieder.
Der Sünde Sclav, er glaubte nun, die Macht
Der Feinde, die ihn quälten, ſei zu Ende.
„Fürwahr!" rief er, „mein Buſen athmet frei,
„Und mein Erlöſer, Er iſt nun mein Freund!"
Doch ach! Die Zeit kann wohl Erleichterung
Gewähren, Leiden lindern, heilen nicht.
Wer möchte Schmerz und Gram nicht gern ertragen,

Um ſich der Seele Wohl und Kraft zu ſichern?
Laßt uns des Herzens Reinheit denn bewahren,
Der Fantaſie zu freie Flüge hemmen,
Den Leib gewöhnen, daß er viel erdulde
Den Geiſt, daß er dem Unglück feſt begegne,
Vor Allem fleh'n um Schutz und Obhut deſſen,
Den Geiſter ehren und der Menſch anbetet.

Die Erdbeeren,

oder:

Das wandelnde Geſchenk.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen:

Petrowna, Witwe.
Natalie, ihre Tochter.
Janka, Dienſtmädchen.
Alexiewicz.
Federow.
Tolſtoi, Nataliens Vormund.
Iwan, deſſen Sohn.
Ein Haushofmeiſter.
Waſilko, Reitknecht des Alexiewicz.
Dmitri, ein Gärtnerknabe.
Ein Bedienter.

Die Handlung ſpielt in St. Petersburg.

Erſter Aufzug.

(Zimmer im Hauſe des Alexiewicz.

Erſter Auftritt.

Waſilko ſitzt ſchlafend am Ofen. **Alexiewicz** ſtürmt mit freudiger Haſt herein. Ihm folgt **Dmitri**, der ein Fruchtkörbchen trägt.

Alexiewicz. Endlich, endlich gelingt's! — Waſilko! Schläft er ſchon wieder? Richtig! Müſſen denn die beſten Menſchen immer den beſten Schlaf haben? — Heda, Waſilko! wach' auf, Du treue, ſchläfrige Seele! (Er ſtampft mit den Füßen.) Holla!

Waſilko (auffahrend). Halt! Was gibt's? Halt! Ich ſchieße! — (Er ergreift die neben ihm ſtehende Branntweinflaſche, und zielt damit, als ob er ein Gewehr abfeuern wollte.) Wer da?

Alexiewicz. Dein Herr, Du Siebenſchläfer!

Waſilko (ſchlaftrunken). Erlogen! Mein Herr iſt ausgegangen. Antwort — oder ich — —

Alexiewicz. So will ich Dir zeigen, daß Dein Herr zu Hauſe iſt! (Er ſchüttelt ihn.)

Dmitri (zieht ihn weg). Laßt ihn! Mein Vater ſagt, man ſoll dem nichts thun, der ſelbſt nicht weiß, was er thut.

Alexiewicz. Haſt Recht. Welche ſanfte Keckheit der Bube hat!

Waſilko. (Er kommt zu ſich und erkennt ſeinen Herrn.) Der verwünſchte Branntwein! (Er wirft die Flaſche auf den Boden und fällt auf die Knie.) Verzeiht! Der Branntwein wollte ſchießen, nicht Waſilko!

Alexiewicz. Steh' auf! Heut' verzeih' ich Dir dies und noch mehr — Alles!

Waſilko (ſteht auf). Aber warum ſeid Ihr denn h e u t e mit meinem Rücken ſo gnädig, als gäb's gar keine Knute auf der Welt?

Alexiewicz. Endlich iſt's mir gelungen!

Waſilko. O ſchön!

Alexiewicz. Was mein' ich denn?

Waſilko. Das weiß ich nicht. Ihr meint aber doch Etwas, und das freut den Waſilko.

Alexiewicz. Ehrliche Dummheit! So höre denn! Gelungen iſt's mir endlich, ein Geſchenk zu finden, deſſen Annahme die ſchöne Natalie mir nicht verweigern kann; ein Geſchenk, welches, ungeachtet ſeines hohen Preiſes, das Zartgefühl eines ſtolzen Mädchens nicht verletzen kann.

Waſilko. Ein prächtiges Geſchenk! Aber Waſilko begreift's nicht; bin zu dumm dazu.

Dmitri (lacht). Das glaub' ich ſelbſt.

Waſilko (fährt gegen ihn). Wart', ich will Dich —

Alexiewicz. Halt! — Sieh! (Er nimmt von Dmitri

das Körbchen und ſtellt es auf einen Tiſch.) Dieſes ſpielte mir der Genius der Liebe ſelbſt in die Hände.

Waſilko. Iſt der Herr ein Deutſcher? Waſilko kennt ihn nicht.

Dmitri. Nicht? Meine Schweſter Kathinka kennt ihn recht gut. Ein deutſcher Offizier von der Leibgarde hat ihr viel von ihm erzählt.

Alexiewicz. So iſt ſie wohl ſchön?

Dmitri. Schön wie die Erdbeeren in dieſem Korbe.

Alexiewicz. Für die ich achtzig Rubel zahlen muß, Spitzbube! Aber was thut's? Es lebe der Genius der Liebe!

Waſilko (traurig). Waſilko kann nicht auf ſeine Geſundheit trinken, die Branntweinflaſche iſt zerbrochen!

Alexiewicz. Laß Dir eine volle neue geben!

Waſilko. Guter Herr! (Küßt ihm das Kleid.) Schon ſeit acht Tagen ſah Euch Waſilko nicht ſo froh und ſo gnädig.

Alexiewicz. Hab' auch volle Urſache dazu. Was verſuchte ich nicht Alles, um die reizende Natalie zur Annahme eines Geſchenkes zu bewegen! Nichts war mir zu theuer für ſie, aber — was ich ihr auch darbot, ſie ſchlug es aus. Das ärgerte mich; noch war kein Mädchen gegen mich ſo ſpröde. Schon war ich Willens, die ſtolze Schöne aufzugeben und weder an ein Geſchenk für ſie, noch an ſie ſelbſt mehr zu denken. Da gehe ich heute über den Schloßplatz vor dem Winterpalaſt. Mich friert; ich ſtelle mich an eines der vielen Feuer, die da brannten. Am Rande des einen hockt der Knabe da, lüftet ſein Körbchen, und ich erblicke darin Erdbeeren, deren Purpur, von den Flammen

angeleuchtet, noch heller glüht als das Feuer selbst. O ich Glücklicher! Gold und Edelsteine bot ich Natalien, und sie verschmähte es, die Gaben zu berühren mit der weißen Hermelinhand; euch, ihr Erdbeeren, die ihr glücklicher seid als Gold und Edelsteine und als ich selbst, — euch werden ihre Lippen berühren, und ihr sollt, noch im letzten Augenblick von ihrer Purpurglut beschämt, im sanftesten Tode die duftende Seele aushauchen!

Wasilko (ängstlich). O Herr! redet nichts vom Sterben! Denkt Wasilko an Euern Tod, so muß er weinen. Seid Ihr denn krank?

Alexiewicz. Wenn das Glück eine Krankheit ist, dann bin ich sterbenskrank.

Dmitri. Wasilko hat Recht. Ihr redet so viel Schönes, daß es gefällt, auch wenn man's nicht versteht. Meine Schwester Kathinka, ja — die verstände Alles, was Ihr sagt.

Alexiewicz (in's offene Körbchen schauend). Da sieh, Wasilko!

Wasilko. Was ist das?

Dmitri. O dummer Mensch! Kennst Du die Erdbeeren nicht?

Wasilko. Schelm, Du weißt es auch nicht und stellst Dich nur so.

Dmitri. Wie kann man auf der Welt sein und die Erdbeeren nicht kennen! Sie gehören zum Essen.

Alexiewicz. Welcher himmlische Duft! O ihr köstlichen *Früchte*! Seid ihr nicht wohlriechende Rubinen? Dem

Liebenden gehört ihr an, wie keine andere Frucht, denn ihr seid die echten Sinnbilder der Liebe. Vom Eishauche des Nordwindes umtobt, seid ihr aus der frostigen Schneedecke aufgeglüht, siegreich wie die Liebe, deren Macht allen Hindernissen und allen Elementen trotzt. Euch gab der Winter seinen Muth und euern Leib, der Frühling euern Reiz und seinen Geist; darum vereinigt ihr auch den wunderbarsten Widerspruch; eure Purpurglut gibt Kühlung, indem ihr kühlend die Liebe entflammt.

Wasilko (riecht zum Körbchen). Riecht gut — fast wie Branntwein.

Alexiewicz (öffnet eine Schatulle). Nun, Dmitri, hier sind die achtzig Rubel (gibt dem Knaben das Geld). Viel Geld! Aber — —

Wasilko. Achtzig Rubel? Gott steh' mir bei! Achtzig Rubel das Bischen! (Gegen Dmitri losfahrend.) Spitzbube, Du betrügst meinen Herrn!

Dmitri. Helft! Er würgt mich!

Alexiewicz (Wasilko wegziehend). Ehrlicher Dummkopf, laß ihn!

Wasilko. Achtzig Rubel! — Herr! laßt Euch wenigstens um eine einzige Gnade bitten!

Alexiewicz. Nun?

Wasilko. Wenn die theure Speise gar so verdammt gut ist, so eßt sie doch selbst.

Alexiewicz. Du selbst sollst sie der schönen Natalie überbringen.

Wasilko. Nein, Herr!

Alexiewicz. Dort liegt die Knute.

Wasilko. Ja, Herr!

Dmitri. Laßt mich den Boten ſein.

Alexiewicz. Dich? — Bürſchchen, Du ſcheinſt mir ein feiner Schelm zu ſein. Dieſe muntern Augen über den hellrothen Backen, Dein ganzes flinkes Weſen — das Gegentheil von dieſem ehrlichen Siebenſchläfer — höre, Du biſt zu einem **Postillon d'Amour** wie geſchaffen. Willſt Du Dir auch den ein und achtzigſten Rubel noch verdienen?

Dmitri. O ja! den ſchenk' ich dann meiner Schweſter Kathinka, damit ſie dem Leibgardiſten auch einmal ein Präſent kaufen kann.

Wasilko. Laßt mich den Rubel verdienen! Wasilko wird's ſo gut machen, als der kleine Schelm da. Und zeig' ich dem Fräulein auch ein ſaures Geſicht, ſo ſeid Ihr bei mir doch ſicher, daß die ſchöne Natalie ihre Eßwaare bekommt. Der da wäre im Stande und — —

Dmitri (vor Zorn ſpringend). Was? Du Siebenſchläfer! Meine Ehre greifſt Du an? Mein Vater iſt Gärtner, und ich bin ſein einziger Sohn, weißt Du? Und meine Schweſter Kathinka hat einen Leibgardiſten zum Liebhaber! Komm her, ich kratze Dir die Augen aus, komm her!

Wasilko. Balgen willſt Du? Bin ſchon da.

Dmitri. Nur her! Ich fürchte Dich nicht. (Beide ſtellen ſich gegen einander.)

Alexiewicz. Alter Waſilko! Was fällt Dir ein? Haſt dreißig Jahre beim lithauiſchen Tartaren-Regiment gedient und willſt jetzt mit einem Knaben balgen.

Wasilko. Topp! (umarmt Dmitri.) Gut Freund!

Alexiewicz. Nimm das Körbchen! Ich selbst führe Dich zu Nataliens Wohnung. Du mußt ihr das Körbchen dann mit sehr artigen Ausdrücken geben; darfst aber nicht sagen, daß es von mir kommt.

Dmitri. Ich will recht artig sein. Aber — wenn sie frägt, von wem?

Alexiewicz. Ein Unbekannter schickt Dich. Darfst mich nicht nennen!

Dmitri. Aber errathen lassen!

Alexiewicz. Nein, nein!

Dmitri (bei Seite). Ich glaube: ja, ja!

Alexiewicz. Komm!

Dmitri (leise zu Wasilko). Wie heißt Dein Herr? — Sag's leise, denn ich darf's nicht wissen.

Wasilko. Darfst es nicht wissen, Kamerad? Da muß ich schon leise reden. Komm her! (Führt ihn bei Seite.) Er heißt Alexiewicz.

Dmitri. Wie?

Wasilko (ihm in's Ohr schreiend). Alexiewicz!

Dmitri. Gut.

Alexiewicz. Das hab' ich nicht gehört. Komm Dmitri!

Dmitri. Ihr sollt mit mir zufrieden sein. (Beide ab.)

Wasilko. Ich bin auch zufrieden, und gehe, eine volle Flasche statt der zerbrochenen zu kaufen. Branntwein ist doch besser als alle die kleinen rothen Dinge. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

(Zimmer im Hauſe der Witwe Petrowna.)

Petrowna (auf und niedergehend).

Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein großes Zimmer! Man geht da mitten im ſtrengſten Winter wohlbehaglich ſpazieren, und hat ſo ganz ſeine eigene kleine Welt. Ja fürwahr! Wenn's nicht ſchon ſo eingeführt wäre, daß jedes Mädchen in der Ordnung heirathet, ſo ſäh' ich's lieber, wir hätten eine ſehr geräumige Wohnung und ein ſorgenfreies Leben, und Natalie bliebe ledig bis an mein Ende. Aber — wenn ich ſterbe, dann wäre ſie ganz allein! Und doch — doch — erwartet ſie das Alleinbleiben. Alexiewicz will lieben — aber nicht heirathen, Federow liebt, kann aber nicht heirathen. Könnt' ich aus Beiden Einen machen, dann wär's gut, vielleicht auch nicht!

Dritter Auftritt.

Natalie. Petrowna.

Natalie (an's Fenſter tretend). Schön! ſchön!

Petrowna. Was denn?

Natalie. Sehen Sie doch nur! Der ruhende weiße Schnee und die raſtlos flackernden Feuer! Wahre Sinnbilder!

Petrowna. Von?

Natalie. Von den Männern.

Petrowna. Das heißt — von denen, die Du kennſt, nämlich von Alexiewicz und Federow?

Natalie. Getroffen, Mutter!

Petrowna. Und dann wäre Alexiewicz — —

Natalie. Das unſtät auflodernde Feuer, und Federow der ruhige reine Schnee.

Petrowna. Im Schnee erfriert man.

Natalie. Das Feuer verliſcht bald.

Vierter Auftritt.

Janka. Dmitri. Die Vorigen.

Janka. Nur herein!

Petrowna. Was will der hübſche Knabe?

Janka. Dem Fräulein ein Geſchenk bringen.

Natalie. Mir?

Dmitri. Ja, Fräulein; Ihr ſeid ſo ſchön, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn alle Welt Euch huldigt.

Petrowna. Man hat Dir Deine Rolle gut einſtudirt.

Dmitri. Was ich ſage, kommt von mir ſelbſt, gnädige Frau; nicht aber das, was ich bringe.

Natalie. Von wem?

Dmitri. Ich darf ihn nicht verrathen.

Natalie. So darf ich das Geſchenk nicht nehmen.

Zweiter Auftritt.

(Zimmer im Hauſe der Witwe Petrowna.)

Petrowna (auf und niedergehend).

Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein großes Zimmer! Man geht da mitten im ſtrengſten Winter wohlbehaglich ſpazieren, und hat ſo ganz ſeine eigene kleine Welt. Ja fürwahr! Wenn's nicht ſchon ſo eingeführt wäre, daß jedes Mädchen in der Ordnung heirathet, ſo ſäh' ich's lieber, wir hätten eine ſehr geräumige Wohnung und ein ſorgenfreies Leben, und Natalie bliebe ledig bis an mein Ende. Aber — wenn ich ſterbe, dann wäre ſie ganz allein! Und doch — doch — erwartet ſie das Alleinbleiben. Alexiewicz will lieben — aber nicht heirathen, Federow liebt, kann aber nicht heirathen. Könnt' ich aus Beiden Einen machen, dann wär's gut, vielleicht auch nicht!

Dritter Auftritt.

Natalie. Petrowna.

Natalie (an's Fenſter tretend). Schön! ſchön!

Petrowna. Was denn?

Natalie. Sehen Sie doch nur! Der ruhende weiße Schnee und die raſtlos flackernden Feuer! Wahre Sinnbilder!

Petrowna. Von?

Natalie. Von den Männern.

Petrowna. Das heißt — von denen, die Du kennſt, nämlich von Alexiewicz und Federow?

Natalie. Getroffen, Mutter!

Petrowna. Und dann wäre Alexiewicz — —

Natalie. Das unſtät auflodernde Feuer, und Federow der ruhige reine Schnee.

Petrowna. Im Schnee erfriert man.

Natalie. Das Feuer verliſcht bald.

Vierter Auftritt.

Janka. Dmitri. Die Vorigen.

Janka. Nur herein!

Petrowna. Was will der hübſche Knabe?

Janka. Dem Fräulein ein Geſchenk bringen.

Natalie. Mir?

Dmitri. Ja, Fräulein; Ihr ſeid ſo ſchön, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn alle Welt Euch huldigt.

Petrowna. Man hat Dir Deine Rolle gut einſtudirt.

Dmitri. Was ich ſage, kommt von mir ſelbſt, gnädige Frau; nicht aber das, was ich bringe.

Natalie. Von wem?

Dmitri. Ich darf ihn nicht verrathen.

Natalie. So darf ich das Geſchenk nicht nehmen.

Janka (zu Natalien). Nehmen Sie doch einmal ein Geſchenk! Es iſt gewiß Schmuck oder irgend ein ausländiſcher Stoff.

Dmitri. Sie dürfen es ohne Bedenken nehmen; es iſt ſo einfach, daß es nur den guten Willen des Gebers zeigt.

Janka. O weh!

Dmitri. Reiche Geſchenke — ſagt man — beleidigen leicht das Zartgefühl.

Janka. Ganz und gar nicht.

Natalie. Man hat Dir recht ſchöne Redensarten in den Mund gelegt.

Janka. Wären's lieber ſchöne Geſchenke!

Petrowna. Geh, lieber Kleiner! Bring' das Geſchenk dem unbekannten Geber nebſt unſerm Dank zurück!

Dmitri. Das wird ihn ſchmerzen! — Armer Alexi —

Natalie. Was ſagſt Du?

Dmitri. Armer Dmitri, wollt' ich ſagen, und — —

Petrowna. Du nannteſt einen andern Namen.

Dmitri. That ich das — ſo geſchah's in der Verwirrung über — —

Janka. Sagteſt Du nicht Alexi — —

Dmitri. O weh! da wird er mir zürnen. — Weil aber die erſte Hälfte ſchon da iſt, ſo will ich nun in des Himmels Namen —

Janka (heimlich). Heraus damit!

Natalie. Schweig!

Petrowna. Geh!

Dmitri. Nun ſo geh' ich denn — weil ich muß. Armer Alexiewicz!

Natalie. Er?

Petrowna. Er denkt doch immer an uns. — Ja, höre, Natalie, da wir nun wiſſen, daß das Geſchenk von ihm iſt, ſo können wir es, ohne unartig zu ſein, nicht wohl zurückweiſen.

Natalie. Wenn es nicht von Werth iſt.

Janka (für ſich). Gewiß was recht Koſtbares.

Dmitri (reicht Natalien das Körbchen). Iſt's gefällig, Fräulein?

Natalie (zu Petrowna). Soll ich?

Petrowna. Nimm es! (Natalie nimmt das Körbchen.)

Natalie. Was enthält es?

Dmitri. Erdbeeren.

Janka. O weh!
Natalie. O ſchön! } zugleich.
Petrowna. So?

Dmitri (höchſt freudig). Gott ſei Dank! Nu — wie wird der gute Herr ſich freuen! Seht, nun will ich Alles erzählen, Alles. (Mit zunehmender Schnelligkeit.) Ich ſollte die Erdbeeren in ein vornehmes Haus tragen; ſie waren beſtellt zu ſechzig Rubel. Mich friert; ich hocke mich an ein Feuer auf dem Platz, mich ein Bischen zu wärmen, weil mir die Naſe und die Ohren gar zu weh thaten. Ich öffne das Körbchen, um zu ſehen, ob an der ſeltenen, koſtbaren Frucht nichts verletzt ſei. Da guckt, über meinen Kopf herab, ein ſchöner Herr hinein und ruft: „Herrliche Erdbeeren! Was

verlangst Du dafür?" — Ich sage, sie seien schon bestellt. — „Wie theuer?" „„Sechzig Rubel.““ — „Siebzig — achtzig!" ruft er, faßt das Körbchen und läßt's nicht aus. Ich — mache den Gescheiten und sage: Ja! — Denn achtzig Rubel, das weiß ich, sind meinem Vater lieber als sechzig, und in's vornehme Haus kann ich ja andere Erdbeeren bringen. Seht, Fräulein, man muß sich zu helfen wissen, sonst kommt man nicht durch. Und so ward mir geholfen, und dem Herrn, und vielleicht Euch selbst auch! — Lebt wohl und laßt's Euch gut schmecken. Mehr darf ich nicht sagen! (Läuft ab.)

Petrowna. Warte!

Natalie. Nimm doch!

Petrowna. Janka, lauf' ihm nach!

Janka (an's Fenster eilend). Dort läuft er schon und hört uns nicht mehr.

Natalie. So muß ich sie behalten?

Janka. Es ist nicht der Mühe werth.

Petrowna. Laß uns allein!

Janka (im Abgehen brummend). Eßt nur! Ich verlange mir nichts davon. (Ab.)

Natalie (das Körbchen betrachtend). Alexiewicz hat doch viele Aufmerksamkeit für mich! Es ist doch schön von ihm, daß er selbst den leicht hingeworfenen Wunsch der Laune eines Augenblicks von mir so schnell auffaßte und so fest hielt! Und dennoch belästigt mich das Geschenk. Es wäre schön, wenn es nicht so theuer wäre. Ich verwarf seine glänzenden *Gaben, weil sie zu kostspielig waren,* um sie ohne Eigen-

nützigkeit anzunehmen. Nun gibt er mir ein Geſchenk, das viel koſtet, und dennoch keinen andern Werth hat, als denjenigen, den es vom Willen des Gebers erhält. Ein gefährlicher Werth! Je zarter die Gabe, deſto kräftiger ihre Wirkung. Und doch — Federow würde das nicht gethan haben. Er hätte vielleicht für dieſe Summe etwas Gutes im Stillen gethan, ohne mir zu ſagen, daß er's that.

Petrowna. Das ſieht ihm gleich. Er iſt der brillanten Großmuth nicht hold, ſelbſt wenn ſie ſich für die Liebe ſchmückt.

Natalie. Ja, Mutter, ſo iſt's! Und je mehr ich nachdenke, deſto mehr ſeh' ich ein, daß Alexiewicz, um meinen flüchtigen Wunſch nach einem lieblichen Nichts zu befriedigen, eine beträchtliche Summe ausgab, womit manches Schöne oder Gute zu beſtreiten wäre.

Petrowna. Sogar manches Nothwendige. Und glaube mir, jene gar zu feurigen Anbeter, die das Geld zum Fenſter hinauswerfen, um der albernſten Laune eines Mädchens zu huldigen, — ſie werden als Eheherren meiſtens in eben dem Grade kühl, launenhaft und karg, als wollten ſie das früher Verſchwendete wieder zuſammenbringen.

Natalie. Aber, Mutter, wir ſind doch gegen Alexiewicz zu ſtreng. Gemeint hat er's gewiß gut.

Petrowna. In ſo ferne Leichtſinn und Eitelkeit etwas wahrhaft Gutes thun können. Liebes Mädchen, laß mich aufrichtig reden! Alexiewicz weiß, daß unſere Vermögensumſtände ſehr beſchränkt ſind. Seine frühern Geſchenke

verwarfst Du und mußtest Du verwerfen, weil sie zu kostspielig und in unserer Lage zum Gebrauch zu kostbar waren. Nun will er's klüger machen, und wirft Geld hinaus für etwas, das keinen Werth hat. Warum gab er nicht — wie Vernunft und Zartgefühl ihm sagen sollten, — etwas, das uns nützlich wäre, ohne uns zu beschämen? Wir entbehren so manche Bequemlichkeit, so manchen erlaubten kleinen Putz, wir müssen so manches unschuldige Vergnügen uns durch mühsames langes Arbeiten erwerben. Das weiß Alexiewicz, und soll's bedenken, und thut er's nicht, so deutet's auf Mangel an Klugheit oder Aufmerksamkeit. Fast wollte ich wetten, Federow sammelt jetzt schon, was er nur bei Seite zu legen vermag, um die Braut einst mit dem Ersparten zu überraschen.

Natalie. Ja, Mutter, das glaube ich gerne. Er handelt recht und genügt sich selbst; sein ganzes Wesen ist ein stiller — aber tiefer Strom.

Petrowna. Natalie! wie wär's, wenn wir uns mit dem lieblichen Geruche begnügten, der lüsternen Zunge schöne Worte gäben, und das kostspielige unnütze Geschenk in aller Stille wieder verkauften?

Natalie. Der Duft ist zwar köstlich, und — —

Petrowna. Ja wenn's so ist, dann genieße, liebes Kind! Laß sie Dir schmecken!

Natalie. Mutter — verdien' ich das, weil diese kleine Schwäche mich befiel?

Petrowna. Verzeihung! Ich wollte Dich nicht kränken und that's doch.

Natalie. Alſo geſchwind damit fort! Sie ſollen ſehen, daß ich mich beherrſchen kann. Janka!

Petrowna. Wackeres Mädchen!

Janka (kommt).

Natalie. Weißt Du Niemand, der dieſe Erdbeeren kaufen möchte?

Janka. O das iſt ſchön! Zehn Wege für einen weiß ich. Nur her damit! Der Verkauf ſei meine Sorge.

Natalie. Da — nimm! (Gibt ihr das Körbchen.)

Petrowna. Natalie! — Du verbirgſt irgend einen Schmerz.

Natalie. Schmerzen würde mich nur der Mutter Zweifel an meinem guten Willen und an meiner Liebe zu ihr. — Janka, fort, fort!

Janka. Bald ſehen Sie mich wieder. (Ab.)

Petrowna. Natalie — Deine Augen widerſprechen Deinem Munde; ſie trüben ſich. Du bereueſt!

Natalie. Was ich that, war ja recht; wie könnte ich bereuen, daß ich dem klugen Rath meiner lieben Mutter folgte.

Petrowna. Und dennoch drückt Dich etwas. Ich bitte Dich, verbirg es nicht, ſonſt — —

Natalie. Aufrichtig geſtanden: Mir bangt, wenn Alexiewicz nun kommt —

Petrowna. Wir dürfen ja nicht wiſſen, daß das Geſchenk von ihm kam.

Natalie. Aber er wird doch heimlich forſchen, ob wir nichts erriethen oder errathen wollen; wird hoffend und

ſchmeichelnd in unſern Augen leſen wollen, ob Freude — — (Man pocht an der Thür. Natalie erſchrickt.) Mein Gott — er iſt's!

Petrowna. Faſſe Dich! — (Wiederholtes Pochen.)

Natalie. Was beginne ich? — jetzt — gerade jetzt!

Petrowna. Nur Muth! — Herein!

Fünfter Auftritt.

Federow. Die Vorigen.

Federow. Ich komme vielleicht ungelegen?

Natalie. Verzeihen Sie, wenn —

Petrowna. Im Gegentheil, Sie kommen — —

Natalie. Sehr erwünſcht.

Federow. Meine Damen! Sie ſind ſehr gütig. Und doch ſcheint es, als ob ich ſtörte — vielleicht in einem intereſſanten Geſpräche, das ich unterbrach?

Natalie. Ja, ja, wir ſprachen — —
Petrowna. Nein, nein, wir ſprachen — } zugleich.

Federow. Alſo — ja und nein? Welches von Beiden erlauben Sie mir zu wählen? Ich möchte wohl für das Ja ſtimmen, da zwei Damen von Geiſt und Gefühl nie anders als intereſſant ſprechen können.

Petrowna. Für uns wenigſtens — —

Natalie. War das komiſche Geſpräch ſehr intereſſant.

Federow. Komiſch? Dann betraf es wohl kein Geheimniß?

Natalie. Keineswegs!

Petrowna. Und doch ſollten wir Ihre Neugierde prüfen.

Federow. So darf ich rathen?

Petrowna. Glaubſt Du, Natalie?

Natalie. Rathen — erräth nicht immer.

Federow. Sie meinen das weibliche Herz?

Petrowna. Ironiſche Pfeile auf unſer Geſchlecht lieb' ich nicht.

Federow. Verzeihen Sie den argloſen Scherz! Ich ehre auch das kleinſte Geheimniß.

Petrowna. Um jedem möglichen Mißverſtändniß auszuweichen, könnten wir ja am beſten ein neues Geſpräch anfangen.

Federow. Sogleich! Auf dem Platze begegnete mir Janka —

Natalie und **Petrowna** (betroffen). Janka!

Federow. Sie lachte, als ſie mich erblickte, bog ſchnell vom Wege ab, und ließ ein Körbchen, das ſie unterm Arme trug — —

Natalie (ängſtlich). Fallen?

Federow. Es gelang mir noch, ſie und das Körbchen vor dem Ausglitſchen zu retten.

Natalie. Wiſſen Sie, wovon wir eben ſprachen, als Sie eintraten? Von Erdbeeren.

Federow. Sie ſcherzen.

Petrowna. Wir ſprachen wirklich davon.

Natalie. In vollem Ernſt.

Federow. Sind Erdbeeren Ihre Lieblingsfrucht?

Natalie. Ich liebe ſie ungemein.

Petrowna. Glauben Sie ihr nicht! (Leiſe zu Natalien.) Sei klug!

Federow. Die Erdbeeren vereinigen viel Schönes in ſich. Sie duften wie der Frühling, glühen wie die Liebe, und — kühlen wie die Weisheit. Sie ſind das feinſte und geiſtigſte Obſt, wie geſchaffen für die Lippen der zarteſten Schönheit.

Natalie. Ich möchte eine Lobrede auf die Erdbeeren leſen, — eine ſatyriſche.

Petrowna. Was ſchwärmſt Du denn?

Federow. Sie ſelbſt würden ſich wohl am beſten loben.

Natalie. Im Winter vorzüglich.

Petrowna. Genug des Scherzes! Leicht könnte Federow glauben — —

Natalie. Es ſei Ernſt. Gewiß nicht.

Federow. Auf jeden Fall ſcheint hinter den Scherz ſich doch irgend ein Ernſt hier zu verbergen.

Natalie. Federow! Die Wahrheit zu geſtehen: wir ſahen heute Erdbeeren, und die ſeltene Erſcheinung brachte uns auf ſo ſeltſame Betrachtungen, daß Sie uns verzeihen müſſen, wenn wir ſelbſt Ihnen etwas ſonderbar erſcheinen.

Sechster Auftritt.

Janka. Die Vorigen.

Janka (hereinſpringend, ohne Federow zu bemerken). Freude! Jubel! Es iſt gelungen! Hier —

Petrowna. Schweig!
Natalie. Rede — nein! } zugleich.

Federow. Selten? ſeltſam? ſonderbar? — Ja wohl! Für den Augenblick, wenigſtens ſcheint der Scherz Ernſt, und Federow hier überflüſſig zu werden. Ich werde die Ehre haben, Ihnen ein andermal aufzuwarten.

Natalie. Es ſcheint, als ob — — und doch —

Petrowna. Sie ſind uns ſtets willkommen.

Federow. Um es zu bleiben, darf ich Ihre Güte nicht mißbrauchen. (Er geht.)

Natalie. Mutter — er geht!

Petrowna. Nun, Janka, wie ſteht's?

Janka. Fünfzig Rubel hat mir ein Haushofmeiſter dafür geboten. Darf ich?

Petrowna. Herrlich! — Hörſt Du, Natalie? — Hörſt Du denn nicht?

Janka. Fräulein! hören Sie doch: Fünfzig Rubel!

Natalie. Mein Gott! Wir haben ihn beleidigt! Er war tief gekränkt, als er wegging. Armer Federow! (Sie eilt in's Nebenzimmer.)

Petrowna. Wie kindiſch Du biſt! (Geht ihr nach.) Natalie, höre doch!

Janka. Huſch fort, den Handel abzuſchließen, ſonſt kommt noch ein Gegenbefehl! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Eine breite Gaſſe. An einigen Häuſern brennt Feuer.)

Erſter Auftritt.

Haushofmeiſter. Bedienter.

Bedienter (trägt das Körbchen mit den Erdbeeren). Ich bitte, ſie gleich jetzt anzuſchauen.

Haushofmeiſter. Hier, in der Kälte? wird wohl im warmen Zimmer noch Zeit haben?

Bedienter. Nein, Herr, ich habe mein Ehrenwort gegeben, binnen zehn Minuten entweder das Geld dafür zu bringen, oder die Erdbeeren zurückzuſtellen.

Haushofmeiſter. Und von wem ſind ſie denn?

Bedienter. Mir gab ſie ein hübſches Mädchen; wem ſie eigentlich gehören, das darf ich nicht verrathen.

Haushofmeiſter. Hm, hm! Eine pauvre honteuse, der keine Roſen blühen; deßhalb verſchleißt ſie Erdbeeren. Nu, in Gottes Namen! laß ſehen!

(Der Bediente öffnet das Körbchen. Während Beide hineinſchauen, kommt Federow an ihnen ſo nahe vorbei, daß er den Inhalt des Körbchens ſieht, und betroffen hinter ihnen ſtehen bleibt.)

Zweiter Auftritt.

Federow. Die Vorigen.

Haushofmeiſter. Schönes Obſt!

Bedienter. Groß! hochroth! aromatiſcher Geruch!

Federow (für ſich). Erdbeeren! Jetzt — gerade jetzt. Euch ſchickt mir der Himmel in den Weg; euch muß ich habhaft werden!

Haushofmeiſter. Und was ſollen ſie koſten?

Bedienter. Fünfzig Rubel, der letzte Preis.

Haushofmeiſter. Ein bischen theuer! Aber — eine ſolche Seltenheit, hier in Petersburg mitten im Winter; ſie werden durch ihr Erſcheinen auf der Herrſchaftstafel große Freude erregen. Da haſt Du das Geld, bezahle ſogleich und komm' mir bald nach!

Bedienter. Sehr wohl. (Er will fort.)

Federow (vortretend). Halt, guter Freund! Nur einen Augenblick! (Zum Haushofmeiſter.) Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit!

Haushofmeiſter. Was ſteht zu Dienſten?

Federow. Wär's Ihnen nicht gefällig, mir dieſe Erdbeeren zu überlaſſen?

Haushofmeiſter. Ich hoffe damit im Herrſchaftshauſe viel Freude zu machen. Man wird mich, beſonders die jungen Gräfinnen, gewiß ſehr loben und wohl auch belohnen.

Federow. Ich gebe Ihnen mehr dafür. Beſtimmen Sie ſelbſt den Preis!

Haushofmeiſter. Iſt Ihnen denn gar ſo ſehr darum zu thun?

Federow. Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir dieſe Erdbeeren überlaſſen. Sie können nicht glauben, wie viel mir daran liegt, ſie zu bekommen.

Haushofmeiſter. Glaub's gerne! Aber — Sie wiſſen, wenn man ſich die Gunſt ſeiner Herrſchaft — —

Federow. Ich kann einem liebenswürdigen Weſen damit eine unendliche Freude machen. Sie würden durch Ihre Güte zum Glück zweier Menſchen beitragen. O wenn ich Ihnen ſo ganz offen ſagen könnte — o wenn Sie wüßten — —

Haushofmeiſter. Ja, ja, ich weiß ſchon genug. Sie ſcheinen mit einer Krankheit von der Art behaftet zu ſein, die man am beſten mit ſympathetiſchen Mitteln heilt. Nicht wahr?

Federow. Sie vermuthen etwa —

Haushofmeiſter. Daß dieſe Erdbeeren Ihrem Herzen Labſal und Erfriſchung geben, ſobald fremde Roſenlippen ſie verzehren? Iſt's nicht ſo?

Federow. Ich will's nicht läugnen. Aber nun — Sie ſcheinen ein Mann von Gefühl zu ſein — —

Haushofmeiſter. Das will ich meinen! War zu meiner Zeit verliebt, wie ſich's gehört. Es wäre unmenſchlich, Ihnen das zu verweigern, worauf Sie ſo viel bauen. Ich bin kein Tirann. Nehmen Sie! Fünfzig Rubel koſtet der ganze Plunder.

Federow. Tauſend Dank! tauſend Dank, edler Mann! Kann ich Ihnen je einen Gegendienſt — —

Haushofmeiſter. Herr, verzeihen Sie, — es iſt hier kalt!

Federow. Kalt? das finde ich gar nicht.

Haushofmeiſter. Das liegt ſo in der — Erdbee-

ren-Krankheit; dieſe Patienten finden den Nordwind warm und lieblich.

Federow. Darf der Bediente mir nach Hauſe folgen, um das Geld zu übernehmen?

Haushofmeiſter. Recht gerne. Ich empfehle mich! (Im Abgehen für ſich.) Die Verliebten! ja, ja, die Verliebten! (Ab.)

Federow. O welche ſchöne Stunde wartet meiner! Geſchwinde, geſchwinde! Komm' er! — O ich Glücklicher! (Ab mit dem Bedienten.)

Dritter Auftritt.

(Zimmer im Hauſe der Petrowna.)

Natalie. Petrowna (aus dem Seitengemache kommend).

Natalie. Ich hätte dieſes Mal meiner Mutter nicht nachgeben ſollen. Ein Geſchenk verkaufen, ſei es groß oder gering, von Dieſem oder Jenem, — ein Geſchenk verkaufen, bleibt auf jeden Fall unſchicklich, ja unrecht.

Petrowna. Wie traurig ſtehſt Du wieder da? Liegen Dir die Erdbeeren gar ſo ſchwer auf dem Herzen?

Natalie. Mutter — ich will's nicht läugnen — mir wär's lieber, wir hätten ſie nicht zum Verkaufe weggeſchickt.

Petrowna. Kindiſches Mädchen! Vom flüchtigen Geſchenk eines leichtſinnigen jungen Herrn einen klugen Gebrauch machen, — iſt das ein Fehler?

Natalie. Klug wohl; war's aber recht, hier klug zu ſein? Ich kann's nicht verhehlen, daß ich mich ſchäme.

Petrowna. Weißt Du was? Schenke mir das Geschenk!

Natalie. Sie nehmen es? Dank sei dem Himmel! Mir fällt nun ein Stein vom Herzen. Erdbeeren oder Rubel — sie sind von diesem Augenblick Ihr Eigenthum.

Petrowna. Sie sind's; ich nehme sie mit dem ruhigsten Gewissen.

Vierter Auftritt.

Janka. Die Vorigen.

Janka. Hier, gnädige Frau, bring' ich für die vergänglichen Erdbeeren fünfzig solide, unsterbliche Rubel.

Petrowna. Sie gehören mein. (Sie nimmt das Geld.)

Natalie. Aber, Mutter — Sie dürfen für mich von diesem Gelde auch nichts kaufen.

Petrowna. Nichts, gar nichts. Ich möchte Dein Gewissen nicht beschweren. (Janka lacht.)

Natalie. Ungezogene! — Hören Sie, Mutter? Uns, uns gilt das Gelächter!

Petrowna. Warum lachst Du?

Janka. Wer müßte da nicht lachen! Wissen Sie, wer die Erdbeeren gekauft hat?

Natalie. Wer denn? geschwinde!

Janka. Nun? Federow.

Petrowna. Komisches Spiel des Zufalls!
Natalie. Entsetzlich!
Janka. Prächtig!
} zugleich.

Natalie. Ich vergehe vor Scham! Mutter! Wenn er ſie — etwa für mich gekauft hätte! Ich ſprach — ohne es zu wollen — in der Verwirrung ſo viel davon, daß er leicht glauben konnte, ich wollte etwa — —

Janka. Ohne Sorge, Fräulein! In dieſes Zimmer ſpazieren dieſe Erdbeeren nicht mehr herein; die ſind für andere — ohne Zweifel — auch recht hübſche rothe Lippen beſtimmt.

Natalie. So? Wie denn — Du Allwiſſende!

Janka. Ja, ſehen Sie, ich konnte dieſen ſteifen Herrn nie leiden und er mich eben ſo wenig, darum gab er mir auch noch keinen kupfernen Rubel, viel weniger einen ſilbernen. Deſſen ungeachtet aber ſage ich die Wahrheit und laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er verſteht zu leben. Heute Abends gibt er ein Souper, einer ſchönen Koſakin zu Ehren. Die wird dieſe Erdbeeren verzehren. Geſegnete Mahlzeit!

Natalie. Nu — das freut mich vom Herzen!

Petrowna. Natalie — das freut Dich nicht, denn Du wirſt — kaum hochroth, jetzt immer bläſſer.

Natalie. Das iſt Zufall.

Petrowna. So ſprichſt Du zu mir? Natalie — ich gehöre auch zum weiblichen Geſchlechte.

Natalie. Ich war undankbar gegen Alexiewicz, darum werde ich von einem Undankbaren beſtraft. Sehen Sie nun, Mutter? Das Souper! Darum war er ſo zerſtreut bei uns, darum brach er ſo ſchnell auf; darum eilte er fort. Ja, ſo mußte es kommen. Ein Geſchenk, das die Liebe des

guten Alexiewicz mir ſendet, muß ich weggeben, damit der zärtliche Federow ſeine Geliebte damit erfreuen kann. Wie hübſch ſich das macht!

Petrowna. Wie leichtgläubig Du auch biſt! Janka, Du logſt jetzt, wie ſchon manchmal; geſteh'!

Janka. Jetzt gewiß nicht — ich wenigſtens nicht.

Natalie. O wenn ſie auch ſonſt immer lügt — jetzt ſprach ſie gewiß wahr.

Petrowna. Woher weißt Du das Märchen?

Janka. Federow's Bedienter — — (Es wird gepocht. Ein Bedienter tritt ein.) Da kommt er und kann's ſelbſt beſtätigen!

Fünfter Auftritt.

Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter. Gnädiges Fräulein! Mein Herr empfiehlt ſich Ihrer Huld und bittet, dieſes Körbchen als einen Beweis ſeiner Ergebenheit nicht zu verſchmähen.

Natalie (nimmt das Körbchen). Mutter — die Erdbeeren! — O Federow!

Petrowna. Wie unrecht Du ihm thateſt!

Natalie (zum Bedienten). Ich wünſche, ſeinem Herrn bald mündlich zu danken.

Bedienter. Sehr wohl. (Will gehen.)

Petrowna. Natalie! (Sie deutet. Natalie geht nach der Schatulle, nimmt Geld und gibt dem Bedienten. Petrowna wendet ſich indeß an Janka.) Nun, Lügnerin, Dein Souper?

Janka (zum Bedienten). Warum haſt Du mich belogen?

Bedienter. Um Dir Deine Neugierde abzugewöhnen, die einmal im Eheſtande üble Folgen haben könnte.

Janka. Die Lüge ſollſt Du zehnfach zurück bekommen.

Bedienter. Deine Fertigkeit in dieſer Kunſt iſt mir bekannt. — Ich küſſe die Hände. (Ab.)

Natalie (mit dem Körbchen beſchäftigt). So ſeh' ich Dich zum zweiten Male wieder, Du liebliches Körbchen!

Petrowna. Sonſt theilen Mädchen den Männern Körbchen aus; bei Dir iſt die verkehrte Welt. Auch iſt's eine ſeltene Erſcheinung, daß ein erhaltenes Körbchen ſo viele Freude verurſachet.

Natalie. Sehen Sie, Mutter, wie auch hier Federow's treuherzige Geradheit ſich ausſpricht! Ohne alle Umwege, ohne Heimlichkeit und Verſtellung, ſchickt er das Körbchen mit der beſcheidenſten Bitte geradezu in ſeinem eigenen Namen.

Petrowna. Ein wackerer Mann! Sein Wille iſt ſehr gut; wenn nur ——

Natalie. Wie zartſinnig! Sehen Sie! Ihm genügt es nicht, das Geſchenk zu geben, er gibt zugleich ſich ſelbſt. Mit ſchönen Blumen, mit farbigen Schleifen hat er das Körbchen geſchmückt. Kommt mir doch dieſes Fruchtkörbchen jetzt beinahe wie das Glück ſelbſt vor, dieſes wandelnde Geſchenk des Himmels, das immerfort bald erſcheint und Freude bringt, bald verſchwindet und bittere Schmerzen erregt, jetzt in dieſer, dann wieder in jener Ge-

ſtalt. Kaum glauben wir's feſtzuhalten — huſch iſt's weg! Und klagen wir um das Entflohene — unvermuthet, plötzlich lächelts auf unſere Thränen herab.

Petrowna. Und was gedenkſt Du denn jetzt mit dem perſonifizirten Glück anzufangen? Nun gehört's eigentlich wieder Dir.

Natalie. Wünſchen Sie es, Mutter?

Petrowna. Wenn Du mir eine Freude machen willſt. —

Natalie. Gott! Sie wollen es doch nicht nochmahl verkaufen?

Petrowna. Das würde Dich ſchmerzen. Ich gebe Dir mein Wort, die Erdbeeren jetzt nicht zu verkaufen.

Natalie. Nicht? Nu, dann — bleiben ſie Ihr Eigenthum.

Petrowna. Aber, gutes Mädchen, — ein ſchönes Plänchen hab' ich doch damit.

Natalie. Ich bitte — — —

Petrowna. Es iſt gewiß ſchön, ſich einer Verbindlichkeit auf eine feine Weiſe zu entledigen; ſo manche Verbindlichkeiten aber — und gerade die edelſten — laſſen ſich nicht mit Geld abthun. Auch gibt es Menſchen, denen man den Dank, den man ihnen ſchuldig iſt, nicht anders als durch den guten Willen, den man ihnen zeigt, und durch die uneigennützige Freude, die man ihnen macht, gehörig beweiſen kann.

Natalie. Sehr wahr, Mutter; aber die Anwendung?

Petrowna. Fällt Dir nicht Dein Vormund ein,

der biedere edle Tolſtoi, der in allen Lagen für uns ſo Vieles that? deſſen Wohlthaten wir mit nichts erwiedern können, als durch unſere Liebe? deſſen Geburtstag heute iſt?

Natalie. Wie — Sie meinen, daß wir — —

Petrowna. Du erräthſt?

Natalie. Wie ſollt ich nicht! O der gute, edle, liebevolle Greis! Was wären wir ohne ihn!

Petrowna. Es würde ihn gewiß ſehr freuen, wenn —

Natalie. Wenn wir — —

Petrowna. Die Erdbeeren

Natalie. Ihm — —

Petrowna. Schickten. Wir werden wenigſtens ſchwerlich je wieder eine Gelegenheit finden, ein ſo feines, liebliches, gerade für uns ſehr paſſendes Geſchenk — —

Natalie. Sie haben Recht, Mutter, — ganz Recht! Ja, es iſt ein Geſchenk, wie wir — nicht ſobald — Ja, Mutter, eilen Sie, thun Sie es — ſogleich — ich bitte — —

Petrowna. Ich muß ihm doch ein Billet in verbindlichen Ausdrücken dazu ſchreiben. Komm, Janka! Mein Schreibzeug! Gleich bin ich wieder da. (Sie geht mit Janka in's Nebenzimmer. Da ſie weg ſind, wirft ſich Natalie auf einen Stuhl und bricht in lautes Schluchzen aus.)

Natalie. So muß ich mich von dir trennen, du ſchöne Gabe, noch eh' die frohe Stunde des Empfanges vorüber iſt! Kaum hab' ich dich ein Sinnbild des Glücks genannt, und ſchon geht das unſtäte Weſen des wandelbaren Dämons bei mir in Erfüllung! Kaum biſt du mir durch deine zweite Erſcheinung noch werther geworden, ſo fliehſt

du mich. Iſt das nicht eine böſe Vorbedeutung, daß ich nie glücklich werden ſoll? — Horch! die Mutter kommt. Weg von der Wange, ihr Thränen! (Sie trocknet ſich das Geſicht.) Eine einzige von euch würde meiner guten Mutter die Freude verderben. Fahr' wohl, du ſüße Gabe! (Sie küßt das Körbchen.) Doch — (mit ſteigendem Entzücken) nicht ganz ſollſt du mir verloren ſein! Dieſer Raub iſt kein Unrecht. (Sie nimmt eine Schleife und eine Blume aus dem Körbchen.) Ihr bleibt mir als freundliche Tröſterinnen zurück; Federow — ſie kamen aus Deiner Hand! — Jetzt bin ich ſtark; ich ſelbſt, hellflimmerndes Körbchen, liefere dich der Mutter aus, ohne Klage, ohne Thräne, — dein Beſtes bleibt mir doch!

Petrowna (im Nebenzimmer). Natalie!

Natalie. Wir kommen, ich und das Körbchen. Glückliche Reiſe, ihr kleinen Wanderer, ihr flüchtigen Bilder des flüchtigen Glücks! Fort! fort! Eure Glut will ſich mittheilen. Fort! fort! (Sie eilt mit dem Körbchen hinein.)

Sechster Auftritt.

(Saal in Tolſtoi's Hauſe.)

Tolſtoi.

Was kümmert mich das Treiben der großen Welt! Ich habe das Meinige gethan; thu' jetzt ein Anderer das Seinige! Meine Stelle hab' ich niedergelegt, nun bin ich nichts als der alte Tolſtoi, und wenn ich für mein verarbeitetes Leben nichts verlange, als den Genuß der Hefe dieſes Lebens —

ei nun — das iſt doch nicht zu viel verlangt. Wie die Feuer da drunten auf dem Platze über den Schnee hinleuchten und wärmen, ſo iſt's mit der Freude hienieden auch; gäbe ſie uns nicht Licht und Wärme, ſo müßten wir in Froſt und Dunkelheit dieſes Lebens erfrieren. Ihr, meine ſiebzig Jahre, ſollt nicht umſonſt über meinen ſiberiſchen Graukopf hingeflogen ſein; ich habe mir nichts Schlechtes vorzuwerfen, kann mit mir ſelbſt noch gut Freund ſein; nun — Ämter und Würden und Ehren, fahrt wohl! Heute bin ich in den Ruheſtand geſetzt, darum ſoll mir Ruhe werden; heute iſt mein ſiebenzigſter Geburtstag, darum will ich heute für meinen Lebensreſt neugeboren werden; ja von heute an iſt der alte Tolſtoi nichts — als ein Menſch, und macht — ſo viel's nur ſein kann — von heute an, jeden Tag ſeines Lebensreſtes zu einem Freudentag. Ja, ich habe mich in meinem Leben ſchon genug geärgert; nun aber gelob' ich es, von heute an, mich über nichts mehr, mich über gar nichts mehr zu ärgern, geſchehe was da wolle! Hilf dir ſelbſt! Das ruft ja dem Menſchen die ganze Welt zu.

Siebenter Auftritt.

Tolſtoi. Iwan.

Iwan. Voilà, Papa! (Er hält das Körbchen mit beiden Händen über den Kopf, und läßt ſich in dieſer Stellung vor ſeinem Vater auf ein Knie nieder.) Daignez d'accepter les offrandes d'un coeur sensible à vos bontés et à mes appas!

Tolſtoi. Was ſoll das heißen?

Iwan (ſteht auf). Das ſoll heißen in der Alltagsſprache: Fräulein Natalie, von der Natur freigebig, vom Glück aber karg ausgeſtattet, gibt ſich die Ehre, in ihrem eigenen und im Namen ihrer Frau Mama, dieſes zierlich geſchmückte Körbchen mit winterlichen Frühlingskindern dem verehrten Munde des Vormunds zu überſchicken. (Abgewendet.) Doch findet ſie: ein Sohn ſei intereſſanter als der Vater, und der Fruchtbaum gerade der Frucht wegen gut.

Tolſtoi (beſchauend). Erdbeeren! Welche Seltenheit! Und wie ſchön! — Das liebe, gute Mädchen! Sie hat's gewiß ſelbſt als Geſchenk bekommen; war gewiß ſehr lüſtern darnach, — aber nein! Sie weiß, daß heute mein ſiebenzigſter Geburtstag iſt, und trotzt ſich die köſtliche Frucht vom Munde ab, um nur mir eine Freude zu machen. Der Vormund kommt bei ihr noch vor dem Mund! Siehſt Du, Witzling, ich kann auch witzig ſein.

Iwan. Der Vater eines ſolchen Sohnes — —

Tolſtoi. Kommſt Du mir wieder ſo? Hör' auf! Du weißt, daß ich die Albernheit Deines geckenhaften Weſens nicht leiden kann. Lerne was, und werde was! So lange Du ein Nichts biſt, ſollſt Du auch nichts reden.

Iwan. Ich wäre — nichts? Ich bin ein ſchöner Menſch, — und das iſt ſehr viel! Und wenn Sie mir's auch nie zugeſtehen, Vater, ſo weiß ich es doch, daß Sie an Ihrem vielgetadelten und vielgeliebten Sohn ein herzliches Wohlgefallen haben.

Tolſtoi. Degen und Feder brauchen Einen, der ſie

zu führen weiß; Du aber verführst Dich durch Deine Meinung von Dir selbst.

Iwan. Richtig, Vater! Ich fühl's wohl, daß ich bisher noch im Irrgarten des Lebens herumtaumle. Mich freut so Vieles, daß ich nicht einmal recht weiß, was mich freut. Kommt Zeit, kommt Rath; darauf verlaß' ich mich, denn jeder Mensch hat wenigstens das Gute in sich, daß er täglich älter wird.

Tolstoi. Bursche! Der Unsinn und der Leichtsinn sind bei Dir zu Hause.

Iwan. Versteht sich; darum hab' ich ja die neueste Poesie und Philosophie studirt. Aber — um auf ein anderes Thema zu kommen! — Daß bei diesen Erdbeeren Sie genannt sind, — ich aber gemeint bin, folglich sie eigentlich mir gehören — das weiß ich doch gewiß.

Tolstoi (bei Seite). Das aber weiß er nicht, daß heute mein siebenzigster Geburtstag ist. Petrowna und Natalie wissen's schon. — (Zu Iwan.) Der Tag gehört mein — von Rechtswegen; darum laß ich mir ihn nicht verderben. Verstanden? (Ab.)

Iwan. So? Warum ärgert er sich denn? Curios! Natalie wäre doch froh, wenn ich sie heirathen möchte. Bin ich auch nichts, so kann ich doch Alles werden. Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen. Und wenn ich ewig nichts bleiben könnte, — das wäre mir erst das Liebste. Nun aber wollen wir vor Allem das Geschenk der zärtlichen Liebe ein Bischen verkosten. (Er setzt sich an den Tisch und will von den Erdbeeren essen.)

Achter Auftritt.

Iwan. Federow.

Iwan (bei Seite). O weh! Der ſolide, moraliſche Monſieur Federow!

Federow. Ergebner Diener.

Iwan. Ach, lieber Federow, willkommen. (Bei Seite.) Hol' Dich der Teufel! (Laut.) Was ſteht zu Dienſten?

Federow. Ich wünſche Ihrem ehrwürdigen Herrn Vater zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag, den er heute — —

Iwan. Heute?

Federow. Sie werden doch — —

Iwan. Mir keine Vorleſung halten? — Mein Vater iſt zu Hauſe.

Federow. Ich empfehle mich! (Da er abgehen will, bemerkt er plötzlich das Körbchen.) Gott! was ſeh' ich? Mein Körbchen! Bei dem Gecken? — — O Natalie! Hab' ich das verdient?

Iwan. Was ſtarrt er denn das Körbchen an, wie eine Geiſtererſcheinung? — Federow! Er hört nicht; iſt er zu Stein geworden? Federow! Hören Sie doch!

Federow (ſich faſſend). Verzeihen Sie! Eine Erinnerung an — —

Iwan. Sind die Erdbeeren etwa verzaubert?

Federow. Vielleicht — ja vielleicht, mehr als Sie *es glauben.*

Iwan. Point du tout! Um Sie vom Gegentheil zu überzeugen, mache ich Ihnen ſogleich die Probe. Da ſehen Sie! (Will von den Erdbeeren eſſen.)

Federow (ihn abhaltend). Nein! nein!

Iwan. Erlauben Sie gütigſt! Ich werde doch meine Erdbeeren — —

Federow. Ihre? Wirklich?

Iwan. Warum denn nicht?

Federow. Vermuthlich ein Geſchenk von ſchönen Händen?

Iwan (bei Seite). Puh! Etwa gar eine Eiferſucht? Scharmant! Der muß ſich ärgern! (Laut.) Errathen! Von ſchönen, ſehr ſchönen Händen.

Federow. Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, ſo würde ich fragen — —

Iwan. Wem die Arme zu dieſen ſchönen Händen gehören? — Nu — man ſoll zwar in der Liebe verſchwiegen ſein; einem ſoliden Mann aber, wie Sie, dem kann ich's ſchon vertrauen.

Federow. Allerdings — mir gewiß! Nun ſo reden Sie doch; ich bin ſehr neugierig.

Iwan. Sie — und — Neugier — wie kämen die zuſammen?

Federow. Sie foltern mich.

Iwan. Gott bewahre mich! Die Folter iſt ja in allen kultivirten Ländern abgeſchafft.

Federow. Ich bitte, reden Sie! Ich habe Urſache — dringende Urſache —

Iwan. Alſo denn: Die ſchönen Hände, die mir dieſe ſchönen Erdbeeren als Geſchenk verehrten, gehören den ſchönen Armen — der ſchönen — — Natalie!

Federow. Sie ſelbſt — —

Iwan. Ihr ſelbſt! Natürlich. Sie hat ihre eigenen Arme und Hände, wie jedes Mädchen.

Federow (lachend). Schön! ſchön! Allerliebſt!

Iwan. Sehr wahr! — (Bei Seite.) Da brennt's! (Laut.) Aber Sie ſollten ja meinem Vater zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag — — —

Federow. Gut, daß Sie mich erinnern! Ich muß ſogleich — — — Allerliebſt! Herrlich!

Iwan. Wie zierlich ſie das Körbchen mit Blumen und Schleifen geſchmückt hat!

Federow. In der That — ein Anblick — zum Entzücken! (Bei Seite.) Um raſend zu werden! Und an dieſen eiteln Gecken verſchwendet ſie die Gabe der redlichſten Liebe!

Iwan. Sie kommen ja vor Verwunderung außer ſich?

Federow. Ja — ich vermag mich kaum davon zu trennen! (Bei Seite.) Und werd' es auch nicht!

Iwan. Vergeſſen Sie nur nicht auf das Glückwünſchen!

Federow. Glückwünſchen! Jetzt — in dieſem glücklichen Augenblick! Recht paſſend.

Iwan. Sonſt geht mein Vater aus. — Ah, ſieh da! Alexiewicz! (Bei Seite.) Der muß mir helfen, den Spaß noch weiter treiben.

Neunter Auftritt.

Alexiewicz. Die Vorigen.

Alexiewicz. Guten Tag, Iwan! — Ihr Diener Federow! Ich ſuche Gefährten zu einer Schlittenfahrt! Iſt's gefällig?

Federow. Ich danke.

Iwan. Laß ihn! Er iſt melancholiſch.

Alexiewicz. Die Krankheit kenn' ich, Gott ſei Dank! nur aus Beſchreibungen. Lieber Federow! Eben weil Sie melancholiſch ſind, müſſen Sie die Luſtpartie mitmachen.

Federow. Ich bedaure, daß ich's nicht kann. So eben fiel mir ein dringendes Geſchäft ein, welches keinen Aufſchub leidet.

Alexiewicz. Glauben Sie's nicht! Alles läßt ſich aufſchieben, wenn man will.

Iwan. Laß ihn doch! Was thun wir denn mit dem langweiligen Herrn?

Federow (für ſich). Ja ſogleich — alſogleich eile ich zu ihr. Sie ſoll mir Rechenſchaft geben über dies unzarte, liebloſe Betragen, ſoll erröthen vor mir — und vor ſich ſelbſt —

Alexiewicz (zu Iwan). Aber warum iſt er denn ſo melancholiſch?

Federow. Ich empfehle mich. (Ab.)

Iwan. Adieu!

Alexiewicz. Der gute Menſch ſieht ja ganz verſtört aus.

Iwan. Weißt Du warum? Die Eiferſucht quält ihn.

Alexiewicz. Eiferſucht? Die kenn' ich eben ſo wenig als die Melancholie.

Iwan. Und, ſtelle Dir vor — auf wen iſt er eiferſüchtig? — auf dieſes ſtumme, lebloſe Körbchen mit Erdbeeren.

Alexiewicz (frappirt). Erdbeeren? Hier? Wem gehören ſie?

Iwan. Mir. (Bei Seite.) Der ſtutzt auch? Wird denn Jeder petrifizirt, der dieſe Frucht anſchaut? Curios! (Laut.) Mir gehören ſie; ich verſichere Dich.

Alexiewicz. Dir? Bekamſt Du ſie — ſchon mit dem Körbchen?

Iwan. Ja.

Alexiewicz. Von?

Iwan. Von — Natalien.

Alexiewicz. Natalie!

Iwan. Es bleibt aber unter uns.

Alexiewicz. Verſteht ſich! (Bei Seite.) Spitzbübin! Dir will ich die Hölle heiß machen. Meine Erdbeeren verſchenken! Welche Beleidigung!

Iwan. Was gibt's denn?

Alexiewicz. Schweig! (Nachſinnend) Was thu' ich ihr? Revange muß ich haben; aber wie?

Iwan. Was wird denn da noch heraus kommen? Verdammtes Obſt! Faſt wär's mir ſchon lieber, ich hätte nicht gelogen. Am Ende lernt der die unbekannte Eiferſucht

heute zum erſten Mal kennen, und es gibt eine Geſchichte. Dazu noch Federow, der — —

Alexiewicz (für ſich). Ich hab's. Das verſchenkte Geſchenk muß ſie aus meiner Hand nochmal bekommen; das wird ſie ärgern, und ſo hab' ich eclatante Satisfaktion, indem ich ſie über ihren Ärger auslache. (Zu Iwan.) Höre, Du mußt mir einen Gefallen thun.

Iwan. Herzlich gerne.

Alexiewicz. Dieſes Körbchen gib mir.

Iwan. Freund! das kann nicht ſein.

Alexiewicz. Ich bitte Dich.

Iwan. Ich darf nicht! (Für ſich.) Mein Vater finge keinen kleinen Sturm an!

Alexiewicz. Du mußt!

Iwan. Es iſt nicht möglich.

Alexiewicz. Die Möglichkeit will ich Dir gleich zeigen, indem ich es mit Gewalt nehme.

Iwan. Wenn ich nicht Gewalt entgegenſetze.

Alexiewicz. Wollen ſehen! (Geht nach dem Tiſche und langt nach dem Körbchen.)

Iwan (hält ihn zurück). Nicht angerührt! ſonſt —

(Während Beide dieſes thun, iſt Tolſtoi aus dem Nebenzimmer gekommen, tritt zwiſchen ſie, nimmt das Körbchen vom Tiſch und geht damit fort. Iwan und Alexiewicz ſtehen im heftigſten Streit plötzlich unbeweglich, bis ſie in lautes Gelächter ausbrechen.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer im Hauſe der Petrowna.)

Erſter Auftritt.

Natalie allein.

Natalie. Hat man einmal etwas ſo recht im Kopf, ſo bringt man's auch nicht mehr heraus, zumal wenn man ganz allein im Zimmer iſt, wie ich ſeit einer Stunde es bin. — Ja, ſo eine Stunde kann recht lang ſein, wenn ſie will! Und wo ich geh' und ſteh', hab' ich immer den Erdbeerenduft in der Naſe, und ſehe das niedliche Körbchen mit Blumen und Schleifen vor mir ſchimmern. Wäre ich abergläubiſch, ſo müßte ich an Geiſtererſcheinungen glauben; denn, während ich die lieben Erdbeeren ſehe und rieche, plötzlich — ſiehe da! ſteigen zu beiden Seiten des Körbchens Alexiewicz und Federow links und rechts auf, ſchauen ſich mit grimmig glühenden Augen an, rufen, lärmen, und Degen klirren. Ach, guter Himmel! mit dieſen Erdbeeren — ich prophezeih' es, gibt's gewiß noch ein Spektakel! Wenn mein Vormund ſie nur ſchon gegeſſen hätte! So lange ſie noch auf der Welt ſind, habe ich keine Ruhe. —

Liebe Mutter! Du liebſt mich und biſt ſehr klug; aber Du haſt mich in eine abſcheuliche Verlegenheit geſetzt, in eine wahre Todesangſt! Hätt' ich nur nicht nachgegeben! Einer von Beiden erfährt's gewiß! Und — wie kann ich mich denn rechtfertigen? Soll ich Dich, Mutter, verrathen? *Nein, nein!* Eh' leid' ich Alles! Aber wie lange weilt ſie *denn?* — Da geht ſie nun von Bude zu Bude, und kauft

nützliche Sachen, und — ich möchte vor Kummer vergehen. So komm doch! — (Sie tritt an's Fenster.) Nichts zu sehen! — (Sie thut einen Schrei.) Gott im Himmel! Alex — — Al — — Er geht in's Haus — ich bin des Todes! (Sie sinkt auf einen Sessel. Nach einiger Zeit schlägt sie die Augen auf und schaut umher.) Wo ist er denn? — Er ist ja nicht da! (Freudig.) Es war nur Einbildung! (An der Thür wird gepocht.) Gott steh' mir bei! Ich bin verloren! — Ach — ach — her — ein! (Sie deckt mit beiden Händen die Augen und steht unbeweglich am Fenster, als sähe sie hinaus.)

Zweiter Auftritt.

Natalie. Alexiewicz.

Alexiewicz. Fräulein! — — Mein Fräulein! — Schönstes Fräulein! — — (Für sich.) Ist das Ernst oder Scherz? (Laut.) Erlauben Sie gütigst, daß ich — — (beiseite) Ist sie indeß taub geworden? — (Laut.) Verzeihen Sie, wenn ich etwa — — Fräulein! (Für sich.) Hat sie etwa den Starrkrampf am ganzen Körper, oder schläft die holde Grazie stehend wie der Elefant?

(Natalie sitzt, und läßt sich auf einen neben ihr stehenden Sessel nieder.)

Alexiewicz (beiseite). Gott sei Dank! sie setzt sich — also ist sie wenigstens noch am Leben.

Natalie. Alexiewicz?

Alexiewicz. Steht schon lange hier, wie ein unerhörter Liebhaber. Aber auch Sie standen so unbeweglich, daß — —

Natalie. Ich — ich? Ich ſitze ja! Ich ſah zum Fenſter hinaus — —

Alexiewicz. Mit verdeckten Augen? — So ſchien's wenigſtens! Doch — Verzeihung! Damen darf man nie widerſprechen.

Natalie. Meine Mutter — — iſt nicht zu Hauſe, — und — und — nicht wahr? es iſt heute doch grimmig kalt!

Alexiewicz. Sehr kalt im Freien; wie man aber in dieſes Zimmer kommt, glaubt man plötzlich wie durch Zauberei in das Reich des Frühlings verſetzt zu ſein.

Natalie (lachend). Weil das Zimmer grün iſt.

Alexiewicz. Richtig, und zugleich ein ſo angenehmer Wohlgeruch — beinahe — womit ſoll ich ihn vergleichen — beinahe wie — Erdbeerenduft!

Natalie. So? — Ja — Sie haben Recht! wirklich!

Alexiewicz. Haben Sie etwa vor Kurzem hier Erdbeeren gegeſſen?

Natalie. Erdbeeren — meinen Sie? — Es duftet wirklich ſtark. Der Geruch iſt Ihnen vielleicht nicht angenehm — — Janka! Janka!

Alexiewicz. Ich bitte — wozu — (Beiſeite.) Sehr ungelegen!

Dritter Auftritt.

Janka. Die Vorigen.

Natalie. Öffne doch geſchwinde die Fenſter!

Alexiewicz (für ſich). Ein wahres Bild der Seelen*angſt!* Bald wird ſie genug beſtraft ſein.

Janka. Die Fenster? Ei, Fräulein! bei dieser grimmigen Kälte! was fällt Ihnen ein?

Natalie. Ja so! Doch — doch — der Geruch — — beinahe betäubt er mich selbst.

Janka. Ich rieche nichts. (Leise zu Natalien.) Fassen Sie sich! (Laut.) Ja — nun weiß ich's! Der Geruch kommt von dem Jasminöl-Fläschchen, das ich heute morgens hier zerbrach. Es riecht aber jetzt beinahe wie Erdbeeren.

Natalie. O — die Erdbeeren!

Janka. Sind ein fatales Obst.

Alexiewicz. Und ich glaubte, Fräulein Natalie sei den Erdbeeren sehr hold!

Natalie. Im Sommer — allerdings! doch im Winter — —

Alexiewicz. Verkühlen sie — und die Glut wird Eis. Das ist gefährlich! Ein Bild der Weiblichkeit!

Natalie. Sie spotten über das schnelle Verwelken der weiblichen Schönheit?

Alexiewicz. Das nicht! Aber der schnelle Wechsel des weiblichen Herzens dürfte vielleicht — —

Janka. Sehen Sie nur, wie hell die Feuer auf dem Platze brennen!

Natalie (zu Janka). Wie er mich quält! Ich möchte weinen!

Janka. Gibt's denn in unserm Petersburg Erdbeeren?

Alexiewicz. Wer in diesem Zimmer ist, kann kaum daran zweifeln.

Janka. Ich möchte doch einmal Erdbeeren sehen!

Alexiewicz. Sahst Du nie welche?

Janka. Nicht Eine, ſo lang ich lebe. Aber, (zu Alexiewicz) Sie machen uns ganz lüſtern darnach!

Natalie (leiſe). Lügnerin!

Janka (leiſe zu Natalien). Schon recht! Das muß ſein; ſonſt zieht man mit den Männern immer das Kürzere.

Alexiewicz (beiſeite). O Spitzbübin und Helfershelferin! (Laut.) Auch Sie, Fräulein, aßen noch keine Erdbeeren?

Natalie. Ich? — ja, o ja —

Janka. Gott bewahre! Sie irren ſich. (Man pocht.)

Natalie (zu Janka). Nun werd' ich befreit! Herein!

Janka. Wie gerufen!

(Beide rufen zugleich freudig: „Herein!“ Federow tritt ein. Beide erſchrecken und treten mit einem halb unterdrückten Angſtruf zurück.)

Janka (für ſich). O weh! Vom Regen in die Traufe!

Natalie (eben ſo). Grauſames Schickſal! O Mutter, komm!

Alexiewicz. Da führt mir der Teufel die Melancholie in den Weg.

Vierter Auftritt.

Federow. Die Vorigen.

Federow (ohne Alexiewicz zu bemerken). Fräulein! hab' ich das verdient?

Natalie. Sie waren ſo gütig — —

Federow. Und Natalie ſo ungütig!

Natalie (beiſeite). Gott! Er weiß es gewiß ſchon!

Federow. Gering war die Gabe allerdings —

Natalie. Ich danke herzlich. Sie erfreute mich ſehr.

Federow. Und doch — und doch —

Alexiewicz (für ſich). Da wird gleich ein kleines Gewitter ausbrechen!

Natalie. Sie wiſſen etwa ſchon — —

Federow. Leider! Mit dieſen Augen mußte ich meine Schmach ſehen!

Natalie. Federow! Ich bin zwar nicht tadelfrei, aber auch gewiß nicht ohne Entſchuldigung.

Alexiewicz (beiſeite). Steht's ſo? Da ſchein' ich faſt überflüſſig; und die Erdbeeren, wie meinen gerechten Zorn, hätte ich mir erſparen können.

Federow. Fräulein! Warum verweigerten Sie nicht der Gabe, wenn ſie Ihnen läſtig war, die Annahme?

Alexiewicz (für ſich). Auch eine Gabe? Kurios!

Federow. Aber tief muß es mich kränken und ſchmerzen, ſie auf beſchämende Art einem Unwürdigen dahin gegeben zu ſehen.

Natalie. Einem Unwürdigen? Federow! Sie ſind ungerecht. Er iſt edel und liebt mich herzlich! Wie vielen Dank bin ich ihm ſchuldig!

Federow. Eine ſo warme Lobrednerin? Das überraſcht mich. Ja, nun hab' ich nichts mehr zu ſagen; aber verwünſchen muß ich dieſe unſeligen Erdbeeren, und Tolſtoi muß mir Genugthuung geben.

Alexiewicz (auf Federow losſtürzend). Erdbeeren? Unſelige Erdbeeren? Genugthuung? O reden Sie, reden Sie! Welche Erdbeeren?

Federow. Sie hier? — Verzeihung, Fräulein! Das wußt' ich nicht. Sah ich ihn, ſo würde ich geſchwiegen ha-

ben. — Alexiewicz, da Sie ſchon die Hälfte wiſſen, ſo müſſen Sie, um einem ärgern Mißverſtändniſſe vorzubeugen, das Ganze erfahren.

Alexiewicz. Erdbeeren? Huldigt denn alle Welt mit Erdbeeren? Und werden alle Erdbeeren ſchmählich behandelt?

Federow. Erlauben Sie, Fräulein, daß Alexiewicz in der Sache Schiedsrichter ſei! Er entſcheide! Ich bin bereit, mich ſeinem Ausſpruche zu fügen.

Natalie (zu Janka). Er entſcheiden! Ich vergehe!

Janka. Fräulein! Ihnen iſt nicht wohl?

Natalie. Sehr unwohl!

Janka. Kommen Sie! (Leiſe.) Für den Augenblick bleibt ſonſt nichts übrig. (Sie führt Natalien mit Gewalt fort.)

Natalie (im Abgehen). Verzeihen Sie! (Ab mit Janka.)

Alexiewicz. Nun reden Sie! Ich ſtehe auf brennenden Kohlen.

(Petrowna tritt ein, erſchrickt, da ſie die Beiden ſieht, und bleibt horchend im Hintergrunde.)

Federow. Sie haben jenes Körbchen mit Erdbeeren bei Iwan Tolſtoi geſehen?

Alexiewicz. Ja leider! Es war das meinige.

Federow. Mit Erlaubniß! Das meinige war es!

Alexiewicz. Sie irren. Ich ſandte es Natalien.

Federow. Verzeihen Sie! Von mir erhielt es Natalie.

Alexiewicz. Die Undankbare ſandte das Körbchen dem jungen Tolſtoi.

Federow. Das iſt wahr. Nun urtheilen Sie ſelbſt, wie es mich kränken mußte.

Alexiewicz. Sie? Mich! mich!

Federow. Sie ſcherzen. Jetzt iſt's aber wahrhaftig nicht Zeit dazu.

Alexiewicz (lacht). Das iſt zum Todtlachen!

Federow. Zum Todtärgern.

Janka (öffnet die Thür). Meine Herren, ich bitte, etwas ſtiller zu ſein. Das Fräulein bedarf der Ruhe. (Sie ſchließt zu.)

Federow. Es iſt zum Verzweifeln.

Alexiewicz. Jetzt gefällt mir das Ganze erſt.

Federow. Ich will Genugthuung!

Alexiewicz. Ich auch, aber je luſtiger, deſto beſſer!

Federow. Entſcheiden Sie!

Alexiewicz. Ich kann ja nicht Richter ſein in meiner eigenen Sache.

Federow. Sie treiben den Spaß zu weit. Herr! ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mich foppen zu laſſen. Ernſt, oder —

Alexiewicz. Keine Drohung, oder —

Fünfter Auftritt.

Petrowna (vortretend). **Die Vorigen.**

Petrowna. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich die Vertheidigung der Unſchuldigen führe, die Schuldige aber vor Gericht ſtelle in meiner Perſon.

Federow. Verzeihen Sie, gnädige Frau! Es ging hier vielleicht etwas stürmisch zu.

Alexiewicz. Wir geriethen in Eifer —

Petrowna. Erlauben Sie mir, Ihnen die kleine Universalgeschichte der vielgewanderten Erdbeeren genau und unparteiisch vorzutragen!

Federow. Zuerst bitte ich, gütigst zu erklären, welchem von uns Beiden das Körbchen gehört!

Alexiewicz. Mir, das versteht sich.

Petrowna. Ihnen Beiden, meine Herren!

Alexiewicz. Wie kann das sein?

Federow. Scherzen auch Sie, gnädige Frau?

Petrowna. Keineswegs! Hören Sie nur die sonderbare Geschichte. Zuerst brachte dieses Körbchen ein —

Sechster Auftritt.

Natalie. Die Vorigen.

Natalie. Mutter! Mutter! Sind Sie endlich da? Gott sei Dank! Vertheidigen, retten Sie mich!

Petrowna. Wie, du bebst? Armes Kind! Komm' zu Athem!

Federow. Meine unselige Heftigkeit! O verzeihen Sie! Ich — ich bin strafbar.

Alexiewicz (leise zu Federow). Der Zustand gehört bei den Weibern zum Costüm. Hat nichts zu bedeuten.

Federow. O — es hat viel zu bedeuten! Ich ließ mich vom ersten Eindrucke hinreißen, ohne abzuwarten, was *sie zu ihrer* Rechtfertigung sagen kann, und die soll man

immer hören, bei jedem Manne, noch mehr bei jedem Weibe, und noch viel mehr, wenn das Weib eine Natalie iſt.

Alexiewicz. Freund! Sie nehmen das Ding viel ernſthafter, als ich. Sagen Sie aufrichtig: Wollen Sie Natalien etwa gar heirathen?

Federow. Ob ich will? — Fragen Sie doch auch: Ob ich glücklich ſein will!

Alexiewicz. Ja — wenn's ſo iſt, dann tret' ich zurück. So ernſthaft nehm' ich die Sache nicht.

Petrowna (zu Alexiewicz). Iſt's Ihnen gefällig, mir Gehör zu gönnen?

Alexiewicz. Mit Vergnügen. (Er geht mit Petrowna in den Hintergrund, während Natalie vortritt.)

Federow. Fräulein! Sie zürnen mir. Und doch — drängt es mich, Ihnen ſelbſt in dieſem Augenblicke offen zu geſtehen, daß ich Sie liebe, folglich glaube, daß ich Unrecht hatte, Sie zu tadeln.

Natalie. Eh' ich Ihnen dieſe überraſchende Äußerung beantworten kann, erlauben Sie mir, mich zu rechtfertigen.

Federow. Rechtfertigen? Dürfte ich ein Wort von Liebe ſprechen, wenn ich von Ihnen irgend eine Rechtfertigung verlangte? Natalie! ich glaube an Ihre Reinheit; — kann es ohne dieſen Glauben eine wahre Liebe geben? O ich bitte, ich bitte, — wenn Sie mir nur eine Spur von Gegenliebe zeigen wollen; — ſo entſchuldigen Sie ſich nicht! Laſſen Sie vielmehr dies den erſten Beweis meiner Ergebenheit ſein!

Natalie. Federow! Federow — Wer von uns Beiden hat denn nun Unrecht?

Federow. Wahre Liebe hat nie Unrecht; und im ſchlimmſten Falle ſind wir Beide wohl zu entſchuldigen, wenn auch wir ſelbſt uns nicht entſchuldigen.

Natalie (reicht ihm die Hand). Sie glauben an mich — ich baue auf Sie; — Verſöhnung!

Federow (ihre Hand küſſend). Und Liebe!

(Petrowna mit Alexiewicz vortretend).

Petrowna. So verhält ſich's, genau ſo! Tadeln Sie nun immerhin mich, wie Sie wollen! Natalie bleibt tadelfrei.

Alexiewicz. Gnädige Frau! So wie Sie mir die Sache da auseinanderſetzen, ſind Sie ſelbſt eben ſo tadelfrei, als Natalie. Ich aber bin's nicht. Es war das Werk verliebter Eitelkeit, daß ich für die Erdbeeren achtzig Rubel ausgab, und den Geber errathen ließ. Sie ſahen ein, daß man für achtzig Rubel etwas Beſſeres haben kann, als ephemeren Gaumenkitzel. Natalie gab dem Willen der Mutter nach, das war recht und ſchön von der Tochter! Sie kauften was Nützliches, das war recht und klug von Ihnen. Nur Eines kann ich nicht begreifen: Warum ſchickten Sie die Erdbeeren dem jungen Tolſtoi?

Petrowna. Dem jungen keineswegs; dem ehrwürdigen Alten ſandten wir ſie zu ſeinem Geburtstage als einen Beweis unſeres dankbaren Willens.

Alexiewicz. Der Umſtand iſt der einzige, der mir nicht ganz klar werden will.

Petrowna. So überzeugen Sie ſich ſelbſt! (Der alte Tolſtoi tritt ein.) Tauſendmal Willkommen!

Natalie. Theurer Vormund!

Siebenter Auftritt.

Tolſtoi. Die Vorigen.

Tolſtoi. Schönen Dank, Mutter und Tochter! Meine Freude war zu groß; ſie trieb mich aus dem Hauſe, Ihnen heute noch zu danken. — Guten Abend, meine Herren!

Petrowna. Dieſe freundliche Annahme iſt ein neuer Beweis Ihres Wohlwollens.

Tolſtoi (zeigt das Körbchen). Hier bringe ich — —

Natalie (freudig). Wie? das Körbchen bringen Sie uns wieder?

Alexiewicz (zu Federow). Kommt das verwünſchte Körbchen nochmal?

Federow. Und wird nun in Nataliens Händen bleiben.

Tolſtoi. Ich bringe nicht das Körbchen allein, ſondern auch ſeinen duftenden Inhalt.

Petrowna, Alexiewicz und **Federow** (zugleich). Die Erdbeeren?

Natalie. Und Sie haben nicht —

Tolſtoi. Wie konnt' ich! Einſam genießt das Thier; der Menſch liebt ſeines Gleichen dabei. Und insbeſondere: Eine ſo herzlich geſpendete Gabe will in traulicher Geſelligkeit genoſſen ſein. (Er ruft zur Thür hinaus.) Herein damit!

(Janka und ein Bedienter bringen einen gedeckten runden Tiſch.)

Petrowna. Guter Tolſtoi! Was ſoll das?

Tolſtoi. Mit Ihnen will ich den Abend meines ſiebenzigſten Geburtstages beſchließen. Bei Ihnen iſt mir wohl. Setzen wir uns! Meine Herren, ohne Complimente! (Alle ſetzen ſich.) Gut und fröhlich, das ſei der Wahlſpruch für dieſen Abend — wie für den Reſt meiner Tage! Liebt mich, und gedenkt des alten Tolſtoi in Ehren, wenn er einmal nicht mehr hier ſitzt! Nach dem Sitzen kommt ja endlich — das Liegen! Das lange Liegen! Bis dahin luſtig geſeſſen beiſammen!

Petrowna. Der Himmel erhalte Sie uns noch lange!

(Alexiewicz und Federow nehmen Gläſer und halten ſie empor).

Alexiewicz. Auf die fröhliche Stunde! Aber —

Federow. Auf die gute Stunde! Aber —

Tolſtoi. Glück auf! Aber — (Petrowna präſentirt die Erdbeeren) halten Sie ein! Die Erdbeeren ſind die Zierde unſerer Tafel, und müſſen als des Feſtes ſchönſter Theil den Beſchluß machen.

Alexiewicz. Recht! Aber verzeihen Sie — jetzt kann ich mich nicht länger halten!

Tolſtoi. Was denn?

Federow. Auch ich wollte ſchon lange fragen, ob denn dieſe Erdbeeren — —

Alexiewicz. Wirklich Ihnen gehören?

Tolſtoi. Ich glaub' es; wenigſtens erhielt ich ſie zum Geſchenk.

Federow. Nicht Ihr Herr Sohn? Sie ſelbſt?

Tolſtoi. Ja doch! Warum zweifeln Sie? Dieſe liebenswürdigen Damen beehrten mich mit dem Angebinde zu meinem ſiebenzigſten Geburtstage.

Alexiewicz. So hat Iwan gelogen?

Tolſtoi. Das thut er gar oft!

Alexiewicz. O du Böſewicht!

Federow (zu Nataliens Füßen). Edles Mädchen!

Tolſtoi (zu Petrowna). Er auf den Knien — und Sie purpurroth, wie dieſe Erdbeeren? — Iſt das etwa ein Paar?

Petrowna. Was nicht iſt, kann wenigſtens noch werden.

Tolſtoi. Glück auf!

Alexiewicz. Es leben die Erdbeeren!

Federow (zu Petrowna). Darf ich Ja ſagen?

Natalie. Und ich Mutter?

Petrowna. Ich verwehr' es euch nicht, meine lieben Kinder! (Zu Tolſtoi.) Welchen Spuck haben dieſe wunderbaren Erdbeeren heute getrieben! Sie ſollen's hören! —

Natalie. So viel Leid und Freude!

Alexiewicz. Zwiſt und Liebe.

Federow. Die ſüßen Unheilſtifter! Erſt haben ſie uns von einander getrennt, und nun werden wir durch ſie freudig vereint!

Natalie. Mich trieb wohl ein prophetiſcher Geiſt, ſie ſchon früher mit dem Glücke ſelbſt zu vergleichen.

Tolſtoi. Das ſollen ſie Euch bringen, und darum gebe ich ſie Ihnen, — ſchöne Mündel, in dieſem frohen

Augenblicke zum — Brautgeſchenke! Sei das Glück auch wandelbar, wie dieſe Erdbeeren, wahre Liebe weiß den Flüchtling doch feſtzuhalten.

Tolſtoi und **Alexiewicz**. Hoch lebe das Brautpaar!

(Gläſerklang.) Der Vorhang fällt.

Lyriſche Gedichte.

Erſte Abtheilung.

Die Gräber meiner Wünsche.

Wie vielmal ſtrebt' ich, ach vergebens!
Nach manchem ſchönen Ziel des Lebens.
Traumhelle Zauberfarben glühten
Und milde Hoffnungsblumen blühten.
Die Farben verblichen,
Die Blüten entwichen,
Und es ſtand all überall
Kalt und kahl!

*

Bald wühlten im betrognen Herzen
Die Scorpione wilder Schmerzen,
Bald mußt' ich, nach des Traum's Erwachen,
Des Poſſenſpieles herzlich lachen.
Nun ſamml' ich als Meiſter
Der irrenden Geiſter
Abgeſchiedener Wünſche viel
Zum ernſten Spiel.

*

Und einen Kirchhof bau' ich ihnen,
Die mir im Leben je erſchienen;

Der Glutgeſtalten jede finde,
Befreit aus langem Irrgewinde,
Ein Grabmal im Stillen,
Um ſanft zu verkühlen,
Und das Pförtchen ſchließ' die Ruh'
Lächelnd zu.

*

Schon früh ſah ich mit gold'nen Strahlen
Den Ruhm mir Kränz' auf Wolken malen,
Und mit der Jugend Adlerflügel
Ließ ich zurück der Erde Hügel.
Den Wagen der Sonne
Beſtieg ich voll Wonne,
Und es ſtärkte Fieberglut
Mir den Muth.

*

Doch ach! die Wolkenkränze ſchwanden,
Die Schwinge ſank, — bald hing in Banden
Der Muth an kahlen Dorngeſträuchen;
Traumgold dem Erdenblei muß weichen! —
Dir, Ruhmſucht, geweihet,
Mit Dornen beſtreuet,
Sei dies aufgeſchwollne Grab;
Steig' hinab!

*

Viel las ich von der Heldenſtärke
Der Freundſchaft. Welche Wunderwerke

Wollt' ich durch ihre Macht vollziehen
Bei gleicher Herzen gleichem Glühen!
Harmoniſches Streben
Im einigen Leben,
Sah ich bis an's Ziel hinan
Unſerer Bahn.

*

Doch ach! Ein böſer Geiſt entzweite,
Des Schickſals Rieſenhand zerſtreute,
Was einſt ſich in den ſchönſten Stunden
Zum Bund der Ewigkeit gefunden.
D'rum, Freundſchaft, erhebe
Im Neſſelgewebe
Sich dein ſchattenkaltes Grab —
Steig' hinab!

*

Und wie ein Morgenroth des Maien,
Die Nacht des Lebens zu erfreuen,
Kam Liebe aus des Äthers Bahnen,
Mich lehrend, Himmliſches zu ahnen.
Ein neues Entzücken
Mit hehrem Beglücken,
Hob mich in ein Freudenchor
Hoch empor.

*

Doch ach! ſie, die ich ſo vergöttert,
Die Roſe war ſo ſchnell entblättert.

Der Welt gelang's, den Sinn zu blenden,
Des Herzens frommen Geist zu wenden.
D'rum schmücke, falschglühend,
Dir, Liebe, gleichblühend,
Belladonna hier dein Grab —
Steig' hinab!

*

So seid ihr, Wünsche, denn begraben!
Doch soll euch nicht die Erde haben.
Erhebet euch als Lichtgestalten,
Verklärt die Schwingen zu entfalten!
Als Genien schweben
Sollt ihr, und mein Streben
Flügeln für die höh're Bahn
Himmelan!

*

Und darf noch einen Wunsch ich hegen,
In meiner Brust ihn sorglich pflegen,
Gefährte mir zu sein hienieden —
So wähl' ich mir den Seelenfrieden.
Er bleibe im Leben
Mir treulich ergeben,
Und lege sich mit mir in's Grab
Still hinab!

Andenken und Vergeſſen.

An Selma.

Wenn mich das gold'ne Glück umfächelt,
Und jeder Stern mir Wonne lächelt,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn kein Gott mir Freude gibt,
Und Bosheit meinen Himmel trübt,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

✲

Wenn Ruh' und Frohſinn mich umwallen,
Aus Fels und Quell mir Blumen ſtrahlen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn in banger Lebensnacht
Die Sorge mir zur Seite wacht,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

✲

Wenn Frevler kühn Dir Liebe ſchwören,
Argloſe Reinheit zu bethören,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn mein einſt willkommnes Bild
Dich je mit Schmerz und Haß erfüllt,
Laß mich von Dir vergeſſen ſein!

✲

Wenn mich des Ruhms Lorbeeren kränzen
Und Huldigungen mich umglänzen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn des Strebens schönstes Ziel
Kein guter Gott mir gönnen will,
Laß mich von Dir vergessen sein!

*

Wenn Deine Tag' im Mailicht blühen,
Dir alle Herzen Liebe glühen,
Gedenke dann noch einmal mein!
Doch bricht das Schicksal mir den Stab,
Sink' ich verzweifelnd hin auf's Grab,
Laß ewig mich vergessen sein!

*

Ein Morgenroth sei Dir das Leben;
Mir wird noch Trost die Hoffnung geben:
Auch hochbeglückt gedenkst Du mein!
Nur Dir geb' ich mich ganz dahin;
Doch bringt es Deinem Glück Gewinn —
Will ich von Dir vergessen sein!

*

Ja, wandle Du auf Tugendwegen
Des Lebens schönstem Ziel entgegen —
Gedenke nur voll Ruhe mein!
Lohnt uns ein himmelreines Herz
Für unsrer Liebe schönen Schmerz —
Dann ist's auch schön, vergessen sein.

Verſöhnung *).

O Verſöhnung, Engel Gottes
Mit dem Glanz des Morgenrothes!
Milde, himmliſche Geſtalt,
Sanft von Harmonie umwallt!
Schweb' aus deinem Himmel nieder,
Bring' uns Lieb' und Freundſchaft wieder!
Öffne das geſchloſſ'ne Herz,
Heb' es mächtig himmelwärts!
Gott Verſöhner ſtieg empor,
Der für uns den Tod erkor.

*

Wer von Zorn und Haß entbrennet,
Lieblos-kränkend ſich verkennet,
Zög're keinen Augenblick,
Fliege raſch und froh zurück
In die langentbehrten Arme,
Daß ihm Bruſt an Bruſt erwarme!
Was uns einſt getrennet hat,
Schwinde hin — Wort oder That!
Nur das alte Gute ſei
Dem Gedächtniß ewig neu!

*

*) In Muſik geſetzt von Abbé Stadler.

Ach wir ſind ja keine Engel!
Selbſt den Beſten drücken Mängel;
Einer böſen Stunde Hand
Trennet oft das ſchönſte Band.
Doch all unſer Irren, Fehlen,
Soll den Frieden nicht vergällen.
Bleibt an Lieb' und Schonung reich —
Und ihr ſeid den Engeln gleich!
Was ein Augenblick entzweit,
Mache gut die Ewigkeit!

*

Blicket hin nach jeder Seite,
In die Nähe, in die Weite,
Blicket über Berg und Thal —
Gräber ſeht ihr überall!
Gräber rufen euch ohn' Ende:
„Brüder, reichet euch die Hände!
„Schließet Haß die Herzen zu,
„Flieht auf ewig euch die Ruh';
„Und durch Schuld verwirktes Glück
„Bringet euch kein Gott zurück!"

Melancholie der Liebe.

O Götterglück der Liebe, kaum
Vermag ich, ganz dich zu ertragen;
Oft ſcheinſt du mir ein kühner Traum,
Den Frevler nur zu träumen wagen;
Oft beben Herz und Sinn,
Weil ich zu glücklich bin.

*

Nicht währen kann zu großes Glück;
Beſchränkt ſind ja des Lebens Freuden;
Zum Himmel kehrt es ſchnell zurück,
Sobald die Götter uns beneiden.
D'rum ſendet mir auch Schmerz
Für das zu bange Herz!

*

Ach, wenn die Lieb' vergehen muß,
Wenn ſie ſich treulos von mir wendet —
Dann ſei willkommen, Tod, dein Gruß,
Der mit der Qual das Leben endet!
O ſchließe meinen Blick
Noch vor entfloh'nem Glück!

*

Halb ſei mir nimmer ein Genuß,
Gleich blödzufried'nem Weltgewimmel!
Erſtreben will ich Hebens Kuß,
Erringen Hölle oder Himmel.
Glück oder Tod für mich —
Doch keines ohne dich!

Amor, der Gaſt.

Speiſen dufteten auf, vom prächtig erleuchteten Tiſche,
Und es ſetzten ſich froh Herren und Damen hinzu.
Aber beſcheiden ſtand und ſinnig der liebende Sänger,
Ferne von Maja's Stuhl, näher im Geiſte dabei.
Neben dem Mädchen ließ zwei Stühle nur leer noch das Schickſal,
Und ich wählte beſtürzt, endlich den ferneren Sitz,
Daß ein Stuhl nun zwiſchen uns Beiden noch herrenlos klagte.
Überliſtiger Schalk! einzig geſehen von uns,
Nahte ſich Amor ſogleich, des leeren Stuhls in der Mitte
Schnell ſich bemächtigend; ach! Schrecken ergriff uns zugleich.
Aber der Gott, als ſäh' er's nicht, ließ ſich in ein Geſpräch ein,
Und es kam in's Geſpräch Leben und Feuer zugleich.

Was zu verſchweigen wir uns bemühten, das ſagte der Gott ſchnell,
Half uns Stotternden nach, lächelnd mit freundlichem Blick.
Endlich ergriff er im Eifer der Rede mir leitend die Rechte,
Legte auf Maja's Hand eilig die zitternde hin,
Beugte ſchnell mein Haupt, ſich wegzuwenden bemühet,
Beugte die Lippen zur Hand, ſelbſt kaum gewahrend die That,
Und es entblühte um uns, vom Entzücken erleuchtet, ein Tempel;
Himmelsgeſang erſcholl, Freuden erfüllten den Saal!
Aber plötzlich verſchwand, von ausbrechendem lauten Gelächter
Schnell verſcheuchet, der Gott, Freuden und Tempel mit ihm,
Und, wie erwachend vom Traum, bedeckteſt du, Maja, das Antlitz,
Denn der Gäſte Blick heftete ſcherzend auf uns!
In der Wangen Glut den Verräther ſtrafgierig entdeckend,
Zürnt' ich, da bat er, und ich — küßte verzeihend den Schalk!

Der graue Tag.

Beſcheiden eingehüllt in deinen Schleier
Verbirgſt du, ſtiller Tag! im Nebelgrau
Dich vor der Sonne ſprüh'ndem Strahlenfeuer.
Im Dämm'rungsſchoße ruhen Berg und Au',
Und die Natur, prunkloſen Reiz entfaltend,
Zeigt ſich befreundet uns und leiſe waltend.

✲

Du theileſt lieblich mit der Nacht die Milde,
Sanftlächelnd mit dem Tag den halben Glanz.
Klar thront der Landſchaft thauiges Gebilde;
Verjüngt erſcheint der Bäume friſcher Kranz.
Froh athmend opfern dir durch kühle Lüfte
Die nicht gebeugten Blumen ihre Düfte.

✲

Frei hebet ſich des Menſchen Aug' zum Himmel,
Und ſchwelget thränenlos am Wolkenflor,
Gemildert ſcheint das grelle Weltgetümmel;
Es jubelt, lechzend ſonſt, der Vögel Chor.
Des Graſes Häupter ſteh'n in hellerm Grüne,
Und wählig ſchwärmt umher die leiſe Biene.

✲

Verſchwiſtert wallen Heiterkeit und Stille
Wie in der Kindheit makelreiner Luſt.
Froh ſchaut der Menſch der Schöpfung ganze Fülle,
Und ruhig, freier athmet ſeine Bruſt.
Nicht wünſcht er ſehnlichbang herbei den Abend;
Denn Tag und Nacht vereinigt ſich ihm labend.

✲

So miſcht das weiſe Schickſal Leid und Freude,
Und unſer Blick ſtrebt auf zum Himmelsflor,
Der, gleich der Zukunft, ernſt im dunkeln Kleide
Sich vor den Späher ſtellt. Auf geht das Thor;
Das Heer der Wünſche ſtrahlt und ſchwelgt in Träumen:
Der Gläubige ſieht ſich in gold'nen Räumen.

*

Wohl ihm, der Troſt erſpähet ſelbſt im Trüben,
Und Licht vermag aus Dunkelheit zu zieh'n!
Er bleibet ſanft im Streben und im Lieben,
Da ihn des Gleichmuths Blumen ſtets umblüh'n.
D'rum laß, o Menſch, nie eitle Klage walten!
Geduld und Muth! dein Glück wird ſich entfalten.

*

Und wenn dein Geiſt in einſam düſt'rer Trauer
Vergebens nach verwandten Seelen blickt,
Und bitt'rer Schwermuth kalter Todesſchauer
Dir tiefe Wunden in dein Inn'res drückt,
So haſche, Schwächling, nicht nach Retterhänden,
Die, heut gereicht, ſich morgen trüglich wenden!

*

Die Welt iſt dein, wenn du nicht ihr gehöreſt;
D'rum ſteh' kühn — unerſchütterlich allein!
Wenn, hellen Blicks, du dich nicht ſelbſt bethöreſt,
Vermagſt du's auch, dir Ziel und Lohn zu ſein.
Nur dem Verzagenden erlahmt die Kraft,
Da Muth durch Kampf ſich neue Stärke ſchafft.

*

So hülle, wie der Tag in ſeinen Schleier,
Dich in dein ruhiges Gewiſſen ein!

Der Leidenſchaften ewigreges Feuer
Verberg' im Flor der Tugend Glut und Schein!
Dann wird die Seelenruh' dein ſtilles Leben
So lieblich wie ein grauer Tag umgeben.

An einen Johanniskäfer.

Du holder Fremdling, lichtentglommen,
Sei mir auf meiner Flur willkommen!
Magſt hier, dich nährend, ſicher wallen
Im Schmucke deiner gold'nen Strahlen;
Gewähre dafür
Dein Strahlenlicht mir
Im Dunkel der Nacht!
Ständ' es in meiner Macht,
Ich würde dir mit ſüßem Himmelsthau
Beperlen jedes Blättchen dieſer Au.

*

Begleiteſt du mit deinem Glanz
Auf ſtiller Flur den Elfentanz?
Hängſt du zu ihrer Gaukelſpiele Lauf
Am feuchten Grashalm deine Leuchte auf?
Iſt irgend eine Leuchte, gleich der deinen,
Geeignet, Elfenreigen zu beſcheinen,
Und düſt'rer Mitternächte Schattendunkel
Zu ſcheuchen mit dem lieblichſten Gefunkel?

*

Kein Vogel ſtöre deine ſtille Laube,
Erſpähe nie dein Leben ſich zum Raube!
Kein Regenguß mit wilder Flut
Vernichte dich und deine Glut!
Kein Sturm zerreiße je das Blättchen grün,
Auf welchem deine Flimmer glüh'n!
Du ſollſt nicht unter Tauſenden
Werthloſer Käfer untergeh'n!

✲

Auf welchen Blättern pflegeſt du
Vorzüglich gerne deine Ruh'?
Von ſolchen bau' ich kühl und mild
Dir eine Laube im Gefild',
Um dich vor Regen, Sturm und Blitzen
Beim Elementenkampf zu ſchützen.
Du wohnſt ja, holdes Kind der Stille,
Gern in des Friedens ſanfter Hülle,
Genießeſt deinen Balſamthau
Gern in dem Schweigen kühler Au,
Und ſtrömeſt aus der kleinen Zelle,
So lang du lebſt, dein Lichtlein helle.

✲

Wie wenig iſt der Menſch, das Kind
Ruhloſen Kampfs, dir gleichgeſinnt,
Der Menſch, den Stürmen hold, die ihm ſein Leben
Zerſtören und mit Nacht umgeben,
Er, dem der Leidenſchaften Wuth
Die Seele füllt mit freud'ger Glut!

O könnt' ich doch nur dieſen Roſen
Für Dich Unſterblichkeit verleih'n!
Sie würden liebend Dich umkoſen,
Und Dir, wie ich, ihr Leben weih'n!
Denn Dir Makelloſen
Blühen ewig Roſen;
Doch die ſchönſte blüht,
Dem Dein Herz erglüht.

An meine Kerze.

Gefährtin du der Geiſternacht,
Die freundlich leuchtend mit mir wacht,
Da ich nun dem lebloſen Schlaf
Ein Stündlein raube lieb und werth;
Horch, wie der Sturmwind tobt und braust!
Horch, wie der Hölle Dämon faust,
Da er durch's Reich des Dunkels fährt!
Horch, wie des Donners Stimme brüllt,
Und alle Schrecken aus der Tiefe wühlt!
Sieh, wie der bleiche Mond von Wolk' zu Wolke flieht,
Verdunkelt jetzt, dann wieder hell entglüht!

*

Doch hier im ſchützenden Gemach
Stört dieſer Sturm die Ruhe nicht.

Hier in dem ſtillen Heiligthum
Hält noch bei deinem ſanften Licht
Das Streben nach dem edlern Ruhm
Die regen Fantaſien wach.
Wer möchte ſpurlos ſich hingeben
Dem Strome der Vergeſſenheit?
Wer möchte nicht der Nachwelt leben
Und in Geſängen ferner Zeit?

*

Ihr Stunden düſt'rer Einſamkeit
Seid der Erinnerung geweiht!
Aus ihrem dunkeln Grabe wallt,
Sanft, wie ſie war, mit holdem Gruß
Eliſens blaſſe, liebliche Geſtalt.
Ach! mußt auch Dich des Todes Arm umfangen,
Die ſtets als Lebenszierde ſollte prangen? —
Sie lächelt, — ſchwindet hin mit einem Kuß!

*

Und mußt du, lichte Freundin, ihr gleich ſchwinden?
In deinem Glanz dein frühes Ende finden?
Ja, du auch fröhneſt dem Geſchick.
Raſtlos verzehrt von jedem Augenblick,
Seh' ich dein bleich erlöſchendes Vergeh'n.
Matt lodert ſchon die Flamme deines Lebens;
Schon wankt der Docht, er ſinkt, —
Und all dein Kämpfen iſt vergebens!
Mit einem haſtigkühnen Sprung
Auflodernd, haſcheſt du nach Lebenskraft;

Iwan. Alſo denn: Die ſchönen Hän
ſchönen Erdbeeren als Geſchenk verehrten,
nen Armen — der ſchönen — — Natalie!

Federow. Sie ſelbſt — —

Iwan. Ihr ſelbſt! Natürlich. Sie
Arme und Hände, wie jedes Mädchen.

Federow (lachend). Schön! ſchön!

Iwan. Sehr wahr! — (Bei Seite.) Da
Aber Sie ſollten ja meinem Vater zu
Geburtstag — — —

Federow. Gut, daß Sie mich
ſogleich — — — Allerliebſt! Herrlich!

Iwan. Wie zierlich ſie das Körbch
und Schleifen geſchmückt hat!

Federow. In der That — ein Anblick
zücken! (Bei Seite.) Um raſend zu werden!
eiteln Gecken verſchwendet ſie die Gabe der
ßer ſich?

Iwan. Sie kommen ja vor Verg

Federow. Ja — ich vermag mich
trennen! (Bei Seite.) Und werd' es auch nie

Iwan. Vergeſſen Sie nur nicht auf

Federow. Glückwünſchen! Jetzt
chen Augenblick! Recht paſſend.

Iwan. Sonſt geht mein Vater
da! Alexiewicz! (Bei Seite.) Der muß mir
noch weiter treiben.

Der in der Liebe ſchönſten Stunden
Dir Blumenkränze hat gewunden,
Der, wenn die Roſe ihn entzückte
In Dir verſchönert ſie erblickte!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

*

Siehſt Du des Herbſtes Blätter fallen,
Den Nebelflor ſtilldüſter wallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unter Blättern ruht allein!
Der in des Lebens trübſten Stunden
In Dir ſein Himmelslicht gefunden,
Dem in des Kummers Nebelſchleier
Die Liebe glomm als Sternenfeuer!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

*

Wenn durch des Winters Trauerhallen
Die wilden Stürme heulend ſchallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unterm Schneebett ruht allein!
Der für des Lebens Todeswunden,
Durch Dich den Balſam hat gefunden,
Den in des Lebens Eisgefilde
Die Lieb' erwärmte hold und milde;
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

Er rettet nicht! Schon kriecht in Dämmerung
Die Flamme matt und ſchwach umher,
Schwankt, zittert, flimmert, — iſt nicht mehr!
So ſchwindet auch des Genius Sonnenglanz,
So ſchwindet auch der Schönheit Blumenkranz.
Wo lebt der Rieſe, der zur Zeit mag ſagen:
„Zerſtörerin! Ich hemme deinen Siegeswagen!“

Gedenke mein!

An Nina.

Hörſt Du das Lied der Nachtigallen
Aus blüh'ndem Frühlingsbuſch erſchallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der bei dem Liede ruht allein!
Der glühend einſt an's Herz Dich drückte,
Als Deine Liebe ihn beglückte,
Dem, als der ſchöne Bund erblühte,
Ein neuer Lebensfrühling glühte!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

*

Siehſt Du des Sommers Roſen glühen,
Die auch auf Deinen Wangen blühen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unter Blumen ruht allein!

Der in der Liebe ſchönſten Stunden
Dir Blumenkränze hat gewunden,
Der, wenn die Roſe ihn entzückte
In Dir verſchönert ſie erblickte!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

*

Siehſt Du des Herbſtes Blätter fallen,
Den Nebelflor ſtilldüſter wallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unter Blättern ruht allein!
Der in des Lebens trübſten Stunden
In Dir ſein Himmelslicht gefunden,
Dem in des Kummers Nebelſchleier
Die Liebe glomm als Sternenfeuer!
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

*

Wenn durch des Winters Trauerhallen
Die wilden Stürme heulend ſchallen,
O Nina, dann gedenke mein,
Der unterm Schneebett ruht allein!
Der für des Lebens Todeswunden,
Durch Dich den Balſam hat gefunden,
Den in des Lebens Eisgefilde
Die Lieb' erwärmte hold und milde;
Gedenke mein,
Der unterm Hügel ruht allein!

An den Mond.

O wäre doch mein Geiſt ſo licht wie du,
O wäre doch mein Herz, gleich dir, voll Ruh!
O könnt' ich durch des Lebens düſt're Nacht
Hinwandeln, ſo wie du in heit'rer Pracht!
O könnte ich, gleich dir, die dunkeln Stellen
Auf Erden und am Himmel ſanft erhellen!
O könnte ich in wechſelnden Geſtalten,
Doch ſtets derſelbe, ſtill und einig walten,
Gleich dir, der durch die Wolken ſiegreich dringt,
Und alterbleich ſich immer neu verjüngt.

Tag und Nacht.

Ich liebe den Tag, wenn ſein ſtrahlendes Licht
Verklärend die öſtlichen Wolken durchbricht,
Wenn Thau wie Demanten das Blumenreich ſchmückt,
Der Lerche Lied Himmel und Erde entzückt.

✲

Ich liebe die Nacht, wenn der freundliche Mond
Den dunkelnden Himmel ſanftlächelnd bewohnt,
Wenn Blumen entſchlummern, ſich wiegend in Duft,
Der Nachtigall Töne erfüllen die Luft.

✲

Ich liebe des Tages erweckende Pracht,
Wenn Alles zu thätigem Leben erwacht,
Wenn rüſtig der Landmann zur Arbeit ſich regt,
Der Städte Getümmel ſich haſtig bewegt.

*

Ich liebe die Nacht, wenn im ſchweigenden Raum
Sie leiſe umgaukelt der ſpielende Traum,
Wenn freundlich die ſchimmernde Sternenſchaar blinkt,
Und Ruh' wie ein Engel zum Erdenrund ſinkt.

*

Ich liebe den Tag, wenn in farbiger Glut
Das Reich der Natur und der Kunſt vor mir ruht,
Die Wahrheit als Tochter des Lichtes erſcheint,
Und raſtloſes Wirken die Menſchen vereint.

*

Ich liebe die Nacht, wenn in dunkler Geſtalt
Das Irdiſche ſchwindet, das Himmliſche ſtrahlt,
Die Leidenſchaft ſchlummert, der Leidende ruht,
Und müde Erſchöpfung Kraft ſammelt und Muth.

*

So lieb' ich den Tag und ſo lieb' ich die Nacht
Denn Beide hat Gott für die Menſchen gemacht:
Nicht einerlei Farbe erfreut uns im Bild;
Einförmiges hat nie mit Wonne erfüllt.

*

Dem Dunkel und Lichte gleich, wohnt in der Bruſt
Des Erdenbewohners der Schmerz und die Luſt;
Hier treibt uns des Wechſelnden flücht'ge Gewalt,
Dort feſſelt der ewigen Schönheit Geſtalt!

An die Freundlichkeit.

O Freundlichkeit! Holdſelige,
Von Roſen mild umblüht!
Es ſegnet dich, du Himmliſche,
Wer nur dein Lächeln ſieht!

*

Wo du walteſt, herrſchet Licht,
Übt man leicht die ſchwerſte Pflicht;
Wonne, Fried' und Freude
Wandeln dir zur Seite,
Lieblich und ſelig
Gleiteſt allmälig
Du in das wallende Herz,
Und ſingeſt, mit Tönen
Der Tröſtung, den Söhnen
Des Jammers in Ruhe den Schmerz.

*

Der Herzensgüte Freundin! ſchön
Umſtrahlt dein Zauberglanz
Das Haupt des edlen Glücklichen,
Des Ruhmes gold'nen Kranz.

Sanft gewinnend und doch ſtark
Dringt dein Ton in's tiefſte Mark;
Reizend muß dein Walten
Selbſt den Gram geſtalten.
Immer umſchwebe,
Immer belebe
Jeden geſelligen Kreis!
Gib Milde dem Leiden,
Veredle die Freuden,
Und ſchmücke mit Blumen den Fleiß!

*

Gefährtin du der Grazien!
Der Liebe ſüße Braut!
Sanft biſt du, wie der Myrthe Weh'n,
Wie Aeolsharfenlaut.
Wo du lächelſt, hebt die Bruſt
Voll Vertrauen ſich und Luſt;
Dann mit zarten Scherzen
Öffneſt du die Herzen.
Nimmer, o nimmer
Weiche dein Schimmer
Weg von der irdiſchen Nacht!
Gebücket am Stabe
Geleit' uns zum Grabe,
Daß Leben dem Tode noch lacht!

*

Aus holdem, leuchtendhellem Blick,
Mit ſüßem Zaubermund,

Machſt du uns der Verſöhnung Glück,
O Friedensgöttin! kund.
Wenn dein Lächeln mild erblüht,
Deiner Wangen Frühling glüht,
Will uns mit Entzücken
Der Olymp beglücken.
Waltet Unfrieden
Störriſch hienieden,
Scheuch' ihn dein Strahlengeſicht!
Die Menſchlichkeit wohne
Mit dir auf dem Throne;
Verkläre uns Leben und Pflicht!

Der Sonnenſtrahl.

O milder, holder Sonnenſtrahl,
Du ſchönſter Gaſt im Ätherſaal,
Du Zaubergürtel der Natur,
Du Schmuck der Erd- und Himmelsflur!

✲

Du, dem die frühe Lerche ſingt,
Der in den Grund der Erde dringt,
Der allen Weſen Leben ſpendet,
Du kommſt, vom Lichtquell ihm geſendet!

✲

Du biſt des Daſeins ſchönſte Habe,
Und von der Wiege bis zum Grabe

Verläßt dein Wonnespiel uns nicht:
Du gibst uns Wärme, gibst uns Licht.

*

Wenn Stürme heulen, Donner brüllen,
Die Blitze Land und Flut erfüllen,
Erscheinst als Friedenszeichen du;
Dein erster Blick bringt Glück und Ruh'.

*

Du streuest Diamanten-Pracht
In dunkler Wälder düst're Nacht;
Du reifst mit glüh'ndem Lebensscheine
Im Erdenschoß die Edelsteine.

*

Du scheuchst mit deinem Freudenfeuer
Des dichten Nebels Trauerschleier;
Du strömst durch's schmale Fensterlein
Mild in der Armuth Hütten ein.

*

Du schimmerst gern auf hohen Zinnen,
Doch lächelst du auch auf Ruinen,
Und von der stolzen Höh' hinab
Senkst du dich freundlich auf ein Grab.

*

Du spielst im blätterdichten Baum,
Spielst in der Kirche heil'gem Raum,
Spielst um des Kindes Lockenfülle,
Ruh'st auf des Greises Leichnam stille.

*

Du ſcherzeſt, wo dich Blumen fächeln,
Du lächelſt bei der Freude Lächeln,
Verklärend ſtrahlt dein ſchönſtes Licht
Auf reiner Schönheit Angeſicht.

*

Doch weh' dem nächtlich düſtern Schlunde,
Und weh' der ſchwarzen Lebensſtunde,
Wo jeder Strahl der Sonne fern,
Des Glückes und der Hoffnung Stern!

*

Womit biſt du in allen Reichen
Des großen Weltalls zu vergleichen?
Nur mit dem reinen, reichen Geiſt,
Der ſich in ſeinem Schöpfer preist!

*

Weiß, untheilbar, in dir vollendet,
Strömſt du, zum Irdiſchen gewendet,
Der ſieben Farben Heiligkeit,
Dem Einen, Höchſten nur geweiht!

Glaube, Hoffnung und Liebe *).

Glaube, hoffe, liebe!
Hältſt du treu an dieſen Dreien,
Wirſt du dich nie ſelbſt entzweien,
Wird dein Himmel nimmer trübe.

*

*) In Muſik geſetzt von Abbé Stadler und von Schubert.

Glaube feſt an Gott und Herz!
Glaube ſchwebet himmelwärts.
Mehr noch, als im Stern-Revier,
Lebt der Gott im Buſen dir.
Wenn auch Welt und Menſchen lügen,
Kann das Herz doch nimmer trügen.

*

Hoffe dir Unſterblichkeit,
Und hienieden beſſ're Zeit!
Hoffnung iſt ein ſchönes Licht,
Und erhellt den Weg der Pflicht.
Hoffe, aber ford're nimmer!
Tag wird mählig, was erſt Schimmer.

*

Edel liebe, feſt und rein!
Ohne Liebe biſt du Stein.
Liebe läut're dein Gefühl,
Liebe leite dich an's Ziel!
Soll das Leben glücklich blühen,
Muß der Liebe Sonne glühen.

*

Willſt du dich nie ſelbſt entzweien,
Halte treu an dieſen Dreien!
Daß nichts deinen Himmel trübe,
Glaube, hoffe, liebe!

Der Kirchhof zu Perchtoldsdorf.

Durchflüſt're mich mit mildem Seelenſchauer,
Cypreſſe, Grabumdufterin!
Umgib, o Stille, mich mit deiner Trauer,
Verhüllte Nachtbewandlerin!
Die Todten ſind's, für die des Schmerzes Auge thaut;
Auf Grabgeliſpel wallt des Liedes Geiſterlaut.

*

Willkommen, Friedenshain belohnter Seelen!
Willkommen, Todesheiligthum!
Kein Monument will Wahrheit hier verhehlen,
Kein gold'nes Wort lügt kalten Ruhm.
Entſchlummert iſt des Schickſals Wuth, und Ruhe thront
Auf euerm Moos, ihr Gräber, ernſt und leicht bewohnt!

*

Die Schwermuth weilet hier mit Grabgeſange,
In ihrer Hand ein Todtenbein,
Und Sehnſucht drückt die bleichverfall'ne Wange
An's Kreuz am niedern Leichenſtein.
O weint, ihr Guten! Wer den Staub der Todten ehrt,
Erhebt zur Engelwürde ſeinen Menſchenwerth.

*

O ſüßer Troſt! kein Laub winkt mehr am Strauche,
Des Winters düſt'rer Fittig weht;

Und dennoch knie'n, ſtarr von des Nordwinds Hauche,
Noch Freunde an der Särge Bett.
Die Gräber ſteh'n geſchmückt, bethränte Kränze blüh'n
Auf ſchwarzen Kreuzen, und der Andacht Flammen glüh'n.

*

Dort, wo das Beinhaus ſtill im Eichengrauen
Der Todtentrümmer Reſt beſchirmt,
Wo tauſend hohle Augen gräßlich ſchauen,
Gebein Gebeinen aufgethürmt —
Dort, Richter, horch dem ſchaudervollen Knochenſchall,
Dann gib den Urtheilsſpruch vom hohen Tribunal!

*

Unwandelbare, reine Lebensfreude,
Die ruhig Todeslieder ſingt,
Sanft lächelt noch im dunkeln Sterbekleide,
Da keine Gruft zur Thräne zwingt —
Hier unter Trümmern, hier im ſtillen Leichenthal
Beſchwör' ich deinen Bund bis zum Poſaunenſchall!

*

Ja, Liebliche, du reicheſt ohne Trauern
Dem milden Tod den Freudenkranz.
Horch, außenher um dieſe düſtern Mauern
Wogt Jubellied und Wonnetanz!
Vom Traubenhügel zeigt ein Greis das nahe Grab;
Der Jüngling ſieht's, und jauchzt und ſchwingt den Ulmenſtab.

*

Der Weizenflur enteilt, das Herz voll Freude,
Das Mädchen zu der Kirchhofwand,

Und reicht dem Trauten bei der Gräberweide
Zum Hut das neue Hochzeitsband.
Wohl ihm, dem reinen Sinn's des Lebens Heimat ſtrahlt,
Er ſieht das Düſt're fern, wie's Luſt und Hoffnung malt.

*

Nur ich ſeh' gern das Grab mir nahe glänzen
Schon in der Jugend Morgenduft,
Und ungeſtörter Ruhe Bilder kränzen
Wie Blütenpracht die Todesluft;
Dann blick' ich nach der Erde hin, wie nach der Braut
Der Jüngling, wenn der Tag der Hochzeit graut.

*

Vom Schickſal zu Erinnyen mir berufen
Sind Ruhmſucht und der Schwermuth Fluch!
Sie ruh'n an keines Tempels Altarſtufen,
Sie ſcheuchet kein Orakelſpruch.
Zufriedenheit und Lebensfreude ſind ihr Raub,
Und ſie entſchlummern erſt auf ihres Opfers Staub.

*

Der Kampf der Pflichten, der Begeiſt'rung Glühen
Verzehret jeder Sehne Macht,
Und bleichet der Geſundheit Wonneblühen,
Auf deren Ruf der Muth erwacht.
Es lechzt der Geiſt, und gleichet ohne Lebenskraft
Der ernſten Marmorbüſte, die ein Grab begafft.

*

Mein Perchtoldsdorf! wo in der Unſchuld Laube
Der Kindheit Frühling mich umfloß —
Gewähr' einſt des Vollenders müdem Staube
Ein Grab in deines Kirchhofs Moos!

Lebt wohl, der Jugend Freunde, weit von mir zerſtreut!
Seid mir gegrüßt, die vor mir ſich der Tod geweiht!

*

Schon weh'n vom Dorfe her die frommen Lieder,
Schon klirrt der Sand, die Spate blinkt;
Die Bahre ſank — die Kette ſchwirrte nieder;
Der graue Abend kömmt; tief ſinkt
Die Mitternacht; neu ſtrahlt am Morgen die Natur:
Es währt vom Menſchen-Schmerz und Wonne keine Spur!

Das Lächeln der Wahnſinnigen.

Sahſt du auf der bleichen Wange
Dieſes Lächeln, ſcheu und bange,
Das ſo flüchtig und ſo kalt
Wie ein Traum vorüberwallt?
So erſcheint des Blitzes Licht,
Das aus dunkler Wolke bricht,
Und mit ſchnellem Glanz die Nacht
Schrecklicher und dunkler macht!
So dies Lächeln; aber nicht
Immer war es ſo, nicht immer!
Dieſer Augen Frühlingsſchimmer
Übertraf mit ſeinem Feuer
Einſt den hellen Morgenthau
Und des Himmels Azurblau,

Und den holden Roſenwangen,
Einſt von Lieb' und Luſt umfangen,
War des Frohſinns Lächeln treuer
Als den Blumen Licht und Thau,
Als der Silberglanz dem Quell.

*

Aber ach! woher ſo ſchnell
Dieſes Wechſels Luſt und Leiden?
Wiſſe! dieſes Lächeln, dieſer Blick
Schau'n in die Vergangenheit zurück;
Sie ſuchen fernes, längſtverlornes Glück!
Sie ſind ein Nachhall von verklung'nen Tagen,
Die einſt auf Roſenbeeten ſchlummernd lagen,
Sind Todtenfackelſchein verlor'ner Freuden,
Leidtragende, die ſich in Trauer kleiden,
Nachdem ihr Beſtes, Liebſtes ſie begraben,
Tief in der Erde Schooß verſenkt es haben;
Sie ſind Thauthränen düſt'rer Nacht,
Die farbenlos und trauernd warten,
Bis in des ew'gen Lebens Garten
Die Morgenſonne neu erwacht.
Was frommt der glüh'nde Blick voll Luſt?
Kalt und erſtorben iſt die Bruſt!
Was frommt das Lächeln auf dem Purpurmund?
Es iſt ein Sonnenſtrahl auf ödem Grund!
Von Außen glänzt die Freud',
Im Innern wühlt der Schmerz;
Die Wange flammt! doch blutet, ach das Herz,

Das einſt geſchwelgt in Seligkeit,
Ach! der Verzweiflung nun geweiht!

*

O Mädchen! weine, ring' die Hände!
Erhebe Klag' und Wehgeſchrei!
Nur dies wehmüth'ge Lächeln ende!
Es fordert auf zur Raſerei.
Dies Lächeln, ſchuldlos und voll Seelenſchmerz,
Und in dem Schmerz ſich ſelber kaum bewußt,
Wird Geiſt der Rache in des Schuld'gen Bruſt,
Und ſtößt den Dolch in des Verbrechers Herz.

Frühlingsklage.

Der Winter flieht;
Die Erde zieht
Ihr ſilbernes Geſchmeid
Und ihr ſchneeweißes Kleid
Hold lächelnd aus;
Die Vögelein im neubelebten Haus
Begrüßen fröhlich all'
Den Mai mit ihrem Jubelſchall.
Gefild' und Wald entlang
Drängt ſich hervor
Ein Blumenchor
Zum feſtlichen Empfang,
Und Alles lächelt hocherfreut
Der langerſehnten Frühlingszeit.

Nur Sie, nur Sie allein
Bleibt ſtets noch ernſt und kalt,
Indeß ein holder Purpurſchein
Den klaren Himmel malt,
Und, alle Weſen zu erfreu'n,
Der Liebe Hauch bezaubernd wallt.
Die Sonne glühend heiß
Zerſchmolz ringsum das Eis;
Dies, dünkt mich, iſt mit kalten Wogen
In ihre Bruſt nun eingezogen.
Nun glänzt ihr im Geſicht,
Wo Roſ' und Lilie ſich paart,
Mild und licht
Die Frühlingsluſt.
Doch ach! Der Winter ſtarrt
In ihrer Bruſt.

An mein Trinkglas.

Bei einem Feſtgelage.

Jetzt trink' ich noch
Aus dir voll Freude
Auf meiner Freunde Wohl und Luſt,
Und rufe laut aus voller Bruſt:
„Sie leben hoch!" —
Doch ach, mein liebes Glas! wir Beide,
Jetzt liebevoll und wonnereich,
Sind an Gebrechlichkeit einander gleich;

Wir trinken jetzt im lauten Zimmer
Auf edler Freunde Luſt und Glück;
Und doch — vielleicht im nächſten Augenblick —
Wer von uns Beiden fällt zuerſt in Trümmer?

Der Schmetterling.

Bleib' Schmetterling! entflieh' mir nicht
Mit deinem bunten Farbenlicht!
Wenn ich dich ſehe, ſo erwacht
Die glückliche Vergangenheit,
Und in die frohe Seele lacht
Die ſchöne holde Jugendzeit.
Mich und mein gutes Schweſterlein,
Wie konnt' es uns gar hoch erfreu'n,
In unſ'rer Kindheit Frühlingstagen
Dich, lieber Schmetterling, zu jagen.
Ich ſtürmte über Thal und Hügel,
Um meinen Raub
Raſch zu ergreifen;
Sie bangte ſchon, den Farbenſtaub
Vom bunten Flügel
Abzuſtreifen!

Die Würde der Kraft.

Wie ſchrecklich tobt der Waldſtrom über Klippen hin!
Die Gegend um ihn her iſt gräßlicher Ruin.
Wild ſchäumt er in die wilde Schlucht hinab,
Und ſtürzt zerſtörend in's zerſtörte Grab.
Wie fürchterlich ſtürmt jenes Berges Flammenwuth!
Die Erde lodert auf, der Himmel ſteht in Glut.
Wie bebt der Tiefe Nacht! Abgründe öffnen ſich;
Verſunk'ner Städte Spur zeigt kaum ein Lavaſtrich.
Entſetzliches Gebrüll durchheult den düſtern Wald;
Hyän' und Tiger kämpft, des Würgers Mordluſt ſchallt.
Der Donner ſtürzt herab — Paläſte lodern auf,
Und die Vernichtung folgt der Seuche bleichem Lauf.
Im Blute watend ſchwingt der Krieg das glüh'nde Schwert:
Hinſinken Tauſende — Elyſien ſind verheert,
Die Leidenſchaften zieh'n mit Dolch und Gift umher;
Der Rache Grimm begrenzt nicht Himmel, Erd' und Meer.

*

Wild, tobende Kraft,
Die nur zerſtört und in den Abgrund rafft,
Sei ferne ſtets, wo Menſchen wohnen,
Vom Kreiſe der Geſelligkeit!
In öden Wüſten ſollſt du thronen!
Dort, wo kein Flehen und kein Schonen,
Sei die Vernichtung dir geweiht!

*

Du nur, edle heilige Kraft,
Die ſchützt und rettet, erhält und ſchafft,

Nur du trittſt in der Menſchen Kreis,
Geſchmückt mit Ölzweig und Palmenreis!
Du, des Mannes Stolz und Ruhm,
Umſchlingſt dann in der Menſchheit Heiligthum
Ihn mit der Prieſterbinde hoher Zierde.

*

Weib und Kind und Greis
Flüchten in ſeinen Kreis,
Er ſtützt der Schwachen Bürde,
Er ſchützet Stadt und Hürde,
Erhält und ſchafft
Durch Kraft,
In ihm verklärt durch Würde.
Was auch der Elemente Wuth verheert,
Was auch der Wilde und das Thier zerſtört,
Der edle Mann
Ebnet des Lebens verwilderte Bahn.
Dem Schrecklichen ſchrecklich und kühn,
Sieht nur Zerſtörendes ihn
Zerſtörend glüh'n;
Aber mit ſchützend erhobenen Armen
Faßt er den Guten und Schwachen mit edlem Erbarmen,
Und bildet durch Muth und Geiſtesſtärke
Beglückende, göttliche Werke.

*

Drum ehren im Manne, der rettet und ſchafft,
Kinder und Greiſe und Frauen

Voll Liebe und ſüßem Vertrauen
Das Bild von der Würde der Kraft!

Das ſcheidende Jahrhundert an den Eroberer.

Mitternacht! halte den Fittig ein,
Daß der Laute dumpfſter nicht ſtöre den Tiefſinn!
Und ihr, der Sterne heil'ge Flammen, ſtrömt die Strahlen
Herab auf der Erde weiten Kirchhof!

✲

Laß ab, o Mond, und ſtarre nicht ſo todtenbleich
Hin auf die leichenvolle Eb'ne! Laß ab,
Fürchterlich heulender Sturm, zerreiße nicht
Ihr blutiges Haar, — laß ruh'n die Erſchlagenen!

✲

Verwehe nicht den Bürgerſegen,
Der über ihnen ſchwebt,
Nicht der Erinn'rung Thräne,
Die um Mitternacht fließt!

✲

Stille Sturm und Todesklage;
Und bei hellerm Monde tritt
Die leichenvolle Eb'ne gräßlicher hervor.
Könige und Feldherrn ſteh'n und ſchaudern.

✲

Tief in ſich ſelbſt gehüllt weint die Nacht,
In Blut gekleidet, ſeine Stimm' ein Röcheln,
Schreitet hoch mit Rieſenſchritten ihr zur Seite
Der Mord über Reiche dahin.

*

Und um ihn drängen der Erſchlagenen
Anklagende, zürnende Seelen,
Seelen, im Leben leidenvoll gereift,
Seelen, am Morgen gepflückt.

*

Die Klage ſchweigt, die Stille ſpricht entſetzlich,
Daß des Jahrhunderts geſchiedener Geiſt
Sich nochmal erhebend vom Grabe der Ewigkeit,
Schrecklich-drohenden Blicks, glühend von Schmerz.

*

„Arme! Arme! (ſo ſtöhnt es)
„Ach, es iſt eure Aſche
„Des Windes Spiel,
„Wie ihr dereinſt des Elends!"

*

„Zu ſegnen war ich euch erkoren.
„Doch Vieler Schwäche, Vieler Wuth
„Gab mir den Fluch. Er iſt erfüllt —
„Ich trauere um Millionen!"

*

„Wetteifern ſolltet ihr in Edelthat und Liebe,
„Und lächeln in weiſeren Freuden;

„Die ſeligſte Stunde
„Gebar der Natur den Menſchen.“

*

„Großer Mörder! wo war Dein Freibrief
„Zum Morde? wer gab ihn Dir?
„Das Recht, das ihm der Himmel nicht gab,
„Konnte nicht gewähren der Menſch.“

*

„Feiernd beging die Stunde
„Deiner Geburt der Fluch; und die Wuth
„Stand hölliſch-lächelnd an Deiner Wiege,
„Zerſtörer der Menſchheit!“

*

Die Stimme ſchwieg; ſo verſiegt ein Meer.
Dumpf raſſelten Gebeine
In tiefer Erde,
Und des Patrioten Fluch erſcholl.

Morgengemälde.

Noch ſchwebt des Mondes blaſſes Silberhorn
Auf dunkler Flut;
Noch brauſet dumpf die dunkle Flut,
Und heil'ge Ruhe thronet
Tiefſchweigend,
Erwartend,

Tiefſchweigend in dämmernder Feier,
Erwartend die öſtlich entglimmende Glut.

✲

Schon hellet ſanftes Roſenlicht den Oſt;
Die Schatten flieh'n.
Schon nahet Aurorens Horentanz
Von Titon's goldnem Torus.
Süß lächelt,
Schön tönen
Schön tönen ihr bräutliche Hymnen,
Süß lächelt die Erd' ihr im blühenden Schmuck.

✲

Hold wallet ſie auf reiner Ätherflur,
Strömt Duft und Thau
Auf halberwachtes Leben hin,
Der Liebe Glut im Antlitz,
Erblaſſend,
Hinſchmachtend,
Erblaſſend verläßt ſie den Himmel,
Hinſchmachtend nach träumendem, dämmerndem Glück.

✲

Triumph! Schon dringt durch graue Meeresflut
Des Tages Gott;
Der Ruhe immer noch zu früh
Hat er die Nacht beſieget.
Lichtwogend,
Siegſchallend,
Siegſchallend begrüßen die Haine,
Lichtwogend die Gipfel der Berge den Gott.

✲

Im Siegespompe fährt er himmelan;
Die Täuſchung flieht.
Zerriſſen hat der Mächtige
Der Dämm'rung Zauberſchleier
Und ſtrahlet
In Mitte
Des Himmels wie ewige Wahrheit,
Dem Adler entzückend, dem Schwächlinge Nacht!

Blutverwandtſchaft durch eine Fliege.

An Nina.

Die arme Fliege ſoll ich tödten,
Mit ihrem Blut die Klappe röthen,
Weil ſie Dich in den Finger ſtach?
Ach! was die kleine Schwärmerin verbrach,
Darf ich nicht ſtrafen, muß vielmehr es lohnen.
Was zu erringen mir ſeit einem Jahr
Trotz allem Streben nicht gelungen war:
Vereinigung mit Dir, —
Verſchafft die holde Fliege mir.
Sie zog ein Tröpfchen Götterblut
Aus Deiner Adern Roſenflut,
Dann eilte ſie von Dir,
Und ſog auch Blut von mir
Aus kaum gefühlter Wunde.

So fließt nun unſer Beiden Blut
In ihren Adern;
Wir ſind durch ſie vereint zum Freundſchaftsbunde.
Soll ich nun mit der kleinen Schelmin hadern? —
Wollt' ich ihr Blut vergießen,
So müßte unſer Blut auch fließen,
Und alſo kann ich ſie nicht haſſen;
Ein ſchöner Irrthum war's: ſie fand,
Die Lilie ſelbſt ſei Deine Lilienhand;
Freiwillig flog ſie dann von Dir
Und gab, des Ichors hocherfreut,
Von ihrem ſüßen Raube mir.
Drum muß ich ihr aus Dankbarkeit
Das Leben laſſen.
Trennt uns die weite Welt als Feind,
Die kleine Fliege hat uns doch vereint.

Als Sidonia einen Liebesbrief verbrannte.

Sie gönnte keinem fremden Blick
Das ihr allein beſchied'ne Glück,
Auf dieſen Zeilen
Schauend zu verweilen.

Vor ihr ſpielt der Lampe Schein;
Sie hält den Brief hinein.
Die Flamm' ergreift ihn ſchnell;
Die Flamme lodert hell,
Sie ſieht es, und ihr Herz
Erbebt vor Luſt und Schmerz.
Der Brief wird, ach! des Feuers Raub;
Das Blatt, noch kaum ſo glühend hell,
Erliſcht und wird ein dunkler Staub.
Nacht folgt dem kurzen Flammenlichte;
Seht hier der Liebe Luſt- und Wehgeſchichte!

Der Nachtwandel des Liebenden.

Umleuchtet vom freundlichen Mond,
Von Sternen überblinkt,
Von Lüftchen leis umſpielt,
Führen holde Fantaſien
Mich den Pfad der Liebe hin.
Still und lieblich ſchläft die Erde,
Nur der Himmel lebt und glüht,
Und mit leiſem Silberfuße
Gleiten Duft und Thau herab.
Leitet mich, ihr holden Sterne,
Durch das Reich der Mitternacht!

Nein, ihr Guten,
Nein, ihr Milden,
Waltet ſanft in eurer Ferne
Ewigruhigen Gefilden,
Da die Sehnſucht in mir wacht,
Und der Liebe ſüße Gluten
Mir zu hellen Flammen facht! —
Holde Stille rings umher,
Süßer Friede in mir ſelbſt!
Holde Stille! ſüßer Friede!
Zieht dahin mit meinem Liede
In der Theuern ſchönes Herz!
Umſchwebet, umwallet, wie Genien, leiſe
Die liebliche Holde mit himmliſcher Weiſe! —
Immer tiefbewegter wird mein Geiſt,
Wie die Sehnſucht ihrem Ziele naht.
Sieh! in holdem Zauberglanze
Steht der Liebſten Haus vor mir,
Und im lichten Elfentanze
Scherzen Weſte im Revier.
Glühend beug' ich meine Wangen
An des Pförtchens Eiſenring;
Aber kalt wird das Verlangen,
Kalt und liebeleer empfangen,
Und ein Schauder faßt mich an.
Ach, Lenette! wirſt auch Du,
Wenn Dir Lieb' und Sehnſucht nah'n

So erwiedern meine Glut,
Daß erſtarren Herz und Blut,
Daß mich fliehen Glück und Ruh?
Fort von dir, du feindliches Schloß,
Das kalt des Herzens Glut erwiedert!
Dir war kein Hauch je warm verbrüdert;
Dich meide Sonn' und Mondenſchein!
Sturm und Hagel geißle dich!
Ein Blitz zerſtöre dich! — — —
Doch nein, o nein!
Vergib! geſegnet ſei dein froſt'ges Band!
Dich drückte ja Lenettens Hand;
Willkommen mir, willkommen!
Du öffneſt mir das Pförtchen,
Und Niemand hat's vernommen.
Des Hofes Wächter regt ſich nicht,
Sanft wedelnd nur an ſeiner Kette;
Und aus des Hofes letzter Ferne
Strahlt, gleich der Liebe holdem Sterne,
An meines Mädchens keuſchem Bette
Des kleinen Lämpchens mattes Licht.
Und ſieh! beim ſäuſelnden Gewinde
Der Reben, rauſcht die Linde
Am off'nen Gitterfenſter duftigkühl:
Traget mich, ihr Zweige,
Daß ich aufwärts ſteige
Zu dem ſüßen Aufenthalt,
Wo der Liebſten Odem wallt!

Wie leicht ich mich ſchwinge!
Wie munter ich dringe
Durch dichtes Laubwerk bis zum Wipfel,
Auf meiner Wonne Gipfel!
In den Blütenzweigen,
Die ſich wiegend neigen,
Ruh' ich ſanft und weich,
Einem Vogel gleich.
Doch ach! des kühnen Spähers ſchönes Ziel,
Das holde Götterbild
In des Gemaches innerm Raum,
Wird mit zu ſtrengem Ernſt verhüllt
Von des grauſamen Vorhangs Spiel,
Das keinen Blick mir gönnen will!
So ſchlumm're ſüß, Du Theu're!
Schlaf ſüß und ungeſtört!
Hier auf dem liebeholden Baum
Schweb' ich ſo friedlich wie ein Traum,
Rein wie Dein Genius,
Sanft wie Dein Kuß,
Froh wie Dein Blick, und fei're,
Du Liebliche, Du Theu're,
Der Geiſternähe ſeliges Feſt!
Ihr ewigen Sterne, höret,
Was meine Seele ſchwöret:
So wie ich hier erhaben ſchwebe
Hoch über der Sinne glühendem Raum

Und nichtiger Freuden vergänglichem Schaum:
So kühn und muthig leb' und ſtrebe,
So hehr und rein erhebe
Sich meiner Liebe Göttertraum.
Du Liebliche, Du Theure!
Dürft' ich Dir mit Mondesſtrahlen,
Dürft' ich Dir mit Roſendüften,
Dürft' ich Dir mit Lautenklängen
Huldgefühle, die mich drängen,
Liebewarm und glühend malen,
Leiſe wie in Frühlingslüften
Wonnelispelnd Quellen wallen:
O ſo würden jede Stunde
Mondesſtrahlen, Roſendüfte,
Lautenklänge, Dich umwallen,
Und bei leiſen Harmonien
Dir Elyſiums Zauber blühen! —
Doch — welche Himmelstöne klingen mir
In's wonnetrunk'ne Ohr?
O ſchweigt, ihr Lüfte! regt euch nicht, ihr Blätter
Ach, faſſe Dich, Du Glücklicher!
Vergehe nicht! — — Lenettens Stimme!
Bin ich im Traum der Lieblichen erſchienen?
Mein Name floß von ihren holden Lippen!
Die Treue preßt' ihn aus den tiefſten Herzen,
Und immer zärtlicher und inniger
Ergießt die ganze volle Seele
Sich in den weichen Flötenton!

Entzückungsſchauer durchbeben
Das Herz und des Blutes beſchleunigten Lauf;
Und namenloſe Wonnen heben
Mich immer höher und höher hinauf.
Schon wall' ich, ein reiner Geiſt, empor,
Und ſchaue näher der Sterne Chor,
Die lieblich des liebenden Scheitel umſchweben.
Dem freudeentkörpten Seligen
Erſcheinen die himmliſchen Götter, die Fröhlichen,
Hat Amor, hat Hebe mich ihrem Olymp geraubt?
Die Nacht entflieht,
Der Himmel erglüht,
Aurora umleuchtet des Glücklichen Haupt!
Ha, welches Gewimmel
Im erwachenden Himmel!
Wie immer gedrängter
Die Götter wallen,
Und tauſend Stimmen
Lautjubelnd erſchallen!
Doch weh mir! aus flammenden Wolkenkranz
Strahlt Phöbus verrätheriſch blendenden Glanz.
Herab, herab von der himmliſchen Höh',
Daß mich des Neides Auge nicht ſeh'!
Herab! denn nur im Stillen
Darf uns des Glückes Wonne füllen.
Meine Näh' verkünde
Ihr, Du holde Linde!

Zum Liebesmale beug'
Ich dieſen Blütenzweig,
Umſchlingend ſeine Rinde
Mit ihrem Buſenband,
Deß myſtiſches Gewinde
Verrathe meine Hand,
Wenn durch des Gitters Stäbe
Ein Zephyr ſein Gewebe,
Von leiſem Hauch bewegt,
Zum ſeidenen Vorhang trägt.

Inhalt.

	Seite
Lichtgeſtalten der heiligen Vorwelt	1
Schah Kuli, oder: Liebe, die Seele der Kunſt. Hiſtoriſche Novelle	77
Die Sehnſucht nach der ſtillen Wohnung. Erzählung .	119
Die vier Temperamente in den vier Jahreszeiten. Humoreske	155
Herr Euſtach Grau. Eine Szene im Irrenhauſe . .	205
Die Erdbeeren, oder: Das wandelnde Geſchenk. Luſtſpiel in drei Aufzügen	223
Lyriſche Gedichte. Erſte Abtheilung	279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Zum Liebesmale beug'
Ich dieſen Blütenzweig,
Umſchlingend ſeine Rinde
Mit ihrem Buſenband,
Deß myſtiſches Gewinde
Verrathe meine Hand,
Wenn durch des Gitters Stäbe
Ein Zephyr ſein Gewebe,
Von leiſem Hauch bewegt,
Zum ſeidenen Vorhang trägt.

Inhalt.

	Seite
Lichtgestalten der heiligen Vorwelt	1
Schah Kuli, oder: Liebe, die Seele der Kunst. Historische Novelle	77
Die Sehnsucht nach der stillen Wohnung. Erzählung .	119
Die vier Temperamente in den vier Jahreszeiten. Humoreske	155
Herr Eustach Grau. Eine Szene im Irrenhause . .	205
Die Erdbeeren, oder: Das wandelnde Geschenk. Lustspiel in drei Aufzügen	223
Lyrische Gedichte. Erste Abtheilung	279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Stanford University Libraries
3 6105 015 207 611
PT
2388
.K83
1843
v.7

Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305